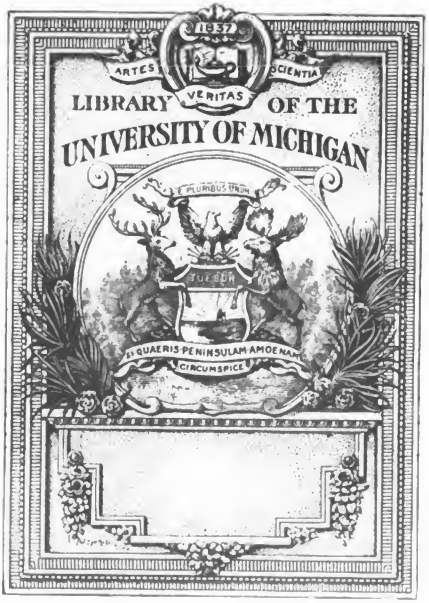
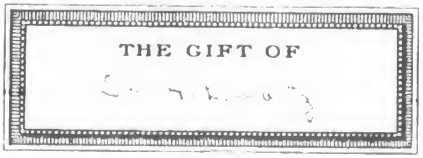
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Digitized by Google

8-10.6
B5-8

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Zehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Germann Schönleins Nachfolger).

Digitized by Google

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Zwei Schwestern. Roman von Georg Hartwig (Fortsetzung und Schluß) 5
Verwehte Spuren. Kriminalroman von Paul Henkes 32
Der Schallerbruder. Novelle von Eugen Schmitt . 98
Die Weißiger Fehde. Eine heitere Geschichte aus der guten alten Zeit. Von B. E. König 140
Wie unsere Gesetze entstehen. Ein Wort zur Aufklärung. Von M. Piehlmann 170
Beginnende Lungenschwindsucht. Ein Mahnruf an das Publikum. Von Dr. med. Eugen Graetzer . 180
Humoristische Streifzüge. Von Richard March. V. Thiernarren 194
Wüstenfabeln. Geographische Skizze von C. Falkenhorst 204
Cirkusblut. Eine Erinnerung aus meinem Vagabundenleben. Von Signor Saltarino 212
Mannigfaltiges:
Der Lancier Griesbach aus Kolmar 222
Das Mahagoni 227
Klassische Unwissenheit 233
Merkwürdige Beispiele von Thierverstand . . . 234
Ein Held 235
Frühere deutsche Münzrechnung 236
Joseph II. und Mozart 238
Amerikanische Wahlwetten 238
„Gewaltsam" verloren gegangen 239
Langsame Wirkung 240
Kurze Kritik 240

Digitized by Google

Digitized by Google

Zwei Schwestern.

Roman

von

Georg Hartwig.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Haunstein wußte kaum, was er sagte oder that, als er, der Aufforderung des Barons folgend, an der Seite der alten Excellenz die Stufen zum unteren Stockwerk hinabstieg.

Drunten im Saal und auf der angrenzenden Veranda hatte sich inzwischen ein so reges Leben entfaltet, daß der Eintritt dieser drei Personen kaum wahrgenommen wurde.

Die junge Welt hielt sich schon im Garten auf, ungeduldig des Augenblicks harrend, wo die gemeinsamen Spiele beginnen sollten.

Wie viele liebliche Mädchengestalten sich auch zwischen den Baumgruppen tummelten, Grethe kam keine gleich. An Bella's Arm, die ihr neidlos den Vorzug zuerkannte, sah sie theilnahmlos in all' die fremden, neugierigen Gesichter, bis Gleiberg's Gestalt zwischen dem Buschwerk hervortrat.

„Du zuckteſt eben?" fragte Bella.

Sie schüttelte das Haupt.

Und doch, zu dem tiefen Leide, welches Grethe um ihre verlorene Liebe trug, gesellte sich seit Kurzem der erste Trieb der Eifersucht. Sie sah mit Schmerz, wie Gleiberg Bella's

Digitized by Google

Gesellschaft jeder anderen vorzog, ohne zu wissen, daß er dies aus keinem andern Grunde that, als weil Bella's Ruhe ihm wohlthat und er sich von ihrer Seite versichert hielt, daß sie seine Person mit vollem Gleichmuth neben sich dulde.

„Du zuckteſt doch zusammen!" sagte Bella noch einmal und weniger liebreich als bisher. „Guten Tag, Herr v. Gleiberg. Kommen Sie, ich will Sie bekannt machen. Du verzeihſt, Grethe!"

Sie gingen gemeinsam in die dichten Gruppen hinein. Grethe sah ihnen bange nach. Erst Addy's helle Stimme unterbrach ihre Träume. Sie kam, von einem Kreise neuer Bekannten umschwärmt, den breiten Kiesweg heraufgesprungen, ganz Feuer, ganz Eifer.

„Grethe! Grethe! Wo steckſt Du denn?"

Das junge Mädchen raffte sich zusammen und trat der Kommenden entgegen.

„Was ist denn geschehen?"

„Komm nur, Du wirſt schon sehen!" rief die ausgelassene Addy, Grethens Hand erfassend und sie mit sich führend bis dicht vor die Stufen zur Veranda zu einer lebhaft sprechenden Gruppe. Dort stand Bella mit Gleiberg, und in demselben Augenblicke, wo Grethe mit Addy erschien, trat von der andern Seite aus der geöffneten Saalthür Botho v. Haunstein an der Seite des Freiherrn heraus.

Ein Blick Gleiberg's in das Antlitz seines vermeintlichen Nebenbuhlers, ein Blick Grethens in das Antlitz des Grafen, ein Blick wiederum des Grafen in das Antlitz der Geliebten und in das ihm unvermuthet entgegen starrende Auge Gleiberg's — und drei Herzen klopften leidenschaftlich bewegt auf. Dem Grafen ward es plötzlich klar, für wen er aufgegeben wurde, und um wen Grethe in jener Nacht zu Nizza geweint hatte.

Digitized by Google

In diesem Augenblick rief Excellenz Liebermann nach ihrem Gesellschaftsfräulein, und Grethe eilte nach höflichem Gruß an Haunstein vorüber die Stufen hinauf.

„So erfüllt sich denn mein Schicksal!“ dachte Gleiberg. Er biß die Zähne zusammen, den inneren Schmerz zu ersticken, und bewegte die Hand, als schleudere er etwas Widerwärtiges von sich ab.

Haunstein vermochte es nicht über sich, ihm mehr als eine kühle Verbeugung zuzuwenden, welche von jener herzlichen Begrüßung in Nizza himmelweit verschieden war. Er fragte nicht einmal dem Umstande nach, welcher den jungen Mann hierher nach Trieberg geführt, ihm genügte, daß Gleiberg anwesend war, seine Rechte auf Grethe v. Reinbold zu beweisen und aufrecht zu erhalten. —

Grethe war nicht sobald in der Generalin Nähe erschienen, als diese ihr auftrug, Bella herbeizurufen.

„Ich komme!“ sagte Letztere etwas zögernd, schritt aber doch unverzüglich die Stufen zur Veranda hinauf.

„Liebe Tante —?“

Die Generalin erfaßte die Hand des jungen Mädchens und sagte leise, ohne daß Jemand davon hörte: „Meine liebe Bella, ein Bekannter von mir, Graf Haunstein, ist von Deinem Vater aufgefordert worden, sich mit euch jungen Leuten zu vergnügen. Er ist es werth, daß Du ihm dieselbe Aufmerksamkeit zuwendest, wie bisher Herrn v. Gleiberg.“

Bella erröthete stark, entgegnete jedoch nichts, nickte und schritt die Stufen wieder hinunter. —

Die Lust stieg mit jeder Viertelstunde. Erst nach eingenommenem Mahle sollte der Tanz in seine Rechte treten. Vorläufig spielte die Musik im Park, und wer sich nicht anderweitig unterhielt, begab sich dorthin.

Am Ufer des See's entwickelte sich ein reizvolles Bild. Festlich geschmückte Gestalten saßen oder wanderten unter den Zweigen der Buchen, während die heiteren Töne der

Digitized by Google

Musik verführerisch herüberdrangen. Das Wasser selbst lag wie ein Spiegel da.

„Ach, Kahn fahren!“ ertönten zehn Stimmen auf einmal.

„Natürlich!“ erwiederte Herr v. Dechend. „Aber nur so Viele als hineingehen.“

„Es sind drei Bänke — also neun Personen!“

„Zu viel!“ sagte der Freiherr lachend. „Sechs!“

„Ach, wir nehmen nur ganz leichte!“

„Wer rudert?“

Zwei Herren traten eilig vor. „Wenn die Damen sich uns anvertrauen wollen!“

„Schade, daß Gleiberg und Kronegg nicht zur Stelle sind,“ sagte Herr v. Dechend, sich umschauend. „Gleiberg ist mir der sicherste. Wissen Sie nicht, wo er steckt, Fräulein Grethe?“

„Nein, Herr Baron. Vorhin glaubte ich ihn dort bei der Musik gesehen zu haben.“

„Dann thun Sie mir den Gefallen, mitzufahren!“ sagte der Freiherr bittend, und fügte leiser hinzu: „Die Leutchen sind etwas aufgeregt.“

Sie nickte. Der Auftrag war ihr sehr willkommen. Hier brauchte sie keine Fröhlichkeit zu heucheln und war zudem der bedrückenden Nähe des Grafen entzogen.

Der Kahn stieß unter fröhlichem Hüteschwenken und Taschentücherwehen ab, welches von der Gesellschaft am Ufer nicht minder fröhlich erwiedert wurde. Dazu spielte die Musik Schubert's süßen Gesang:

„Mitten im Schimmer der spiegelnden Wellen
Gleitet wie Schwäne der schwankende Kahn.
Ach, auf der Freude sanft schimmernden Wellen
Gleitet die Seele dahin wie der Kahn.
Dann von dem Himmel herab um die Wellen
Tanzet das Abendroth rund um den Kahn.“

Digitized by Google

Die Fahrt ging trotz aller Anstrengungen der Rudernden nicht so schnell von statten, als die Eitelkeit der Herren es wünschte. Erstens waren sie ziemlich ungeübt trotz aller Gegenbetheuerungen, und zweitens war das Boot überladen. Dazu kam die übermüthige Laune der Insassen. Die Damen geriethen bald auf den Einfall, ihre Hände in das leuchtende Wasser zu tauchen. Endlich kamen sie sogar auf den Gedanken, Wasserrosen zu pflücken. In der That schwammen die weißen Rosen jetzt in lockender Nähe auf dem Wasser.

„Wir wollen umwenden, dann kommen wir besser heran!" rief der eine Ruderer dem anderen zu.

„Danke! Danke!" jubelten die jungen Mädchen.

Aber die Wendung war sehr kurz und heftig ausgefallen, das Boot schwankte bedenklich, ohne daß einer der Mitfahrenden die Gefahr bemerkte.

„Pflücken! Jetzt pflücken!"

„Nein, nein!" rief Grethe dazwischen, sich gegen den linken Bootrand stemmend, da die sämmtlichen Inhaberinnen der rechten Seitenplätze sich plötzlich weit über den Rand des Fahrzeugs neigten, die schlanken Stengel zu ergreifen. „Nicht so!"

„Still sitzen!" rief jetzt auch der Herr an Grethens Seite besorgt, als das Boot sich sehr bedrohlich auf die rechte Seite neigte.

Zugleich erscholl vom Ufer aus lauter Stimmenklang. Die Worte blieben unverständlich, aber aus den Winken und Zurufen vernahm man, daß die Zurückgebliebenen das Gefährliche der Lage erkannten. Grethe sah hinüber. Sie gewahrte den zurückwinkenden Arm des Freiherrn und das gebieterisch geschwungene Taschentuch der Generalin.

Weiter sah sie nichts mehr.

Die jungen Mädchen, erschreckt von der tiefen Neigung

Digitized by Google

der Gondel und eingeschüchtert durch die Warnungsrufe vom Lande her, wollten ihr Versehen schnell gut machen, indem sie sich mit größter Eile auf ihre Plätze zurückwarfen.

Durch diese heftige Bewegung erhielt das Boot einen so gewaltsamen Stoß, daß es sich mit plötzlichem Ruck nach der entgegengesetzten Seite neigte. Ein kurzer Aufschrei — und Grethe stürzte aus dem Kahne in den See.

Die Damen schrien auf vor Entsetzen und wollten aufspringen. Nur durch die energische Abwehr der beiden Herren wurde neues Unglück verhindert.

Grethens Nachbar sprang zwar ohne Besinnen in die Fluthen, aber er schwamm so wenig sicher, daß er genug zu thun hatte, sein eigenes Leben zu retten. Doch dafür näherte sich jetzt ein anderer Schwimmer vom Ufer her.

Gleiberg hatte sich in demselben Augenblick, wo das Unglück geschah, in die Fluthen gestürzt und schwamm mit sicheren Stößen auf die Ertrinkende zu. Jetzt hatte er sie erreicht, und mit starkem Arm ihr Antlitz über die Wasserfläche emporhebend, schwamm er langsam mit seiner Last dem Uferrande wieder zu.

Der Erste, welcher ihm entgegenstürzte, als er es erreicht hatte, war der Freiherr. Aus seinen Augen flossen Thränen des Dankes und der Freude.

„Mein tapferer Freund! Sie geben mir die Ruhe meines Lebens wieder. Ich veranlaßte dieses arme Kind, die Fahrt mitzumachen."

„Ich that nur meine Schuldigkeit, Herr Baron," sagte Richard v. Gleiberg leise, einen Blick auf das Antlitz der Bewußtlosen werfend. „Lassen Sie mich nun Fräulein v. Reinbold selbst in's Haus tragen. — Ich bin ja naß genug dazu," scherzte er.

Damit nahm er Grethe fester in seine Arme und eilte dem Schlosse zu.

Digitized by Google

Unterwegs öffnete Grethe plötzlich die Augen, und da überkam es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Mochte geschehen, was da wollte, er konnte dem hervorbrechenden Gefühl nicht mehr gebieten.

„Margarethe," flüsterte er mit zitternder Lippe, „ich habe Dir das Leben gerettet, weil ich Dich so namenlos liebe und ewig lieben muß."

Einen Moment schien es, als wolle sie aufschreien, aber im nächsten Augenblick schon sank ihr Haupt wieder auf seine Schulter zurück.

— — — — — — — — — — — —

So schwer auch Angst und Sorge auf Allen geruht hatten, schien dieser Vorfall durch seinen glücklichen Ausgang die allgemeine Feststimmung eher zu erhöhen, als zu dämpfen. Alles freute sich, Alles beglückwünschte sich, man aß und trank und tanzte.

Der Held des Abends war sehr gegen seinen Willen Richard v. Gleiberg.

Als die Generalin wieder im Saal erschien, ging er schnell auf sie zu. „Wie geht es ihr, Excellenz?"

„Sehr gut!" erwiederte sie, das offene Antlitz des jungen Mannes wohlgefällig betrachtend. „Grethe schläft. Und Sie?"

„Es liegt etwas wie ein Alp auf meiner Seele," flüsterte er. „Bei dem Glück eines Mannes, der sein Leben für nichts achtet, wo es die Liebe und die Ehre gilt, sagen Sie mir aufrichtig, Excellenz: ist Haunstein hieher gekommen, um Fräulein v. Reinbold zu werben?"

„Ja!" sagte die Generalin nachdrücklich.

„Hat der Graf Hoffnung?" flüsterte er. „Ja, gewiß, er muß sie haben!"

Das Rauschen der Musik übertönte dieses leise geführte Gespräch.

„Und wenn er sie hätte?" fragte die Generalin ernst.

Digitized by Google

„Dann, dann habe ich ein neues Vergehen an Margarethe v. Reinbold begangen! Dann," er ergriff die Hand der alten Dame, „dann weiß ich nicht, was ich thun ſoll! Ich geſtand ihr meine Liebe, als ich ſie auf den Armen in's Haus trug."

„Wir ſtehen hier im Wege, Herr v. Gleiberg," fiel die Generalin ein, da ſie fühlte, daß das Vertrauen des jungen Mannes ſtark genug ſei, ihr endlich das Räthſel zu löſen. „Haben Sie die Freundlichkeit, mir zu folgen."

Sie ſchritt ihm voran bis in das angrenzende Gemach der Hausfrau. Dort zog ſie den blauſammetnen Vorhang über der Thür zuſammen und ſagte gütig: „Es iſt nicht Neugierde, was mich antreibt, in Ihr Geheimniß einzudringen, ſondern Theilnahme an dem Geſchick eines guten Kindes. Vertrauen gegen Vertrauen. Zum Beweiſe deſſen ſage ich Ihnen, daß Graf Haunſtein keine Ausſicht hat, erhört zu werden."

„Weshalb nicht?" rief Richard v. Gleiberg, wie trunken auffahrend.

„Aus einem ſehr einfachen Grunde, mein junger Freund." Das dunkle Auge der Generalin ſchien bis auf den Grund ſeiner Seele dringen zu wollen, als ſie langſam fortfuhr: „Grethe liebt —"

„Liebt? Und wen? Sie hat einmal geliebt, ich weiß es. Sie hat geliebt, Excellenz," rief er, die Rechte der Generalin ergreifend, „aber dieſe Liebe iſt todt." Er athmete ein paarmal heftig auf. „Margarethe v. Reinbold braucht ſich des Geſchehenen nicht zu ſchämen. Sie hat ſchwer darunter gelitten, und ich konnte ihr doch nicht helfen. Nur meine Liebe hätte es vermocht, und dieſe weiſt ſie zurück."

„Was alſo geſchah zwiſchen Ihnen und Grethe in Seeburg?" fragte die Generalin eindringlich.

„Sie ſollen es erfahren, Excellenz. Das Geheimniß

Digitized by Google

hat außer uns und Margarethens Mutter nur noch einen Mitwisser — Richtenberg. So hören Sie denn!"

Und der Generalin näher tretend, erzählte er mit vor Erregung unsicherer Stimme der aufmerksam Lauschenden die Ereignisse jener Februarnacht in Seeburg; er sprach von seiner Leidenschaft für Käthe v. Reinbold, von seiner irrthümlichen Werbung, von Grethens Liebesoffenbarung, seiner Verblendung, seinem Sühneversuch zu Nizza und seiner erwachenden innigen Neigung für die bessere der beiden Schwestern — von Grethens stolzer Abweisung.

Die alte Generalin unterbrach ihn mit keinem Worte. Diese seltsame Verwechslung klang ihr wie ein Märchen. Und doch, was für Kummer und Herzeleid war einem an und für sich lächerlichen Irrthum entsprungen!

Als Richard v. Gleiberg geendet hatte, legte sie ihre Hand auf seine Achsel.

„Dank für das Vertrauen. Meine arme Grethe ist rein wie das Himmelslicht. Sie sind ebenfalls unschuldig."

Gleiberg sah der alten Dame flehend in das freundlich lächelnde Antlitz. „Sie sagten vorhin, Excellenz, daß Margarethe eine Liebe im Herzen trüge. Wer, wer ist der Glückliche? Haben Sie Mitleid, Excellenz — wer?"

„Und wenn ich nun sagte, es sei eine alte Liebe?"

„Ich?" Einen Augenblick schien es, als wolle er der Generalin zu Füßen stürzen. Aber dann lachte er bitter auf. „Was will ich denn? Auf was hoffe ich denn? Was bin ich Besseres als ein Bettler! Und Margarethe ist so arm wie ich."

„Sind Sie wirklich ganz ohne Aussicht?" fragte die Generalin bedachtsam.

„Ja, ich bin es geworden, zum Theil mit, zum Theil ohne meine Schuld. Sie sollen auch hierin klar sehen, Excellenz."

Digitized by Google

Und nun sprach er von seinem Oheim Ludwig v. Raumer in Genf, schilderte dessen Verhältnisse, seinen grilligen Charakter, dabei aber auch sein gütiges Herz, welches nur zu oft von Eigenliebe und Laune unterdrückt werde.

Die Generalin hatte während dieser zweiten Erzählung mehrmals mißbilligend das Haupt geschüttelt und erklärte nach einer Pause, daß sie diese Angelegenheit für viel bedenklicher halte, als eine leicht verzeihliche Verwechslung, und daß Gleiberg sich mit seinen eigenmächtigen Entschlüssen sehr in's Unrecht gesetzt habe.

„Vergeben Sie mir," bat er, „wenn ich gefehlt habe!"

„Ich?" sagte die alte Generalin sehr ernst. „Richten Sie diese Bitte an Ihren Oheim!"

„Nie!" rief er heftig. „Nie könnte ich in dieser Sache einen einlenkenden Schritt thun und mich dem Verdacht aussetzen, eine Geldunterstützung flüssig machen zu wollen. Eine seiner sarkastischen Bemerkungen würde mich noch elender machen, als ich es jetzt bin."

Die Generalin, welche einen Moment sinnend vor sich niedergeschaut hatte, erhob sehr bestimmt das Haupt. „In diesem Fall erwarte ich von Ihnen, mein lieber Herr v. Gleiberg, daß Sie keinen Schritt thun, Grethens Herz noch mehr zu beunruhigen. Ich rechne sicher darauf!" Sie hielt ihm die Hand entgegen. „Ihr Wort, Herr v. Gleiberg! Von der Liebe allein lebt man nicht. Keine thörichten Geständnisse — Sie haben schon zu viel gesagt!"

„Ich verspreche es und werde mein Wort halten," sagte er, sich völlig erschöpft in einen Sessel werfend.

Die Generalin schüttelte ihm die Hand, zog dann den Sammetvorhang auseinander und ging ohne ein Wort des Abschiedes zur Gesellschaft zurück.

Zwei Stunden später erreichte das Fest sein Ende. Die Wagen rollten fort, die Lichter erloschen. Das Schloß lag finster und still im Mondenschein.

Digitized by Google

Als Alle bereits schliefen, erhob sich die alte Generalin von ihrem Schreibtisch, wo sie in voller Toilette einen Brief geschrieben hatte, siegelte ihn in ihrer sorgsamen Art und steckte ihn in die geöffnet vor ihr liegende Posttasche. Dann nahm sie einen Leuchter vom Tisch und schritt über den Flur in das gegenüber liegende Gemach, welches Grethe bewohnte.

Das Mondlicht drang in vollem Glanze durch die unverhüllten Scheiben und beleuchtete das schlafende Antlitz des jungen Mädchens.

Es war zauberisch schön in dieser magischen Beleuchtung. Die Generalin blickte lange darauf nieder. Endlich huschte ein flüchtiges Lächeln über ihre Lippen. Sie legte prüfend ihre Rechte auf Grethens Stirn, nickte befriedigt und verließ geräuschlos das Gemach.

16.

Mochte es eine Nachwirkung der jähen Abkühlung seines erhitzten Körpers sein oder die Folge jener seelischen Erregung, in die ihn das Gespräch mit Excellenz Liebermann versetzt, genug: Richard v. Gleiberg fühlte sich am folgenden Morgen nach einer schlaflos verbrachten Nacht so unwohl, daß er außer Stande war, sein Bett zu verlassen. Fieberschauer peinigten ihn nebst einer Ueberempfindlichkeit aller Sinne, die auf eine schwere Erschütterung des ganzen Nervensystems hindeutete.

Sobald diese Kunde in das Schloß drang, erregte sie dort einen Sturm von Beileid und Hilfsanerbietungen. Herr v. Dechend schickte einen reitenden Boten nach seinem Hausarzt, und die Generalin eilte sogar in das Wirthschaftshaus an das Lager des jungen Mannes.

„Wie geht es Fräulein Grethe?“ fragte Gleiberg leise.

Digitized by Google

„Vortrefflich!“ sagte die Generalin, ihm die Hand drückend. „Aber jetzt Ruhe, mein Lieber!“

Sie blieb so lange am Bett sitzen, bis Herr v. Dechend mit dem Arzte sie ablöste. Draußen begegnete ihr Fritz Kronegg. Trotzdem derselbe, glühend von Sonnenhitze, soeben erst vom Felde heimgekehrt, erbot er sich doch augenblicklich, die Pflege bei seinem Kollegen zu übernehmen, und erntete dafür von der Generalin ein sehr beifälliges Kopfnicken.

Da der Arzt unbedingte Ruhe um die Person des Kranken forderte und die Besuche auf das äußerste Maß zu beschränken bat, mußten sich Alle damit begnügen, die Berichte über das Befinden des Kranken aus Kronegg's Mund entgegenzunehmen. So wurde dieser die sehnlichst erwartete und am liebsten gesehene Persönlichkeit auf Trieberg.

Während Richard v. Gleiberg durch Kunst und Natur mühsam vor einem schweren Nervenfieber bewahrt blieb, verbrachte Grethe ihre Tage in einer Art von wonniger Betäubung, bis der Augenblick kam, wo sie ihres Geliebten und Lebensretters Krankheit erfuhr. Da zerriß der Traum, in welchen sein Liebesgeständniß sie gewiegt.

Eine blendende Helle erfüllte ihr plötzlich Herz und Gedanken, daß Grethe einen Moment selbst davor erschrak. Aber fest entschlossen suchte sie die Generalin in deren Zimmer auf.

Der Widerschein ihrer Gefühle lag wie Sonnenglanz über Grethens Zügen, als sie an den Nähtisch der alten Excellenz trat. Nicht vor dieser schamvoll niedersinkend, sondern muthig, wenn auch tief bewegt, enthüllte sie das Geheimniß ihres Herzens. „Wenn er reich und glücklich wäre,“ schloß sie hoch aufathmend, beide Hände gegen die Brust drückend, „würde ich ihm mein Empfinden vielleicht noch vorenthalten haben; aber,“ und jetzt füllten sich

Digitized by Google

ihre blauen Augen mit Thränen, „aber er ist arm, unglücklich und krank. Jetzt gibt es für mich keine selbstsüchtigen Bedenken mehr. Ich liebe ihn über alle Vernunftgründe, ich liebe ihn mehr als Alles in der Welt! Und das soll er wissen. Es wird ihm ein Sporn sein zur Genesung oder ein Trost im —"

Sie brach ab und sank der Generalin zu Füßen. Diese aber öffnete schnell die Arme und umfing das junge Mädchen.

„So ist's recht!" sagte sie freudig bewegt. „So spricht ein echtes, rechtes Weib. So liebe ich Dich, Kind. Hoffen wir, daß sich der goldene Siegespreis dazu findet."

„Also —" sagte Grethe schüchtern.

„Also wollen wir den Kranken so lange in Ruhe lassen, bis er ein vernünftiges Gespräch wieder gut vertragen kann. — Rollte da nicht ein Wagen?"

„Ich hörte es auch. Gewiß der Arzt!"

Die Kammerjungfer trat ein und endete das Gespräch. —

Während dessen saß Frau v. Dechend neben ihrem Gemahl im kühlen Thurmzimmer, Beide in eifriger Unterhaltung darüber, wie die Zukunft des jungen Mannes am zweckmäßigsten gestaltet werden könne. Des Freiherrn Versicherung, ein Geldopfer nicht scheuen zu wollen, unterbrach der Eintritt des Dieners, welcher eine Karte in der Hand trug.

„So früh am Tage?" sagte Frau v. Dechend erstaunt, ihrem Gatten die Karte hinreichend. „Und bei mir läßt er sich anmelden?"

„Bei der Frau Baronin."

„Na, da bleibt nichts übrig, als ihn zu empfangen. Aber was geht mich dieser fremde Mensch an!"

„Wir werden es ja wohl erfahren."

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später ward Addy's helle Stimme

Digitized by Google

im Garten laut. Sie kehrte mit ihrer Freundin aus dem Parke zurück. „Ich bin braun gebrannt wie ein Mohrenknabe!“ rief sie lachend. „Ach, wenn mich unser Erbübel so sähe — da würde es eine schöne Strafpredigt setzen.“

„Still! Papa ruft Dich aus dem Fenster,“ fiel Bella ein.

In der That, das weiße Haupt des Freiherrn beugte sich aus einem Fenster des Thurmgemaches.

„Fräulein Addy! Fräulein Addy!“

„Soll sie herauf gehen, tanzen oder springen?“ fragte die kleine Brünette, ihre zierliche Figur in die Höhe reckend.

„Fliegen!“ scherzte der Freiherr, sich zurückziehend.

„Also paß auf, Bella!“ rief Addy, nahm einen Anlauf und eilte die Treppe herauf bis mitten in's Zimmer hinein. Dort blieb sie einen Moment wie angewurzelt stehen.

„Ha, was ist denn plötzlich?“ fragte der Freiherr lachend. „Fliegen Sie doch noch ein bischen weiter.“

„Aber bin ich denn blind?“ rief sie, ihre Augen reibend. „Dies ist ja —“

„Addy. Meine geliebte Addy!“ rief Emmo v. Richtenberg, seine Arme ausbreitend.

„Er ist es wahrhaftig!“ jubelte sie auf, sich hineinstürzend. „So etwas ist ja ganz unerhört!“ — Aber gleich darauf trat sie mit schamhafter Verwirrung zurück. „Bitte, liebe Frau Baronin, seien Sie nicht böse! Wir dürfen uns nämlich nicht —“

Frau v. Dechend umarmte sie und reichte ihr ein bereits geöffnetes Schreiben.

„Lesen Sie, was Herr v. Richtenberg mir von Ihrer Mutter überbracht hat.“

Addy empfing den Brief mit zitternden Händen, ohne es zu wagen, ihren Geliebten anzusehen, und las halblaut:

Digitized by Google

„Hochverehrte Frau Baronin!

Sie werden es einem Mutterherzen verzeihen, wenn ich die Bitte an Sie richte, dem Glück unseres Kindes behilflich zu sein. Der Lieutenant v. Richtenberg und Addy lieben sich. Wir persönlich haben gegen diese Verbindung nicht das Geringste einzuwenden, aber Familienverhältnisse —"

„Aha! Dieses Familienverhältniß kennt man schon! Es heißt Josepha Plüddemann," schaltete Addy hastig ein.

„Familienverhältnisse zwingen uns zu Addy's eigenem Besten — es handelt sich um eine Erbschaft von mindestens hundertfünfzigtausend Thalern — Herrn v. Richtenberg's Werbung offiziell abzulehnen. Doch die Ueberzeugung, daß Beide für einander geschaffen sind, läßt uns unsere Zuflucht zu einer Art Kriegslist nehmen. Wir gaben Herrn v. Richtenberg den Rath, nach Trieberg zu fahren und sich dort mit Addy zu verloben, um uns mit einer vollendeten Thatsache zu überraschen. — Wenn Sie, hochverehrte Frau Baronin, alsdann die Güte haben wollen, uns von diesem freudig erwarteten Ereigniß telegraphisch zu benachrichtigen, so werden wir augenblicklich aufbrechen, die lieben Ungehorsamen heimzuholen, und Ihnen sowie Ihrem Herrn Gemahl unseren wärmsten Dank für Ihre Theilnahme an unserer lieben Addy Glück auszusprechen."

Addy ließ das Blatt sinken und schluchzte auf. „Meine gute Mutter!" Dann lachte sie aus vollem Herzen. „Meine gute Mutter! So ein prächtiger Einfall!" Sie faßte Emmo v. Richtenberg bei den Händen und drehte sich mit ihm im Kreise, bis er die kleine Ausgelassene faßte und in seine Arme zog.

Was nun folgte, erfuhr außer den Beiden kein Mensch. Der Freiherr und seine Gemahlin hatten heiter lachend das Zimmer verlassen.

Digitized by Google

Draußen scherzte der Baron. „Nun weißt Du genau, was der Mensch von Dir wollte. Ich kann Dir aber auch sagen, was er fernerhin noch gerne haben möchte: ein solides Frühstück!“ —

Die Depesche ging gleich darauf ab. Der Geheimrath brachte sie mit angenommenem Erschrecken zu Fräulein Josepha Plüddemann und theilte ihr den Entschluß seiner Gattin mit, die Ungehorsamen sofort aufzusuchen und zur Rede zu stellen.

„Natürlich kann ich,“ fügte er mit gut gespieltem Verdrusse hinzu, „jetzt, wo die Sache vor so vielen fremden Menschen ruchbar geworden ist, den Namen meiner Tochter nicht bloßstellen. Beiße also, verehrte Tante, wie wir in den sauren Apfel und laß uns den ewigen Quälereien ein Ende machen, die Dich in Deiner kostbaren Gesundheit so schwer schädigen. Wir erleben sonst noch, daß das ungehorsame Paar eines Tages auf und davon geht.“

Endlich, nach einem halbstündigen sehr scharfen Hinweise auf ihre uneingeschränkte Dispositionsfähigkeit in Betreff des Vermögens, ging Fräulein Plüddemann einen Waffenstillstand ein und versprach, bei gebührender Reue der Schuldigen, die Verlobung als solche anzuerkennen.

Dies nahm der Geheimrath für eine vollgiltige Erlaubniß, mit seiner Gemahlin nach Trieberg abreisen zu dürfen, die einzige Tochter als Braut zu begrüßen und zu segnen. —

Mit Jubel von Addy und Richtenberg empfangen, von Seiten der Familie Dechend mit herzlichster Gastfreundschaft, hielt das geheimräthliche Paar seinen Einzug zu derselben Stunde, als Richard v. Gleiberg zum ersten Mal sein Lager verließ.

Die Generalin, eine geschworene Feindin jeglicher Komödienspielerei und infolge dessen gegen die Kommenden im Voraus eingenommen, obgleich sie sich über das

Digitized by Google

Glück des kleinen Saufewindes aufrichtig freute, wartete nur die erste Begrüßung ab, um gleich darauf an die Seite ihres Schützlings zu eilen.

Sie fand Gleiberg am offenen Fenster sitzend und nach dem grünen Park hinüberschauend, als wollte er mit seinen Blicken die dichten Zweige durchdringen bis zu jener Stelle, wo er sein Liebstes im Arm gehalten und an's Herz gedrückt.

Als die alte Generalin eintrat, machte Gleiberg einen schnellen Versuch, sich zu erheben. Aber die Generalin rief mit lauter Stimme: „Nicht gerührt von der Stelle! Nur still sitzen! Ich komme schon!"

Er streckte ihr dankbar beide Hände entgegen.

„Sie haben einen tüchtigen Schritt vorwärts gemacht, lieber Gleiberg, vom Bett auf den Stuhl. Und von diesem geht's hoffentlich bald in's Freie!"

„Und dann fort!" sagte er leise.

„Wohin?"

„Gleichviel," entgegnete er, wobei seine bleichen Züge sich jäh färbten. „Nur fort aus dieser Luft! Sie erstickt mich!"

„Der Gedanke ist so übel nicht," fiel die Generalin ein. „Luftveränderung ist manchmal sehr nützlich. Vorläufig wollen wir Sie aber erst auskuriren."

„Seit einigen Tagen ist neuer Besuch im Schlosse?" fragte er ablenkend.

Gleiberg hatte Richtenberg's Namen nicht erfahren, da sowohl Kronegg, als die Dienerschaft strenge Weisung erhalten hatten, ihm denselben zu verschweigen, um keine vorzeitigen Gemüthsbewegungen hervorzurufen.

„Ja, ziemlich viel Besuch ist dort. Es geht recht lustig zu," sagte die Generalin lächelnd.

Grethens Name brannte Gleiberg im Herzen und auf der Zungenspitze, aber er konnte sich nicht entschließen, ihn auszusprechen.

Digitized by Google

„Haunstein hat einen liebenswürdigen Brief an Vetter Dechend geschrieben," fuhr die Generalin fort, „worin er sich noch einmal für die gastliche Aufnahme in dessen Hause bedankt. Wenn ich Alles so genau wüßte als wie, daß der Graf binnen Jahresfrist abermals dieses Schloß aufsucht —"

„Weshalb?" fragte Gleiberg zerstreut.

„Bella ist wie geschaffen für ihn, und sie werden sich finden."

„Möchte sie glücklich werden!"

„Hm, diese Nachricht sollte Sie doch etwas mehr freuen! Kranke Menschen aber haben eben kranke Empfindungen, was Sie daraus sehen, daß ein Kranker sich über nichts freuen mag, noch kann."

„Dann bin ich übergesund," sagte Richard mit warmer Herzlichkeit, „denn meine Freude über den Besuch Eurer Excellenz ist tief empfunden."

„Schon gut! Demnächst werden Sie auch an anderen Dingen Freude haben, als an einer alten Frau. Somit wollen wir die Sitzung aufheben. Es ist genug geschwatzt," sagte sie scherzend, indem sie zur Thür hinausging.

Ueber den Hof schreitend betrat sie die schattige Kastanienallee, welche zum Schloß hinaufführte und das Gut vom Herrenhause trennte.

Auf den angrenzenden Feldern wurde schon der Roggen gemäht und in Schwaden gesetzt. In das Klingen der Sensen hinein mischte sich der fröhliche Gesang der Binderinnen. In der Ferne wirbelte Staub empor. Die scharfen Augen der Generalin verfolgten interessirt die kleine graue Wolke zwischen den Bäumen. Sie kam näher.

Jetzt ließ sich ein leichter Halbwagen unterscheiden, der, von zwei schweißbedeckten Pferden gezogen, in scharfem Trabe die Allee heraufuhr. Die Generalin bemerkte darin einen einzelnen Herrn, der sein Taschentuch ununterbrochen

Digitized by Google

von der Stirne herab bald hinter das rechte, bald hinter das linke Ohr führte.

Jetzt war das Gefährt so nahe gekommen, daß der Kutscher die Generalin ehrfurchtsvoll grüßte.

„Halt!“ rief der Insasse des Wagens, plötzlich in die Höhe springend und sein Taschentuch zum letzten Mal, aber auch mit verdoppelter Energie benutzend. „Ich steige aus!“

Damit sprang der Fremde aus dem Wagen und näherte sich mit hastigen Schritten der Generalin.

„Bei dem Haupte Mimir's, des weisen Zwerges,“ rief er, seinen breitrandigen Strohhut vom Kopf nehmend und gegen die Generalin schwenkend, „und aller Derer, welche mit ihrer Weisheit den eigenen Kopf nicht schützen konnten, ich irre mich nicht! Dies oder keine ist die Norne, welche den Schicksalsfaden meines rappelköpfigen Neffen um die Spindel eines excellenten Schreibens wand!“

Die Generalin nickte belustigt. „Wenn Sie Ludwig v. Raumer heißen, so sind Sie zur rechten Zeit gekommen.“

„Um so besser!“ sagte er, ihr herzlich die Hand schüttelnd. „Aber wie? Erbärmlich genug! Der nothwendigen Wassertheile des Blutes zur Hälfte entledigt, dem Schlagfluß nicht abgeneigt. Und das Alles, weil der verrückte Mensch einer verständigen Frau über den Weg gelaufen ist!“

„Dieser verrückte Mensch ist mehr werth, als zehn sogenannter Geschеidter, die lieber Nachfrage halten, wo der Oheim den Geldbeutel trägt, als wo er sein Herz hat. Ein Idealist, mein lieber Herr v. Raumer, vom Schlage Ihres Neffen, ist in unserer Zeit ein seltenes Schaustück.“

„Ja, von diesen Idealen wird er außerordentlich fett werden!“ spöttelte der alte Herr. „Solche Raritäten,“ wie Sie sagen, kann man gerade in dieser schändlichen Welt gebrauchen.“

Digitized by Google

„Sie würden nicht ſo ſprechen," fiel die Generalin tadelnd ein, „wenn Sie wüßten, daß Richard v. Gleiberg ſoeben erſt von einer ſchweren Krankheit geneſen iſt."

„Krank?" rief der alte Herr plötzlich mit ganz anderer Stimme, und der ſpöttiſche Ausdruck ſeines Geſichtes verwandelte ſich in ängſtliche Ungeduld. „Der arme Junge iſt krank? Seit wann? Und ich weiß nichts davon und vertrödelte ſo viele Tage mit der Abwägung des Für und Wider? — Excellenz, das ändert die Sache!" Er nahm abermals ihre Hand. „Sie haben ihn natürlich gepflegt? Jawohl, ich ſehe es. Und Sie würden auch wahrſcheinlich ſpäter noch ein bischen Fatum geſpielt haben?"

„Dechends und ich ganz gewiß!" beſtätigte die Generalin.

„Ei, ſo rühre ſich Keiner!" rief Herr v. Raumer hitzig. „Das ſollte dem alten Raumer paſſiren! Sie mögen tadeln, was Sie wollen, verehrte Excellenz, die ſtrafbare Abſicht, mich, ſeinen beſten Freund, zu kränken für das eigene Unrecht, war vorhanden. Ich hatte Grund zu zürnen —"

„Aber doch nicht mehr, wenn er bereut!"

„Thut denn das der Windbeutel, wollte ſagen der arme Junge, wirklich?" forſchte Herr v. Raumer dringend. „Fühlt er ſo halbwegs etwas vom verlorenen Sohn in ſich? Der ländlichen Beſchäftigung nach, welche er ergriff, könnte man es faſt vermuthen. Es wäre ſonſt nämlich eine kitzliche Sache, ihm als Vormund und Onkel meine Verzeihung gewiſſermaßen an den Kopf zu werfen."

„Wenn Sie arm wären, hätte er Sie längſt zu verſöhnen geſucht. Aber er ſcheut neben Ihrem Spott Ihr Geld."

„Na, da muß er eben mit irgend einer Abnormität des Schädelbaues geboren ſein! Ich habe wohl ſchon von Waſſerſcheu reden hören und noch häufiger von Arbeitsſcheu — aber von Geldſcheu habe ich noch nichts gehört. Dieſe ideale Tollheit hat er entdeckt. Beim

Digitized by Google

heiligen Mammon, wer in aller Welt sollte mein Erbe sein, wenn nicht er?"

„Nun, dann wollen wir die Sache schon in's rechte Geleise bringen," sagte die Generalin. „Zunächst seine Liebe —"

„Liebe?!" rief der alte Herr erstaunt. „Er hat ja eben erst geliebt! Ich denke, dieser Unfug ist glücklich vorüber?"

Die Generalin erzählte hierauf in ihrer schneidigen Kürze, was sie dem Briefe nicht hatte anvertrauen wollen. Der alte Herr sah sehr ernst drein.

„So! Hm! Eine seltsame Geschichte!" Endlich erhob er lächelnd den Kopf. „Na! Wenn er sich aber wieder in der Person irrte, was dann?"

„Sie sind wirklich ein unverbesserlicher Mensch!" rief Excellenz Liebermann halb ärgerlich, halb belustigt. „Jetzt kommen Sie, wohin Ihr Herz Sie zieht."

Der alte Herr folgte ernsthaft und schweigsam. Als sie die Treppe des Wirthschaftshauses emporstiegen, sah sich Herr v. Raumer mit zusammengeschlagenen Händen um.

„O du heilige Einfalt! Hier? Und er konnte dem Montblanc in meinem Heim jeden Tag guten Morgen und guten Abend sagen und die blauen Wellen des Genfer Wasserbeckens rauschen hören!"

Die Generalin verschwand in Gleiberg's Zimmer. Dieser sah ihr überrascht entgegen.

„Ich bringe Ihnen nun doch früher Besuch, als Sie glaubten."

„Wer ist's?" fragte er schnell.

„Ein —"

Sie konnte nicht vollenden. Von seinem warmen Gefühl getrieben, drängte Herr v. Raumer sich an der Excellenz vorüber.

„Junge, Junge, weshalb dieses Alles!" rief er in

Digitized by Google

tiefer Wehmuth, als er in die blassen Züge seines Neffen schaute.

„Onkel! —"

Herr v. Raumer stand schon neben ihm und umarmte ihn mit einer Zärtlichkeit, welche alle Ironie, allen Zorn, alle Ungerechtigkeit vergessen machte.

Als der alte Herr sich triumphirend umsah, war das Zimmer leer. Die Generalin hatte die Thür geräuschlos hinter sich zugezogen.

— — . — — — — — — — — — —

Selbstverständlich erregte die Kunde von der Ankunft dieses neuen Gastes im Schlosse allgemeine Freude und gespannte Erwartung. Am heftigsten wirkte die Nachricht auf Grethe. Leichenblaß und mit zitternden Armen warf sie sich der Generalin an die Brust.

„Ich denke," sagte diese, ihrem Liebling die blonden Haare aus der Stirn streichend, „wir machen nun kein Geheimniß mehr daraus, sondern bekennen frei, daß Richard v. Gleiberg und Grethe v. Reinbold ein altes Liebespaar sind."

Herr und Frau v. Dechend drückten das liebliche Mädchen abwechselnd an's Herz. „Er soll nur Schwierigkeiten machen, dieser Genfer Tyrann!"

Bella hatte wohl zuerst ein schmerzliches Gefühl der Enttäuschung empfunden, aber Scham und Zuneigung führten sie schnell den richtigen Weg. Sie küßte Grethe mit feuchten Augen.

Endlich trat der Vielbesprochene in den Saal. Herzlich willkommen geheißen von seinen liebenswürdigen Wirthen, wandte er sich sogleich den drei jungen Mädchen zu, und fragte mit schlecht verhehlter Bewegung: „Wer also ist das leichtsinnige Mädchen, das meinen toll- und querköpfigen Neffen zum Ehemann nehmen will? Sie komme und lasse sich beschauen!"

Digitized by Google

Excellenz Liebermann führte ihm die in ihrer schamhaften Verwirrung doppelt reizende Grethe entgegen. „Hier!“

„Nicht übel!“ sagte der alte Herr, das junge Mädchen lächelnd bei der Hand fassend, und ihr gesenktes Kinn emporhebend, „wahrhaftig nicht übel! Der Junge hat keinen schlechten Geschmack!“

Dann aber, an die Leiden denkend, welche die Liebe zu seinem Neffen über die erröthend Schweigende gebracht, nahm er Grethe plötzlich warm in die Arme und flüsterte: „Kleines, tapferes Mädchen! Wenn der Querkopf nicht Alles gut macht! Wir lassen ihn sonst im Elysium seiner Dachstube die Freuden ausgenießen, die er sich eingebrockt hat.“ —

Eine Stunde später schrieb Grethe mit überströmendem Herzen einen langen Brief an ihre Mutter, diese um Zustimmung und Segen bittend für ihre Herzenswahl, von der sie nie ablassen werde in Freud und Leid bis an den Tod. Zugleich sandte die Baronin im Namen ihres Gemahls eine Einladung an Frau v. Reinbold ab, die Verlobung ihrer Tochter auf Trieberg feiern zu wollen.

Welche Stürme auch der Name Gleiberg in Frau Jutta's Mutterherzen entfesselte, als sie der frühverlorenen, immer gleich schmerzlich betrauerten Käthe gedachte, die Sehnsucht nach dem zweiten Kinde war doch größer. Sie reiste ab, voller Zuversicht in Grethens Charakterstärke und in die Einsicht der alten Excellenz. —

Am Morgen, bevor Frau Jutta in Trieberg eintraf, wandelte Grethe zwischen den thauigen Rosen, der Mutter einen Begrüßungsstrauß zu pflücken. In ihrer Seele war es licht und klar, nur die Erwartung, den Geliebten wiederzusehen nach jenem von Angst und Schmerz erpreßten Geständniß seiner Liebe, goß eine süße Unruhe durch ihre Adern. Grethens Wangen erglühten davon.

Digitized by Google

Ihr Herz pochte ſchneller. Sie hörte es nicht, daß Schritte ſich ihr näherten.

„Margarethe!“ flüſterte Richard's Stimme ganz dicht neben ihr.

Sie ſchrak auf. Die Roſen in ihrer Hand fielen zur Erde.

„Meine ſüße Margarethe!“

„Richard!“

Er ſchloß ſie in ſeine Arme und küßte den Mund, der ſich ihm bot.

„Verzeihe mir Alles, was ich Dir angethan habe!“ flüſterte er leidenſchaftlich hingeriſſen. „Ich war blind, urtheilslos und grauſam gegen Dich — aber auch gegen mich ſelbſt. Was ich um Dich und durch Dich litt, war mehr, als ich verſchuldet habe.“

„Geliebter!“ ſagte Grethe mit vor Glück bebender Stimme. „Dieſer Augenblick macht Alles, Alles wieder gut. Wir ſind glücklich! Vergeſſen ſei, was vergangen iſt!“

„Du weißt es nicht, was Du mir biſt!“ rief er. „Du kannſt es nicht wiſſen! O Margarethe, ich finde keine Worte, ich finde keinen Gedanken mehr außer Dir! Du biſt der gute Engel meines Lebens, aber auch das Weib, das —“ Er preßte ſie an ſich und ſah ihr wie trunken in das erglühte Antlitz.

Die Sonne ſtrahlte auf ſie herab. Die Roſen dufteten um ſie her. Ueber ihnen zwitſcherten tauſend frohe Sänger ihr helles Morgenlied. In ihnen ſelbſt aber war ein noch viel ſchönerer Sommertag aufgegangen.

Die Minuten verfloſſen zu Viertelſtunden. Sie merkten es nicht. Aus der Tiefe ihrer erregten Herzen drang nun hervor, was Jeder ſtill für ſich getragen ſeit jener Februarballnacht.

Plötzlich rief Addy's helle Stimme in das ſüße Zwiegeſpräch hinein: „Aber Grethe, was machſt Du denn ſo

Digitized by Google

lange bei den Rosen? Komm'! Die Anderen sitzen schon beim Frühstück."

Damit sprang sie vor ihrem Begleiter den Gartenweg hinauf zur Rotunde, blieb aber wie angewachsen stehen, als sie Gleiberg, Grethe am Herzen haltend, erblickte und klatschte in die Hände: „All' meine Pulse schlagen — und das Herz wallt ungestüm! — Herr v. Gleiberg, ich denke, Sie sollen erst um zehn Uhr aufstehen und dann feierlich zur Gratulationscour im Schlosse erscheinen?"

„Früh gefreit, Fräulein Addy," sagte er, sich scherzend zur Seite wendend, „hat Niemand gereut."

„Ha, was aber jetzt!?" jubelte die Kleine, mit beiden Händen auf Richtenberg zeigend, der eben um das Gebüsch trat, beide Arme gegen den einstigen Kameraden ausstreckend.

Und tief erschüttert stürzte Gleiberg an Richtenberg's Brust. —

Am Abend dieses glücklichen Tages führte Herr v. Raumer die alte Excellenz bei Seite.

„Die Mutter meiner zukünftigen Nichte ist einverstanden, meine zukünftige Nichte ist einverstanden, mein Neffe ist einverstanden, Sie sind einverstanden, ich bin einverstanden, wir Alle sind einverstanden: der tolle Junge tritt wieder in die Armee ein. Ein Gut kann er nicht bewirthschaften, denn er versteht noch nichts davon; faulenzen bei mir will er nicht, so wollen wir des Kaisers Genehmigung nachsuchen, daß er wieder in die Rangliste aufgenommen wird. Alles Uebrige ist meine Sache."

„Das wird gern bewilligt werden, wie die Verhältnisse hier liegen!" sagte die Generalin zuversichtlich. —

Und so geschah es.

Als flotter Ulanenlieutenant führte Richard v. Gleiberg seine schöne Braut zum Altar und zur Hochzeitsreise nach Genf und Berlin.

Er hat eine glänzende Carrière gemacht.

Digitized by Google

Der Zufall fügte es, daß bald nachher auch Herr v. Richtenberg in jenes Regiment versetzt ward.

Die beiden jungen Paare führen ein geschwisterlich-inniges Zusammenleben.

Fräulein Josepha Plüddemann lebt immer noch und macht nach wie vor jährlich ein anderes Testament. Aber der Geheimrath fürchtet es nicht mehr, seit er weiß, daß seine Addy auch ohne diese Erbschaft gut versorgt ist.

Frau v. Reinbold wirthschaftet mit Sperberchen ruhig und, so weit es ihre Naturveranlagung gestattet, auch thätig weiter in der Lindenstraße zu Berlin unter dem Schutze der alten Excellenz.

Diese hat ein neues Gesellschaftsfräulein engagirt und erzieht auch dieses wieder zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Grethe und Bella sind zu Erben ihres großen Vermögens eingesetzt.

— — — — — — — — — — — —

An demselben Tage, wo Richard v. Gleiberg Grethe v. Reinbold zum Traualtar führte, ertönten die Hochzeitsglocken auch im fernen Thüringer Thale mit glückverkündendem Klange.

Rudolph Steinert reichte der treuen Hüterin seines Lebens, Elsbeth Mützler, in dankbarer, ernster Zuneigung die Hand für's Leben.

Seine Leidenschaft ist todt. Sie ruht tief eingesargt in Käthens Grabhügel, den Immergrün und Epheu längst dicht umschlingen — ein Symbol der Versöhnung, welche Rudolph Steinert für das schöne unglückliche Weib im Herzen trägt.

Seine Thatkraft ist ungebrochen, wie sein emporstrebender Geist. Eine Größe in seinem Berufe, zählt sein Reichthum nach Millionen, ohne daß die schlichte Einfachheit seines Wesens irgend welche Veränderung erführe. Zufrieden im Kreise seiner Familie, umgeben von Weib

Digitized by Google

und Kind, blickt er auf das Geschehene wie auf einen schweren Traum zurück, aus dem ein gütiges Geschick ihn bei Zeiten erweckte.

Trieberg blieb nach wie vor ein starker Anziehungspunkt für Alle, bis endlich Graf Haunstein's Vermählung mit Isabella v. Dechend den größten Theil derselben abermals zu einem fröhlichen Beisammensein dort vereinte.

Haunstein und Bella sind so glücklich geworden, als zwei gute, zärtliche Menschen es nur werden können.

Ende.

Digitized by Google

Verwehte Spuren.

Kriminalroman

von

Paul Henkes.

(Nachdruck verboten.)

1.

Warm und hell schien an einem Vormittage im Juli die Sonne auf die Straßen der Stadt hernieder.

In der vergangenen Nacht hatte sich ein schweres Gewitter über dem mäßig weiten Thalkessel, in welchem die Stadt lag, entladen. Noch hingen an dem Gezweig der Bäume und Sträucher die schweren Regentropfen, aber blau und verheißend lachte der Himmel schon wieder zur Erde nieder. Nur am äußersten Rande des Horizontes, dort, wo die in einem weiten Gürtel die eigentliche Stadt umgebenden Fabrikschlote ihre schwärzlichen Rauchmassen zum Himmel empor wirbelten, schien ein fahler Nebel die Stadt gleichförmig von der Außenwelt abzusperren.

Vor einer in vornehmem Style erbauten zweistöckigen Villa der Kochstraße hielten zwei Wagen. Mehrere dunkelgekleidete Herren, sowie einige Schutzleute in Uniform, entstiegen denselben.

Der zuerst Ausgestiegene war ein schlanker, hochgewachsener Herr von einigen fünfzig Jahren mit einem klugen, von einem leicht ergrauten Vollbart eingerahmten Gesicht, die kalt und scharf blickenden Augen hinter zwei goldumränderten Brillengläsern halb verborgen.

Digitized by Google

Er war es auch, der sich an den Schutzmann wendete, welcher unmittelbar hinter dem das Portal der Villa öffnenden Diener erschien und militärisch grüßte.

„Wie lange sind Sie schon zur Stelle?“ fragte er ihn.

„Seit einer Stunde, Herr Untersuchungsrichter. Der Herr Polizeilieutenant war selbst mit hier; er hat Alles abgesperrt und mir die Schlüssel übergeben.“

„So schreiten Sie einstweilen voran und öffnen Sie immer!“ befahl der Beamte.

Dann wendete er sich an den sich vor ihm verbeugenden Diener. „Ich bin der Untersuchungsrichter Alberti,“ sagte er kurz und gemessen. „Die Kommission kommt auf Grund der heute Morgen im diesseitigen Revier gemachten Anzeige.“

Der Diener nickte eifrig mit dem Kopfe. „Wollen die Herren näher treten?“ meinte er in gedämpftem Tone. „Sie befinden sich am richtigen Orte!“

Dabei öffnete er das Portal weit und trat dann ehrerbietig zur Seite.

Der Untersuchungsrichter, gefolgt von den übrigen Herren, trat in die geräumige, geschmackvoll ausgestattete Vorhalle.

„Sie machten die Anzeige wohl selbst?“ fragte er dann den Diener, als dieser die Thür hinter den Eingetretenen wieder geschlossen hatte.

Der Gefragte verneigte sich. „Es können jetzt ungefähr zwei Stunden her sein,“ meinte er.

„Sie waren es auch, der das geschehene Verbrechen zuerst entdeckte?“

„Ja, ich trat in das Schlafzimmer des gnädigen Herrn,“ versetzte der Diener, während er noch in der Rückerinnerung zu erbeben schien. „Es war ein schrecklicher Anblick ... o mein armer, armer Herr!“

„Wieviel Uhr war es ungefähr, als Sie das Schlafzimmer betraten?“

Digitized by Google

„Genau dreiviertel acht Uhr.“

„Woher wissen Sie das so genau?“

„Ich hatte ein- für allemal den Auftrag vom gnädigen Herrn empfangen, ihm sein Frühstück um diese Zeit pünktlich zu bringen.“

„Bei dieser Gelegenheit machten Sie auch die Entdeckung?“

„Jawohl.“

Der Untersuchungsrichter schritt weiter. Er schien die Lokalität angelegentlichst zu betrachten. „Es ist noch eine zweite Anzeige erfolgt,“ versetzte er dann wieder. „Ist die betreffende Entdeckung ebenfalls durch Sie herbeigeführt worden?“

„Nein, durch die Köchin Anna,“ entgegnete der Diener. „Sie wollte in dem Wohnzimmer des gnädigen Fräuleins ihrer Gewohnheit nach aufräumen, dabei fand sie Fräulein Dora auf dem Fußboden ausgestreckt todt liegen. Sie stürzte durch den Verbindungsgang zu mir, ich aber hatte inzwischen schon den grausigen Anblick im Zimmer meines gnädigen Herrn gehabt.“

„Wohin führt diese Thüre?“

„In den Hof.“

„Und der niedere Eingang links unter dem Treppenhause scheint nach dem Keller hinab zu führen?“

„So ist es, Herr Untersuchungsrichter.“

Der Beamte nickte mit dem Kopfe. „Befinden sich die Wohnräume im Erdgeschoß oder im ersten Stockwerke?“

„Oben. Hier unten sind nur einige wenige leerstehende Zimmer, die aber von der Herrschaft fast niemals benutzt worden sind.“

„So führen Sie uns hinauf!“

Der Diener eilte, gefolgt von der Gerichtskommission, über die teppichbelegte Treppe voran.

Auf dem ersten Treppenabsatz erwartete sie eine ver-

Digitized by Google

weint aussehende ältliche Frauensperson. Während des Vorüberschreitens sah der Untersuchungsrichter sie scharf an. „Sie sind die Köchin?“ fragte er.

„Euer Gnaden zu dienen.“

„Befindet sich noch mehr Dienerschaft im Hause?“

„Nein.“

Der Untersuchungsrichter nickte und setzte seinen Weg fort.

Am oberen Ende der Treppe angelangt blieb er neuerdings stehen.

Das Treppenhaus mündete in einen kleinen, einfenstrigen, einfach ausgestatteten Vorraum aus. Zur Rechten befand sich eine durch eine Portière halb verhüllte Thür. Dieser gegenüber zog sich ein langer, mit Oberlicht versehener Flur hin, auf den verschiedene Thüren mündeten.

„Wir befinden uns im Vorzimmer,“ erläuterte der Diener mit flüsternder Stimme. „Hier zur Rechten liegt das Schlafzimmer des gnädigen Herrn.“

Der Blick des Beamten fiel auf den neben der Thür militärisch stramm aufgerichtet stehenden Schutzmann. „Die Leiche befindet sich in diesem Raume?“ wendete er sich an denselben.

„Zu Befehl, Herr Untersuchungsrichter.“

„Oeffnen Sie die Thür!“

Gleich darauf trat der Untersuchungsrichter, wiederum gefolgt von den übrigen Herren, in einen mäßig großen, dunkel verhangenen Raum ein.

Ein widerlich dumpfer, süßlicher Geruch kam ihnen entgegen, wie von vergossenem, sich zersetzendem Blute und unterschiedlichen scharfen Medikamenten herrührend.

In dem im Zimmer herrschenden Dämmerlicht war nur undeutlich das mit dem Kopfende an der Wand stehende Bett und eine quer über diesem regungslos ausgestreckt liegende Gestalt wahrnehmbar.

Digitized by Google

„Ziehen Sie die Gardinen zurück und öffnen Sie ein Fenster!“ befahl der Beamte dem Schutzmanne.

Gleich darauf fluthete der helle Sonnenschein in das Gemach und ließ sofort gewahren, daß nur noch die leblose Hülle eines greisen Mannes es war, die dort auf der Bettstatt ausgestreckt lag. Es hätte nicht des noch in der Brust steckenden Dolchmessers bedurft, um wahrnehmen zu lassen, daß hier ein Verbrechen verübt worden war.

Das greise, welke, pergamentartige Angesicht trug einen schrecklichen Ausdruck. Die Augen waren halb geöffnet und schienen noch im Tode mit verglastem Blicke den Eingetretenen entgegenzustarren. Noch waren die Lippen wie zum Schrei geöffnet. Unwillkürlich glaubte man noch den letzten ersterbenden Laut, der ihnen entronnen war, vernehmen zu müssen. Die stark gekrümmten, erkalteten Finger, die noch im Tode die zerknüllten Kopfkissen krampfhaft festzuhalten schienen, deuteten auf einen heftigen, der Unthat voraufgegangenen Kampf zwischen dem Mörder und seinem Opfer. Eine größere dunkle Blutlache stand auf dem Fußteppich vor dem Bette, Blut besudelte auch dessen schneeig-weiße Linnenbezüge.

Der zweite der Herren trat jetzt ebenfalls bis dicht an den Leichnam heran. Er betastete denselben prüfend, schob die Augenlider ein wenig in die Höhe und wendete sich dann nach dem Untersuchungsrichter um. „Die Leichenstarre ist schon völlig eingetreten,“ versetzte er, seine Uhr ziehend. „Die Mordthat kann spätestens um ein Uhr Morgens vollbracht worden sein. Der Tod ist unzweifelhaft durch diesen Dolchstich, der das Herz durchbohrt hat, herbeigeführt worden.“

„Richtig, da steckt die Waffe noch!“ murmelte der Untersuchungsrichter, der ebenfalls ganz nahe an das Bett herangetreten war, während die übrigen Beamten sich mehr in der Nähe des Eingangs hielten.

Digitized by Google

Behutsam ergriff der Arzt die Waffe beim Heft, aber er mußte seine ganze Kraft aufwenden, um sie aus der Wunde herauszuziehen. „Die Waffe ist von einer geschickten Hand geführt worden!" versetzte er alsdann, das bluttriefende Instrument an einem Kissen reinigend und es dann dem Untersuchungsrichter einhändigend.

Dieser betrachtete das ganz schmale, nur an der Spitze mit einer Doppelschneide versehene Instrument mit prüfendem Blicke. „Es ist das eine ebenso ungewöhnliche, wie furchtbare Waffe," versetzte er, das Werkzeug hin und her wendend.

„Ganz recht; es ist offenbar ein Grabstichel, wie er von Kupferstechern und Feinmechanikern vielfach angewendet wird," fiel der Arzt bestätigend ein. „Der Stahl scheint in der That vorzüglich zu sein!"

„Was ist das?" frug der Untersuchungsrichter plötzlich wieder. Er hatte mit prüfendem Blick den kunstvoll eingelegten Griff des Werkzeuges betrachtet. „Sehen Sie einmal hierher, Herr Doktor!" Dabei deutete er auf eine kleine Metallplatte am Kopfende der Waffe. „Hier sind kunstvoll verschlungen die Buchstaben ‚K. B.' eingravirt!"

Der Arzt sah schärfer hin. „In der That!" bestätigte er.

Der Andere wendete sich um und winkte einen schwarz gekleideten Herrn zu sich heran.

„Herr Polizeikommissär Grösser, wollen Sie das Instrument an sich nehmen!" sagte er, dann wendete er sich von der Leiche ab und musterte eingehend das Schlafzimmer.

Dasselbe befand sich im Gegensatze zu dem von einem heftigen Kampfe zeugenden durchwühlten Bette in musterhafter Ordnung. Eine Menge großer und kleiner Arzneiflaschen stand auf einem seitwärts vom Bette aufgestellten Tische.

Digitized by Google

„Wohin führt diese Thür?“ wendete der Untersuchungsrichter sich wieder an den Diener.

„In das Arbeits- und Kassenzimmer des gnädigen Herrn,“ berichtete dieser, mit sichtbarem Entsetzen auf den Leichnam seines Herrn starrend.

Der Untersuchungsrichter trat in das kleine, einfenstrige Zimmer ein, dessen ganze Ausstattung ein massiver Kassenschrank, sowie ein Eichentisch nebst einigen Lehnstühlen bildeten. Auch hier befand sich anscheinend Alles in bester Ordnung. Der Kassenschrank war verschlossen, aber der untere Rand desselben war mit Stearintropfen bespritzt, die sich auf dem kostbaren Smyrnateppich des Fußbodens abhoben. Auf dem Schreibtische befand sich nur eine Arbeitsmappe und eine bronzene Schreibgarnitur. Beides machte indessen den Eindruck, als ob es seit geraumer Zeit nicht mehr benützt worden wäre.

„Herr v. Engler ist schon seit geraumer Zeit bettlägerig gewesen?“ forschte der Untersuchungsrichter weiter.

„Der gnädige Herr lag nunmehr fast schon im zweiten Jahre beinahe unausgesetzt zu Bette,“ berichtete der Gefragte.

„Man hielt ihn für reich?“

„Er war es auch. Ich hatte öfters wichtige Gänge für ihn zu besorgen, ich genoß das Vertrauen des gnädigen Herrn und mußte oft bedeutende Summen zu dem Herrn Justizrath Braun tragen.“

„Derselbe ist vor etwa einem halben Jahr gestorben?“

„So ist es, Herr Untersuchungsrichter. Seit dieser Zeit verwaltete der gnädige Herr sein Vermögen ganz allein. So oft er etwas im Schranke zu thun hatte, mußte ich ihn auf einen Krankenstuhl setzen, dann trugen Fräulein Dora und ich ihn gemeinschaftlich aus dem Schlafzimmer hierher. Wir mußten ihn immer dicht vor dem Schranke niedersetzen und uns dann aus dem Zimmer

Digitized by Google

entfernen, sogar die Thür mußten wir hinter uns abschließen. So hatte es der gnädige Herr ein- für allemal befohlen; er wollte durchaus ungestört sein."

„Ihr verstorbener Herr war wohl sehr mißtrauisch?"

„Er war die Vorsicht selbst!"

„Und wo befanden Sie sich heute Nacht?"

„Ich hatte Urlaub bekommen."

„Von dem Herrn Baron selbst?"

„Nein, Herr Untersuchungsrichter, das gnädige Fräulein meinte gestern Abend, ich möge mir einmal einige vergnügte Stunden bereiten, ich hätte so wie so die letzten Nächte über meine Kräfte wachen müssen; der gnädige Herr habe einen Schlaftrunk bekommen und werde mich also nicht nöthig haben, sagte sie."

„Sonst hatten Sie die Nachtwache bei dem Kranken?"

„Jawohl, ich schlief auf dem Sopha im Vorzimmer. Der gnädige Herr brauchte nur zu klingeln, dann war ich sofort zur Stelle, denn ich habe einen sehr leisen Schlaf."

„Um welche Zeit kamen Sie heute Nacht nach Hause?"

„Es mag ungefähr vier Uhr gewesen sein."

„Sie bemerkten nichts Auffälliges?"

„Nicht das Geringste. Ich trat vor dem Niederlegen an die Schlafstubenthür und horchte, aber da Alles ruhig war, so legte ich mich zu Bette. Großer Gott, hätte ich ahnen können, daß die Stille des Todes in diesem Hause herrschte!"

Es sprach soviel aufrichtige, schmerzliche Theilnahme aus den Gesichtszügen des schon bejahrten Dieners, daß der Untersuchungsrichter befriedigt mit dem Kopfe nickte.

„Wo befindet sich der Schlüssel zum Kassenschrank?"

„Der gnädige Herr pflegte ihn immer unter seinen Kopfkissen aufzubewahren."

„War das bekannt?"

Digitized by Google

„Nein. Nur das gnädige Fräulein und ich wußten darum."

„Die Köchin nicht?"

„Nein, denn sie hatte niemals hier oder nebenan im Schlafzimmer zu thun. Fräulein Dora und ich theilten uns ausschließlich in die Krankenpflege."

Der Untersuchungsrichter schritt nach dem Schlafzimmer zurück. Dort näherte er sich der Bettstatt. Mit Beihilfe des Polizeikommissärs suchte er unter den zerknüllten Kopfkissen eine Weile vergeblich nach den Schlüsseln.

„Es ist kein Schlüssel da. Hat Ihr Herr nicht vielleicht noch einen anderen Aufbewahrungsort für denselben gehabt?" fragte er den Diener.

„Durchaus nicht!" widersprach dieser. „Der gnädige Herr war ja gelähmt, er vermochte ohne fremde Beihilfe sich nicht einmal im Bette zu erheben."

Der Beamte begab sich nach dem Kassenzimmer zurück. „Der Schrank ist regelrecht verschlossen, es ist keine Spur äußerer Gewalt sichtbar."

„Wenn der Herr Untersuchungsrichter eine Bemerkung gestatten," wendete der Diener ein. „Gestern Nachmittag beschäftigte sich der gnädige Herr noch mit dem Inhalte des Kassenschrankes — wohl der Bequemlichkeit halber hatte er nach dem Oeffnen den Schlüssel vor sich in das Schrankinnere gelegt — da passirte ihm das Unglück, daß die Thür zufällig in's Schloß schnappte. Er rief mich herbei, und ich mußte in die Nachbarschaft zu dem Mechaniker Beck —"

Der Untersuchungsrichter stutzte. „Der Name ist mir nicht unbekannt," sagte er.

„Das ist wohl möglich, Herr Untersuchungsrichter. Herr Beck hat früher die große Kassenschrankfabrik vor dem Südthore gehabt."

„Ach ja, ich erinnere mich. Er hat Unglück gehabt und ist in Konkurs gerathen."

Digitized by Google

„Er ist ein sehr geschickter Mechaniker," fuhr der Diener fort. „Soviel ich weiß, stammt übrigens auch dieser Kassenschrank aus seiner ehemaligen Fabrik. Da er hier in der Nähe wohnt, rief ich ihn herbei; in kaum zwei Minuten öffnete er denn auch den Schrank."

„Da würde es wohl das Gerathenste sein, den Herrn wieder zu rufen," entschied der Untersuchungsrichter nach kurzem Besinnen. „Er wohnt hier in der Nachbarschaft?"

„Sie können seine Wohnung von den Hinterzimmern aus sehen."

„Würden Sie ihn wohl herbeiholen wollen? Es würde zu sehr auffallen, wenn wir einen Beamten hinschicken, und ich möchte jedes Aufsehen möglichst vermeiden."

„Ich bin sofort wieder hier," sagte der Diener. Tief aufathmend eilte er von dannen, anscheinend froh, dem gräßlichen Anblick im Todtenzimmer und der schwülen, drückenden Luft, die in demselben herrschte, auf Augenblicke entrinnen zu können.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis er wieder kam.

In der Zwischenzeit war der Untersuchungsrichter mit dem Polizeikommissär im Todtenzimmer auf und nieder geschritten. Sie hatten eine Spur zu verfolgen begonnen, welche unregelmäßig auf die Bodenteppiche herabgetropfte Stearinflecken ihnen offenbarten. Bei Verfolgung derselben waren sie aus dem Schlafzimmer des Ermordeten getreten, hatten den Vorraum durchschritten und waren eben im Begriff, am Treppenhause vorüber in den langen Gang einzutreten, als der Diener athemlos zurückkam.

„Nun, Sie kommen allein?" frug der Untersuchungsrichter.

Der Diener nickte. „Herr Beck konnte leider nicht mit mir kommen," berichtete er, „der Zustand seiner schon länger schwer kranken Frau ist seit gestern schlimmer geworden."

Digitized by Google

Unmuthig ſchüttelte der Beamte den Kopf. „Das kommt recht ungeſchickt.“

„Vielleicht können wir zu unſerem gerichtlichen Sachverſtändigen, Herrn Walter, ſchicken,“ warf der Polizeikommiſſär ein. „Er wohnt nicht übermäßig weit. Der Schutzmann könnte mit ihm in einer halben Stunde zurück ſein.“

„Thun Sie das,“ entgegnete der Unterſuchungsrichter. „Wir haben in der Zwiſchenzeit Arbeit in Hülle und Fülle.“

Ein Schutzmann erhielt bezügliche Befehle und eilte davon.

„Ein Mann bleibt hier zur Bewachung zurück,“ ordnete der Unterſuchungsrichter an. „Wir wollen uns inzwiſchen nach den Gemächern der ermordeten Dame begeben.“

Unterwegs machte der Polizeikommiſſär ſeinen Vorgeſetzten auf einzelne Stearintropfen, welche auf dem Boden ſichtbar waren, aufmerkſam. „Hier iſt entſchieden Jemand in großer Haſt gegangen,“ meinte er in flüſterndem Tone.

Der Unterſuchungsrichter wendete ſich an den Diener. „Dieſer Korridor iſt der einzige Verbindungsweg zwiſchen den verſchiedenen Wohnräumen, nicht wahr?“ fragte er.

„Der einzige.“

„Dann iſt es wohl häufig vorgekommen, daß Abends mit brennenden Stearinkerzen auf und nieder gegangen worden iſt?“

„So iſt es.“

„Nun, dann ſind die Stearinflecken hier von keiner Bedeutung,“ ſchaltete der Polizeikommiſſär ein.

„Verzeihen Sie,“ unterbrach ihn der Diener, „aber geſtern Abend waren die Stearintropfen noch nicht vorhanden. Das könnte ich beſchwören.“

„Woher wiſſen Sie das ſo genau?“ frug der Unterſuchungsrichter verwundert.

Digitized by Google

„Fräulein Dora war immer sehr streng," erläuterte der Gefragte, „sie konnte den geringsten Flecken nicht ausstehen. Ich mußte erst gestern den Korridor frisch bohnen."

„Das ist etwas Anderes," meinte der Untersuchungsrichter, gedankenvoll vor sich niederschauend, „es ist hier im Korridor ziemlich dunkel, bringen Sie eine Lampe herbei."

Als der Diener den erhaltenen Befehl ausgeführt hatte, setzten beide Herren ihre Nachforschungen fort. Unverkennbar führten die Stearinspuren den Korridor weiter hinauf.

Plötzlich faßte der Kommissär seinen gänzlich in ihre Verfolgung vertieften Vorgesetzten beim Arme. „Erlauben Sie, Herr Untersuchungsrichter, wofür halten Sie dies?"

Er deutete auf eine Stelle der hellen Gangtapete, die bei oberflächlichem Anschauen beschmutzt erschien.

Der Diener leuchtete auf einen Wink des Beamten mit der Lampe näher hin.

„Das ist eine Blutspur!" versetzte der Untersuchungsrichter nach sekundenlangem Schweigen.

„Es ist zweifelsohne der Abdruck einer Hand," nahm der Kommissär das Wort. „Der Mörder hat sich von seinem Opfer im Schlafzimmer durch diesen Korridor nach dem anderen Theile der Wohnung begeben. Er mag rasch gegangen sein; das flackernde Stearinlicht hat vielleicht nicht genügende Helle verbreitet, darum hat er während des Vorwärtsschreitens mit der freien Hand um sich getastet, damit er nicht zu Falle käme. Vielleicht ist er trotzdem gestolpert, denn dem Abdrucke nach ist die blutbefleckte Hand mit schwerlastender Wucht gegen die Tapete gepreßt worden."

„Es muß eine ganz schmale, feingeformte Hand gewesen sein," bemerkte der Arzt, der inzwischen ebenfalls herangetreten war, „die Finger ziemlich lang und konisch

Digitized by Google

geformt; es befand sich muthmaßlich ein Ring am Goldfinger."

„Ganz recht, es ist die linke Hand des Mörders, deren Abdruck wir vor uns haben!" bestätigte der Untersuchungsrichter. „Sie werden die Güte haben," wendete er sich dann an den Kommissär, „und die genauen Maße abnehmen."

Der Kommissär verbeugte sich und befahl einstweilen einem Schutzmanne, bei der Spur Aufstellung zu nehmen.

Dann verfolgte die Kommission ihren Weg weiter.

2.

Der Korridor endete vor einem Wandschranke. Unmittelbar vor diesem befand sich zur Rechten eine Thür.

Der Schutzmann, welcher die Gerichtskommission vorhin unten im Hausgange empfangen hatte, eilte voran und schloß die Thür auf.

„Es ist das Wohnzimmer des gnädigen Fräuleins Dora v. Gerstenberg," bemerkte der Diener auf den fragenden Blick des Untersuchungsrichters.

Die Herren traten in das ziemlich geräumige, behaglich ausgestattete Gemach. In demselben waren ebenfalls die Gardinen herabgelassen. Eine drückend schwüle Atmosphäre herrschte in dem Raume.

Wieder befahl der Untersuchungsrichter das Oeffnen der beiden Fenster. Dann wendeten sich die Blicke der Eingetretenen auf den regungslos ausgestreckt auf dem Boden liegenden Körper einer Dame.

Dieselbe mochte Ausgangs der dreißiger Jahre gestanden haben; ihr verkniffenes Gesicht, das zahlreiche Falten zeigte, mochte schon im Leben nicht schön zu nennen gewesen sein, jetzt aber wies es eine geradezu abschreckende Häßlichkeit auf. Ein seltsames Erschrecken schienen die erstarrten Züge noch im Tode zu offenbaren, ein angst-

Digitized by Google

voller Zug hatte die schlaff herabhängenden Mundwinkel versteinert.

Der Untersuchungsrichter befahl, die Leiche auf das Sopha zu legen. Dann trat er mit dem Polizeikommissär an dieselbe heran.

Der Letztere hob die linke, erkaltete Hand der Todten in die Höhe. Dann stieß er einen kurzen Ausruf aus. „Seltsam! Eine schmale zierliche Hand, die Finger lang und konisch!“ rief er.

Prüfend betrachtete auch sein Vorgesetzter die Hand. „In der That, die Uebereinstimmung mit der Spur im Korridor ist unverkennbar. Auch befindet sich ein breiter Goldreif am Ringfinger. Aber es ist keine Spur von Blut an der Hand wahrnehmbar.“

Der Kommissär blickte spähend im Zimmer umher. Sein Blick fiel auf eine angelehnte, zu einem Nebenraume führende Thür. Einer Eingebung folgend, eilte er nach derselben und stieß sie vollends auf. „Bitte kommen Sie hierher, Herr Untersuchungsrichter,“ ersuchte er. „Hier ist das Schlafzimmer der Todten, das Waschbecken ist mit blutgetränktem Wasser angefüllt, offenbar hat sich hier der Thäter die Hände gereinigt!“

Sein Vorgesetzter trat in das Nebenzimmer und überzeugte sich von der Richtigkeit der gemachten Wahrnehmung. „Das wäre schon immerhin eine Spur,“ meinte er gedankenvoll. „Messen Sie doch die linke Hand der Todten genau ab und vergleichen Sie die Maße mit der Spur draußen!“

Der Kommissär kam dem Befehle nach. Beide Herren gingen dann nach dem Korridor zurück.

Sorgfältig maß der Kommissär, aber er hörte bald kopfschüttelnd auf. „Wir haben uns getäuscht, Herr Untersuchungsrichter,“ meinte er, „die Finger der Spur sind über einen Zoll länger, wenngleich eine seltsame

Digitized by Google

Uebereinstimmung in der Bildung beider Hände sich nicht bestreiten läßt."

Untersuchungsrichter Alberti überzeugte sich durch nochmaliges Nachmessen von der Richtigkeit dieser Behauptung. Nachdenklich wiegte er dann den Kopf. „Sie haben Recht, lieber Gröſſer, die Spur ist von der Handfläche der Todten verschieden; es scheint überhaupt der Abdruck einer männlichen Hand zu sein. Die That ist aber offenbar auch nicht von einem Einzelnen begangen worden."

Die Herren kehrten nach dem Wohngemache zurück, in welchem der Gerichtsarzt inzwischen mit einer genauen Untersuchung der Leiche begonnen hatte.

Neben dem Sopha stand ein weißgedeckter Tisch, auf dem sich die Ueberreste einer feinen Abendmahlzeit und einige geleerte Weinflaschen befanden. Ein einziges Glas stand leer auf dem Tische.

Der Polizeikommissär war prüfend an das Fenster getreten, dann deutete er auf einige weißliche Flecken, die sich auf dem Fußboden dicht neben einem niedrigen Schränkchen zeigten. „Sehen Sie, Herr Untersuchungsrichter, hier ist wieder dieselbe Stearinspur. Zum Ueberfluß steht hier auch noch ein silberner Armleuchter, beide Kerzen fast herabgebrannt. Das Metall ist an der einen Seite mit Stearin völlig besudelt, ein sicheres Zeichen, daß während des Brennens der Leuchter schief getragen wurde."

„Eine sonstige äußere Spur ist nicht zu entdecken. Ich stimme Ihrer Vermuthung bei, der Verbrecher kann nicht gut von Außen eingedrungen sein. Ist dies aber dennoch der Fall, dann muß er einen Mitschuldigen im Hause selbst besessen haben," flüsterte der Untersuchungsrichter. „Sagen Sie," wendete er sich dann an den Diener, „das Fräulein war gestern Abend und einen guten Theil der Nacht allein mit dem Herrn Baron in der Wohnung. Die Köchin war ja auch wohl ausgegangen, nicht wahr?"

Digitized by Google

„Sie hatte ebenfalls Urlaub."

„Gut, rufen Sie mir dieselbe!"

Der Diener eilte aus dem Zimmer.

„Ich glaube schon klar zu sehen," meinte der Untersuchungsrichter dann in flüsterndem Tone zu dem Kommissär. „Jene Person dort" — er deutete leichthin mit der einen Hand auf die Todte, um die noch immer der Arzt beschäftigt war — „scheint den Mord verübt zu haben. Vielleicht sind alsdann Gewissensbisse in ihr erwacht und sie hat sich selbst vergiftet."

Der Diener, gefolgt von der Köchin, trat wieder in das Gemach ein.

„Sie befanden sich heute Nacht ebenfalls nicht im Hause?" fragte der Untersuchungsrichter, hart an die Köchin herantretend.

„Ich hatte Ausgangserlaubniß von dem gnädigen Fräulein erhalten," versetzte diese ängstlich, dabei einen entsetzten Seitenblick nach dem auf dem Sopha liegenden Leichnam werfend. „Es ist sonst gar nicht meine Gewohnheit, mich Abends auswärts aufzuhalten, aber gestern hatte gerade eine Verwandte Geburtstag; ich hatte das gnädige Fräulein gefragt und wollte nur höchstens bis elf Uhr Erlaubniß haben, sie meinte aber gütig, ich könne getrost so lange bleiben, wie ich nur wolle. Sie gab mir sogar den Hausschlüssel mit, was sonst niemals geschah."

„Lag es denn in der Eigenart der Todten begründet, aus eigenem Antriebe Urlaub zu ertheilen?"

Die Köchin zuckte die Achseln. „Ich habe mich selbst darüber gewundert," versetzte sie alsdann, „früher hat Fräulein Dora so leicht keine Ausgangserlaubniß ertheilt."

„So ist es," bestätigte der Diener. „Erst seit einigen Monaten ist sie anders geworden. Ich sagte ihr auch gestern Abend, daß ich lieber zu Hause bleiben wolle, weil

Digitized by Google

sie ja sonst ganz allein mit dem kranken Herrn sei, aber sie meinte durchaus, ich solle nur gehen."

„Fiel Ihnen das nicht auf?" wendete der Untersuchungsrichter sich an die Köchin.

Diese schüttelte den Kopf. „Es war nun bereits das dritte Mal, daß Fritz und ich zu gleicher Zeit Nachts beurlaubt worden waren. Das zweite Mal wollte ich zu Hause bleiben, weil ich Zahnschmerzen bekommen hatte, aber das gnädige Fräulein litt es nicht, ich mußte fortgehen."

„Machten Sie sich darüber nicht Ihre besonderen Gedanken?"

„Das wohl, aber der Gnädigen durfte man nicht widersprechen."

„Das Fräulein war überhaupt sehr eigen," schaltete der Diener ein. „Ich dachte gar nicht daran, die vergangene Nacht auszugehen, aber Fräulein Dora bot es mir selbst an. Sie gab mir sogar den anderen Hausschlüssel, obwohl sie nun selbst keinen mehr hatte."

„Wie stand denn die Verstorbene mit ihrem Oheim?"

„Hm, Fräulein Dora hatte so eine eigene Art, wie ihr gerade die Laune kam. Ich glaube, unser gnädiger Herr fürchtete sich wohl ein wenig vor ihr."

„Hatten sie öfters miteinander Streit?" forschte der Beamte weiter.

Die Bediensteten schauten sich an. „Nicht daß ich wüßte," meinte die Köchin alsdann, „der gnädige Herr war zu krank dazu. An Pflege hat es ihm Fräulein Dora durchaus nicht fehlen lassen. Sie war nur so gar eigen und machte nicht gerne viele Worte."

„Hat der Verstorbene vielleicht einmal gegen Sie geäußert, daß er Angst vor einem gewaltsamen Tode habe, etwa in der Art, daß er sich von Seiten seiner Nichte nichts Gutes versehe?"

Digitized by Google

„Bewahre!“ fiel der Diener ein. „Er hielt sogar große Stücke auf Fräulein Dora. Dieselbe war ja auch seine dereinstige Erbin; wenigstens sagte er oft in meiner Gegenwart, daß Fräulein Dora ganz besonders in seinem Testamente bedacht worden sei.“

„Fräulein Dora sagte mir sogar einmal in der Küche, daß sie mit dem Verstellen des Schlosses im Kassenschranke beauftragt werde,“ fiel die Köchin ein.

Fritz nickte bestätigend mit dem Kopfe. „So ist es,“ meinte er, „aber die Sache hatte doch einen Haken. Der alte Herr war eben sehr mißtrauisch; ich schlief im Vorzimmer und hatte den Befehl, während der Nachtstunden Fräulein Dora nicht allein in's Schlafzimmer eintreten zu lassen. Der Herr hatte immer Angst, sie möchte ihm einmal an den Kassenschrank gehen.“

In Alberti's Augen leuchtete es auf, und er tauschte einen vielsagenden Blick mit dem Kommissär aus.

Dieser näherte sich ihm und wechselte verstohlen einige Worte mit ihm.

Hastig wendete der Untersuchungsrichter sich an die Köchin. „Pflegten Sie das Abendessen für das Fräulein zuzubereiten?“ frug er.

Die Gefragte nickte mit dem Kopfe. „Regelmäßig. Aber es war kaum der Mühe werth, für das Fräulein zu kochen. Sie aß fast gar nichts, ein Täßchen Thee und höchstens einen dünnen Zwieback.“

„Dann trank sie wohl — schwere Weine und dergleichen?“

„Gott bewahre, das Fräulein war die Mäßigkeit selbst, am wenigsten trank sie — sie konnte es nicht einmal leiden, wenn wir zum Abendbrod eine Flasche Bier tranken.“

Der Untersuchungsrichter deutete auf den gedeckten Tisch. „Sie muß aber doch gestern eine Ausnahme gemacht

Digitized by Google

haben," versetzte er dann. „Dort stehen vier geleerte Weinflaschen — es sind ganz theure und äußerst schwere Marken — außerdem befinden sich noch die Ueberreste einer reichlichen Abendmahlzeit auf dem Tische."

Die Köchin nickte eifrig mit dem Kopfe. „Ja, darüber habe ich mich auch gewundert," versicherte sie. „Ich mußte alle die kalten Schüsseln fertig machen, das Fräulein meinte, um vorkommenden Falls etwas vorsetzen zu können. Schon die beiden ersten Male, als Fritz und ich zusammen Ausgangserlaubniß erhalten hatten, wunderte ich mich; da hatte ich auch Pasteten und Gelées machen müssen. Am anderen Morgen war fast nichts mehr in der Speisekammer. Als ich das Fräulein darum fragte, meinte sie kurz, das ginge mich nichts an, und ich schwieg natürlich."

„Ob Fräulein Dora während Ihrer Abwesenheit Besuche angenommen hat, wissen Sie wohl nicht?"

Nachdem Beide die Frage verneint hatten, wendete er sich an den Arzt, der inzwischen sein trauriges Amt beendet zu haben schien.

„Nun?" frug er in gedämpftem Tone.

„Es liegt unzweifelhaft auch hier eine Ermordung vor," meinte der Arzt in eben solch' leisem Tone. „Die Unglückliche ist einem furchtbaren Rückenmarksgifte zum Opfer gefallen. Bei ihr ist der Tod mit blitzesähnlicher Schnelligkeit eingetreten."

„Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie sich selbst vergiftet haben kann?"

Der Arzt schaute ihn überrascht an. „Das glaube ich nicht," meinte er alsdann.

„Es scheint aber doch der Fall gewesen zu sein. Sie sprachen übrigens vorhin drüben im Schlafzimmer die Vermuthung aus, daß eine sichere Hand den Todesstoß geführt haben müsse. Woraus schlossen Sie das?"

„Ich meine nicht nur eine sichere, sondern auch eine

Digitized by Google

kräftige Hand muß den Todesstoß versetzt haben," erläuterte der Arzt. „Die Klinge hat den vierten Brustwirbel völlig durchbohrt."

„So glauben Sie nicht, daß etwa jene Person dort die That verübt haben kann?"

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Kein Gedanke daran," versetzte er schneller, als sonst in seiner Art lag. „Ich möchte sogar mit soviel Gewißheit, als eine erste Untersuchung zuläßt, behaupten, daß sie früher ermordet worden ist."

Der Andere sah ihn überrascht an. „Ah, das würde freilich meine Ansicht völlig ändern," entgegnete er bedächtig. „Es liegen gewisse Anzeichen vor, aus denen ich mich zu schließen für berechtigt halte, daß —"

„Nein, nein!" unterbrach ihn kopfschüttelnd der Arzt. „Die Leichenstarre hat bei jener Unglücklichen bereits ihren Höhepunkt erreicht. Sie ist vielleicht eine volle Stunde vor ihrem Oheim ermordet worden. Ueberdies kann sie nicht gut einen Selbstmord verübt haben."

„Woraus schließen Sie das?"

„Ich muß natürlich mein endgiltiges Urtheil vom Resultat der Leichenöffnung und darauffolgenden chemischen Untersuchung des Mageninhaltes abhängig machen, aber ich glaube schon jetzt versichern zu können, daß die Unglückliche dem sogenannten Tikunagifte erlegen ist. Es ist das wohl das furchtbarste Gift, welches wir kennen, und wird von den Tikuna-Indianern aus einer Liane, welche auf der im oberen Amazonenstrome liegenden Insel Mormorote wächst, bereitet. Es wirkt augenblicklich tödtlich, indem es das Rückenmark lähmt, bildet farblose Krystalle, wird an der Luft braun und schmierig, reagirt alkalisch und bildet mit Säuren krystallisirbare Salze, so daß also eine chemische Untersuchung des Mageninhaltes seine Anwesenheit zweifelsohne feststellen wird."

Digitized by Google

„Aber warum sollte jene Person sich mit diesem Gifte, das also doch einen verhältnißmäßig leichten und schmerzlosen Tod bereitet, nicht selbst getödtet haben können?“ warf der Untersuchungsrichter ein.

„Ich glaube nicht daran,“ widersprach der Arzt. „Erstlich ist Tikunagift in unseren Arzneischatz nicht aufgenommen und deshalb auch in keiner Apotheke erhältlich, nur selten bringt es ein Reisender, welcher die unwirthlichen Gegenden des oberen Amazonenstromes durchstreift hat, in kleinen, getrockneten Kürbissen mit.“

„Sie könnte das Gift aber doch durch Zufall erhalten haben.“

„Im Selbstmordfalle würde die Körperlage, in welcher wir sie aufgefunden haben, eine andere gewesen sein. Es widerstrebt der weiblichen Natur, im Stehen zu leiden oder gar zu sterben; sie würde sich zu solchem Zwecke entweder niedergesetzt oder gelegt haben. Aber ganz abgesehen davon, es müßte doch ein Trinkgeschirr vorhanden sein, aus dem sie den Todestrunk gethan hat.“

„Kann sie dasselbe nicht bei Seite geschafft haben?“

„Kein Gedanke daran! Wie ich schon sagte, ist die Wirkung des Tikunagiftes eine augenblickliche. Zwischen Trinken und Niedersinken liegt kaum eine Sekunde. Ein sich mit Tikunagift selbst Tödtender hat nicht mehr die Kraft, das Glas von den Lippen zu nehmen, geschweige es irgendwo niederzusetzen.“

Er blickte suchend im Zimmer umher. „Hier steht freilich ein Glas,“ setzte er dann hinzu, auf das auf dem Tische befindliche Krystallglas zeigend, „aber es ist völlig leer und anscheinend noch ungebraucht. Doch nein!“ unterbrach er sich gleich darauf, prüfend das Glas ergreifend und, nachdem er daran gerochen, es gegen das Licht wendend. „Es ist ein schwach säuerlicher Geruch im Glase, dann aber befinden sich hier im Innern kleine

Digitized by Google

Fäserchen. Das Glas ist mit einem Tuche ausgewischt worden." Er schaute schärfer hin. „Irre ich mich nicht, so befinden sich sogar noch auf dem Boden Spuren mineralischer Substanz!"

Alberti hatte seinen Ausführungen mit größter Aufmerksamkeit gelauscht. Jetzt schaute er das Glas ebenfalls prüfend an. „In der That, Sie mögen Recht haben," versetzte er alsdann. „Das Weitere wird Sache einer chemischen Untersuchung sein."

Er händigte dem Kommissär das Glas mit dem Bedeuten ein, es sorgsam aufzubewahren.

„Also, auf keinen Fall hat die Verblichene Zeit gehabt, selbst das Glas auszuwischen," wendete er sich an den Arzt zurück.

„Es ist ganz unmöglich. Ich berufe mich in dieser Beziehung auf das Gutachten unserer ersten Autoritäten."

Der Untersuchungsrichter nickte nachdenklich mit dem Kopfe. „Wir stehen vor einem vollständigen Räthsel," wendete er sich dann an den näher herangetretenen Polizeikommissär. „Es ist keine Spur äußerer Gewalt sichtbar. Sie haben auch nichts Auffälliges weiter bemerkt, Herr Grösser?"

Dieser schüttelte den Kopf. „Ein so dunkler Fall ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen. Wir müssen es mit einem überaus raffinirten Verbrecher zu thun haben und überdies mit Jemand, der in der Wohnung ungehinderten Ein- und Ausgang gehabt hat."

Der Untersuchungsrichter wendete sich plötzlich an den Diener. „Sie sind im Stande, Ihr Alibi nachzuweisen?" fragte er unvermittelt.

Eine flammende Röthe stieg in den Wangen des Mannes auf. Bittere Kränkung spiegelte sich in seinen Gesichtszügen wieder. „Herr Untersuchungsrichter, ich bin ein armer Mann, aber ein ehrlicher Mensch," sagte er mit

Digitized by Google

vor innerer Erregung zitternder Stimme. „Ich war meinem armen gnädigen Herrn aufrichtig zugethan — zudem befand ich mich heute Nacht in größerer Gesellschaft und —"

„Schon gut. Ich wollte Sie nicht kränken," unterbrach ihn der Beamte. „Ist etwa Jemand hier im Hause ungehindert aus und ein gegangen?"

„Nicht daß ich wüßte," versicherte der Diener. „Der Arzt kam freilich täglich, sonst verkehrte der Herr mit Niemand."

„Auch Verwandte ließen sich nicht sehen?"

„Der Herr stand so ziemlich allein; außer Fräulein Dora hatte er nur noch einen Neffen, den Herrn Baron Hugo v. Engler; aber dieser ist seit länger als einem halben Jahre nicht mehr hier gewesen, er ist ein flotter junger Herr und hat sich mit seinem Oheim überworfen."

„Es muß sich aber doch ein Unberufener eingeschlichen haben! Haben Sie denn gar keine eigene Vermuthung?"

„Mir ist das ganze schreckliche Ereigniß unfaßbar!" stammelte Jener. „Das Fräulein war die Vorsicht selbst, sobald es Abend wurde, mußten auf ihren Befehl sowohl die Hausthür als auch die nach dem Hofe führende Pforte geschlossen werden. Gestern Abend begleitete sie mich selbst bis an das Portal und blieb stehen, bis ich von außen zugeschlossen und den Schlüssel abgezogen hatte. Sie selbst hatte vorher in meiner Gegenwart die Hinterthür abgeschlossen. Die Fenster des Erdgeschosses sind mit eisernen Läden verwahrt, es kann gar Niemand möglich gewesen sein, in das Haus einzudringen."

„Es könnte höchstens mit Einverständniß des Fräuleins geschehen sein," forschte der Untersuchungsrichter wieder.

Der Diener schüttelte den Kopf. „O nein, das glaube ich nicht," entgegnete er. „Das Fräulein verkehrte mit

Digitized by Google

Niemand. Noch dazu, wo sie allein im Hause war, hätte sie sicher keinen Menschen eingelassen."

„Aber es fiel Ihnen doch selbst auf, daß Sie nun schon zu wiederholten Malen zugleich mit der Köchin beurlaubt wurden."

„Ich wunderte mich freilich darüber," bestätigte der Diener, „aber ich dachte mir nichts Schlimmes dabei."

Alberti brach das Verhör ab, denn eben trat ein Schutzmann ein und meldete, daß der gerichtliche Sachverständige, Schlossermeister Walter, angelangt sei.

3.

An dem neben der Blutspur wachenden Schutzmann vorüber begab sich die Kommission nach dem Schlafzimmer des Ermordeten und durch dieses in das Kassenzimmer.

Der Schlossermeister, welcher während des Durchschreitens einen scheuen Blick auf den erkalteten Leichnam Engler's geworfen, machte sich unverzüglich an die Arbeit. Aber es wollte ihm nicht gelingen, den Schrank zu öffnen.

„Das ist ein böses Stück Arbeit," meinte er nach einer Weile vergeblichen Bemühens zu dem Untersuchungsrichter. „Diese verzwickten Schlösser kenne ich! Es ist ein Kassenschrank von dem verkrachten Beck. Die soll einmal ein Spitzbube aufmachen! Auch ist's ein Buchstabenschloß. Hat man selbst den richtigen Schlüssel und weiß die Kombination nicht, so kann man zehntausendmal probiren!"

„Sie finden keine Spur äußerer Gewalt am Schranke?"

„Der Schrank ist ordnungsmäßig verschlossen," entgegnete Walter.

Wieder begann er zu arbeiten. „Es ist nicht möglich, das Schloß zu öffnen," meinte er endlich ablassend, „ich

Digitized by Google

muß mit einem Centrumsbohrer die ganze Fläche des Schlosses herausholen."

„Thun Sie das," erwiederte der Untersuchungsrichter. „Wir wollen inzwischen einen Gang durch das Haus machen."

Unter Führung des Dieners begab sich die Kommission, während ein Schutzmann bei dem emsig arbeitenden Schlosser zurückblieb, nach dem Erdgeschosse.

Dieses wurde aufmerksam durchforscht, ohne daß irgend welche Spur aufzufinden gewesen wäre. Die Hinterpforte, welche nach dem Hofraum hinausführte, war verschlossen.

„Das Fräulein hat den Schlüssel immer bei sich getragen," erläuterte der gefragte Diener.

Ein Schutzmann wurde nach dem oberen Stockwerk zurückgeschickt, um in den Zimmern und nöthigenfalls auch in den Taschen der Verblichenen nach den Schlüsseln zu forschen.

Nach einer Weile kam er mit einem kleinen, stählernen Drücker zurück, den er in der Tasche der Ermordeten gefunden hatte. Aber derselbe ließ sich nicht einmal in das Schlüsselloch einschieben.

Der Schlossermeister mußte herbeigerufen werden, um die Thür zu öffnen, was ihm auch sofort gelang. Nun traten die Herren auf den Hof hinaus. Dieser war nur mäßig groß, auf beiden Seiten begrenzten ihn Nachbargebäude. Links stieß eine mächtige Brandmauer daran, zur Rechten erhob sich das zur Villa gehörige, schon seit Jahr und Tag leerstehende Stall- und Remisengebäude. Die Rückseite des Hofes wurde durch eine ziemlich hohe Mauer begrenzt, bis zu welcher sich das Stallgebäude heranzog. Ungefähr in der Mitte derselben befand sich eine kleine, schmale Durchgangsthür.

Jenseits der Mauer sah man ein mäßig hohes, schon verwittert ausschauendes Gebäude im Schweizerstyl, dessen

Digitized by Google

erstes Stockwerk von einem frei um alle vier Seiten des Hauses herumführenden Holzbalkon eingefaßt war. Der letztere stieß mit seiner Schmalseite so nahe an die Trennungsmauer, daß man vom Hofe der Villa aus anzunehmen versucht war, er berühre dieselbe fast.

Sofort lenkte sich die Aufmerksamkeit des Untersuchungsrichters auf den Holzbalkon. „Von dort aus müßte man eigentlich leicht hier auf das Grundstück gelangen können," meinte er. „Wer wohnt denn dort?" wendete er sich an den Diener.

„Ich sprach schon vorhin von ihm," entgegnete der Diener dienstbeflissen. „Der Herr Untersuchungsrichter schickten mich zu ihm; es ist der Kunstschlosser Karl Beck."

Der Beamte schien hastig noch etwas fragen zu wollen, aber er besann sich wohl und trat, während sich unverkennbare Ueberraschung in seinen Gesichtszügen widerspiegelte, einen Schritt zurück. „Karl Beck?" murmelte er dann. „Sagen Sie," wendete er sich an den Kommissär, „lauten denn die Buchstaben auf dem Grabstichel von vorhin nicht ‚K. B.'?"

Der Kommissar bestätigte dies.

„Aeußerten Sie vorhin nicht, daß Ihr Herr den Kunstschlosser Beck gestern Nachmittag zur Oeffnung seines Kassenschrankes habe rufen lassen?" frug er den Diener.

„Jawohl."

„Und er bewohnt in jenem Hause das erste Stockwerk?"

„So ist es."

„Er befindet sich in nicht eben glänzenden Vermögensverhältnissen?"

Der Diener zog die Achseln hoch. „Ich habe mich nur wenig um andere Leute gekümmert, überdies steht das Grundstück in einer ganz anderen Straße, aber ich fand es recht ärmlich in seiner Wohnung eingerichtet. Wie

Digitized by Google

man so in der Nachbarschaft sagt, soll der Gerichtsvollzieher bei ihm Stammgast sein."

„Nun, wir werden ja sehen," brach der Untersuchungsrichter kurz ab. Dann deutete er mit der Rechten auf die in die Mauer eingelassene Pforte. „Diese Thür führt wohl in den Hof des zum Theil von dem Schlossermeister bewohnten Gebäudes?" frug er.

Der Diener bejahte.

„Ist sie verschlossen?"

Während dieser Worte war er dicht an die Thür herangetreten. Jetzt klinkte er das Schloß nieder und fand die Thür verschlossen. „Gehört die Mauer zum diesseitigen oder jenseitigen Grundstück?"

„Die Mauer gehörte noch meinem Herrn," berichtete der Diener. „Die Thür wurde häufig von Fräulein Dora bei ihren Ausgängen benutzt. In der Kochstraße gibt es keine Verkaufsläden; wenn Fräulein Dora also Einkäufe besorgte, was regelmäßig jeden Tag geschah, begab sie sich über den Nachbarhof direkt nach der Linkstraße."

„Wer besaß den Schlüssel zur Verbindungsthür?"

„Fräulein Dora trug ihn stets bei sich."

Ein verständnißvoller Zug zeigte sich in dem hageren Gesicht des Beamten. „Ah, vielleicht paßt dann der Schlüssel, der vorhin in der Rocktasche der Leiche gefunden worden ist. Geben Sie einmal her," befahl er.

Einer der Schutzmänner überreichte seinem Vorgesetzten den zierlichen Stahldrücker von vorhin.

„Ganz recht, das ist der Schlüssel für die Thür!" fiel der Diener hastig ein.

Der Untersuchungsrichter vermochte mit leichter Mühe die Thür zu öffnen. Sein Blick fiel auf einen kleinen, ziemlich verwahrlosten Hof, zwischen dessen holperigen Pflastersteinen üppig das Gras wuchs.

Digitized by Google

Gerade ihm gegenüber erhob sich das unscheinbare Haus mit dem Holzbalkon.

„Ah, ich verstehe," sagte er, mit der Hand nach dem offenstehenden Thorweg weisend, „die Verblichene passirte den Hof, durchschritt den Flur jenes Hauses und befand sich dann sofort in der Linkstraße."

„So ist es," bestätigte der Diener.

Der Polizeikommissär war inzwischen mit prüfendem Blicke an dem Stallgebäude entlang geschritten. Jetzt bat er den Untersuchungsrichter, mit ihm zur Seite zu treten.

In die an die Trennungsmauer anstoßende Schmalwand des Stallgebäudes war ein vergittertes Fenster eingelassen. Auf den Gitterstäben desselben nun befand sich Straßenschmutz, wie von Stiefelsohlen herrührend. Am oberen Ende des Fensters aber war das Mauerwerk frisch abgestoßen.

„Es hat den Anschein, als ob Jemand in großer Hast vom diesseitigen Hofraum aus über das Dach des Stallgebäudes auf die Mauer geklettert sei," flüsterte der Kommissär. „Einmal auf der Mauer, wird es dem Verbrecher ein Leichtes gewesen sein, sich auf den Holzbalkon zu schwingen."

Der Untersuchungsrichter nickte mit dem Kopfe. „Sie mögen Recht haben," versetzte er. „Aber wissen Sie auch, daß in Ihren Worten eine furchtbare Anklage gegen den Bewohner jener Wohnung liegt?"

Damit deutete er auf die zu der Wohnung des Kunstschlossers gehörigen Fenster.

„Wer weiß, verdächtig ist der ganze Handel auf jeden Fall," meinte der Kommissär. „Der aufgefundene Grabstichel gibt mir zu denken, obwohl es mir auf der anderen Seite nicht in den Kopf will, daß ein fein überlegender und kaltblütiger Verbrecher so unvorsichtig sein und die

Digitized by Google

sofort an ihm mit zwingender Nothwendigkeit zur Verrätherin werdende Mordwaffe am Thatorte zurücklassen sollte."

„Nun, jedenfalls begeben wir uns, sobald unsere Thätigkeit hier zu Ende ist, nach der Wohnung des Schlossers," entschied Alberti. Damit wendete er sich nach einem Schutzmanne um, der zur Erstattung einer Meldung eben in dienstlicher Haltung vor ihn hintrat.

„Was bringen Sie?"

Der Schutzmann meldete, daß dem Schlossermeister das Oeffnen des Kassenschrankes soeben geglückt sei.

„Gehen wir in das Haus zurück," entschied der Untersuchungrichter.

Er ließ die Verbindungsthür wieder abschließen und steckte den abgezogenen Drücker zu sich.

Als sie in das Kassenzimmer eintraten, stand der Geldschrank offen. Der Schlossermeister theilte dem Beamten mit, daß der richtige Schlüssel im Kassenschranke gelegen habe, und die Thür nur einfach zugeschlagen gewesen sei.

Der Inhalt des Kassenschrankes schien beim ersten Anblick unberührt zu sein. Geradezu peinlich geordnet lagen die Werthpapiere, zu kleinen Bündeln zusammengebunden, in den verschiedenen Behältnissen da.

Der Kommissär unterzog den Inhalt einer gründlichen Durchsicht. „Ein Verzeichniß der vorhandenen Werthe ist nicht aufzufinden," entgegnete er auf eine diesbezügliche Frage seines Vorgesetzten. „Es sind meistens Pfandbriefe und Rententitel. Bares Geld scheint gar keines vorhanden zu sein."

Der Diener fiel ihm überrascht in's Wort. „Doch, doch! Bargeld muß vorhanden sein. Ich mußte gestern bei unserem Bankier zehntausend Mark auf einen Check erheben," schaltete er erläuternd ein. „Einen der Scheine

Digitized by Google

wechselte ich, um einige kleine Rechnungen bezahlen zu können, die übrigen müssen sich aber noch im Schranke befinden, denn der gnädige Herr hat nichts weiter fortgeschickt."

Der Kommissär sah nochmals nach. „Es ist nichts vorhanden," wendete er sich dann kopfschüttelnd an seinen Vorgesetzten.

„Aber sie müssen im Schranke sein!" beharrte der Diener.

Der Untersuchungsrichter warf seinem Untergebenen einen raschen, vielsagenden Blick zu.

„Sie haben sich die Nummern natürlich nicht gemerkt?" fragte er den Diener wie beiläufig.

Dieser nickte jedoch eifrig mit dem Kopfe und zog ein Notizbuch hervor. „Doch, ich bin darin sehr vorsichtig," meinte er. „Ich habe einmal vor Jahren dem gnädigen Herrn einen Hundertmarkschein verloren und mußte ihn ersetzen, weil ich mir die Nummer nicht gemerkt hatte. Seit dieser Zeit schreibe ich mir alle Nummern auf."

Alberti nahm das Notizbuch in Empfang und las: „098,463 bis 098,472. Sie erhielten also fortlaufende Nummern?"

„Jawohl, Herr Untersuchungsrichter."

„Welchen Schein ließen Sie wechseln?"

„Den zuerst notirten."

Auf einen Wink des Untersuchungsrichters machte der Kommissär sich eine Notiz. Dann gab der Beamte dem Diener das Notizbuch wieder.

Der Untersuchungsrichter wollte schon Auftrag geben, den Schrank wieder zu schließen und zu versiegeln, als der Kommissär sich plötzlich bückte und einen Ausruf der Ueberraschung ausstieß. Gleichzeitig schien er aus der inneren Thürfuge etwas hervorziehen zu wollen. „Hier, hier, Herr Untersuchungsrichter, sehen Sie nur. Was ist das?"

Digitized by Google

Gleich darauf brachte er zwei kleine mit Amethysten besetzte Goldglieder von wenigen Centimetern Umfang, die offenbar zu einem großen Halsschmucke gehört hatten und aus diesem herausgeklemmt waren, zum Vorschein. Das Gold war reich und kunstvoll gravirt, ebenso waren die Steine von auserlesener Pracht und seltener Güte.

„Hier unten steckte es in der Thürfuge."

Alberti besichtigte das Aufgefundene. „Das ist unzweifelhaft der Bruchtheil einer Halskette," meinte er, dem Kommissär den aufgefundenen Gegenstand wieder zurückreichend. „Bewahren Sie es sorgfältig auf!" — Er blickte auf seine Uhr. „Einstweilen sind unsere Obliegenheiten an diesem Orte zu Ende," wendete er sich an den Diener. „Sie werden sich zur Verfügung der Wachmannschaften halten, die ich im Hause zurücklasse, und mitsammt der Köchin zur Protokollaufnahme heute Nachmittag auf mein Bureau in das Gerichtsgebäude kommen. Die Leichen bleiben vorläufig an Ort und Stelle liegen." Dann wendete er sich an den Kommissär. „Wir werden uns nunmehr zu diesem Herrn Karl Beck begeben," versetzte er, von Neuem mit seinem Untergebenen einen vielsagenden Blick austauschend. „Ich bin begierig, aus dem Munde des Herrn selbst die Gründe für seine Weigerung, unserem Rufe Folge zu leisten, zu vernehmen. Sie folgen mir mit drei Mann."

Er kehrte sich höflich nach dem Arzte um. „Sie haben wohl die Güte, mir einen vorläufigen Bericht bis heute Nachmittag einzureichen?"

Der Arzt nickte. „Wenn Sie gestatten, werde ich die Leichenöffnung morgen Nachmittag an Ort und Stelle vornehmen."

„Ich bitte, mich nur die Stunde wissen zu lassen."

Er verabschiedete sich höflich von dem Arzte, der ebenfalls von der Stätte seiner ernsten Berufsthätigkeit aufbrach.

Digitized by Google

Alberti begab sich mit seinen Begleitern durch die rückwärtige Pforte nach dem Hofe. Er durchschritt denselben, öffnete mit dem vorhin eingesteckten Drücker die Verbindungsthür und begab sich nun mit den Uebrigen auf den Nachbarhof.

Mit kritischen Blicken musterte er nochmals das einen ärmlichen Eindruck machende Haus. Einfache, aber peinlich sauber in Stand gehaltene Zwirngardinen waren es, welche in schneeiger Weiße die Fensterfront des ersten Stockwerkes verhüllten. Im Gegensatz dazu zeigten sich im Erdgeschoß hinter den erblindeten, schon lange reinigungsbedürftigen Fensterscheiben schmutzigrothe und zerrissene Zitzgardinen.

Der Untersuchungsrichter nahm einen weiblichen, dem Anscheine nach noch jugendlichen Kopf wahr, der einen Augenblick hindurch an einem der Fenster des ersten Stockwerkes erschien, um sich gleich darauf wieder zurückzuziehen. „Gehen wir!" sagte er.

Sie betraten den langhingestreckten, gepflasterten Thorweg des Hauses. Es herrschte eine dumpfige Luft in demselben. Vielerlei altes Gerümpel, das auch den ohnehin engen Hofraum noch mehr versperrte, füllte ihn an.

Zur Linken des Thorweges führten einige schmale, ausgetretene Steinstufen zum eigentlichen Treppenhause.

Als der Untersuchungsrichter mit seinen Begleitern an der Eingangsthür zur Erdgeschoßwohnung vorüber nach dem Treppenaufgange schritt, öffnete sich ersterer ein wenig. Vorsichtig lugte durch die entstandene Spalte ein kleiner, unansehnlicher, mit einem fettglänzenden, schwarzen Anzuge bekleideter Mann, dessen Gesicht mit den fest aufeinander gepreßten Lippen und den gekniffenen, listig und kalt zugleich funkelnden Augen einen geradezu abstoßenden Eindruck machte.

Er mußte den Untersuchungsrichter wohl von Ansehen

Digitized by Google

kennen, denn er öffnete plötzlich die Vorsaalthür ganz und begann dann demüthig zu dienern.

„Der Herr Gerichtsrath Alberti! Schau, schau. Was verschafft meinem armen Hause die große Ehre?“ begann er mit unangenehm scharfklingender Stimme, die in schroffem Gegensatz zu der zur Schau getragenen Demuth stand.

Alberti lüftete leicht den Hut. „Mein Weg führt mich nicht zu Ihnen, Herr —“ Er schien sich offenbar nicht auf den Namen des kleinen Mannes besinnen zu können.

„Schimmel ist mein Name,“ beeilte sich das Männchen zu versichern, angelegentlich die dürren, fleischlosen Hände gegeneinander reibend.

Alberti blieb zögernd stehen. „Sagen Sie doch, Herr Schimmel,“ frug er dann plötzlich, „ist Ihnen im Verlauf der Nacht irgend etwas Außergewöhnliches aufgefallen?“

Der Trödler sah ihn verwundert an. „Nicht daß ich wüßte,“ meinte er nach kurzem Besinnen. „Freilich, es war ein schreckliches Unwetter, wenn Sie das meinen, Herr Rath? Ich bin kein Freund von solchen Wettern, ich kann das Blitzen nicht vertragen! Darum steckte ich den Kopf unter die Bettdecke und bin glücklich darüber eingeschlafen.“

Alberti schaute ihn, zwischen Aerger und Lachen schwankend, an. „Sonst haben Sie keine Wahrnehmung gemacht, Herr Schimmel?“

Das Männchen schüttelte verdutzt den Kopf. „Nicht gesund will ich sein, wenn ich etwas gehört hab'! Aber was ist denn nur los, was hat's denn eigentlich wieder gegeben, Herr Gerichtsrath?“

Aber der Untersuchungsrichter war mit seinen Begleitern schon vorübergeschritten. Sie erstiegen die zum

Digitized by Google

ersten Stockwerke emporführende Treppe. Gleich darauf schrillte droben mit grellem Klange die Glocke der Vorsaalthür.

Der kleine Mann war auf dem Flur stehen geblieben. Mit seltsam lauernden, dabei aber doch äußerst betroffenen Blicken starrte er den Untersuchungsrichter und dessen Begleitern nach. Dann schlürfte er auch schon wieder nach seiner Wohnung zurück, ließ aber die Vorsaalthür spaltbreit offen stehen.

4.

Wiederholt mußte der Untersuchungsrichter den an der Vorsaalthür des ersten Stockwerks angebrachten Klingelzug in Bewegung setzen, bevor ihm geöffnet wurde.

Ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann erschien im Rahmen der Thür. Er wäre ein Hüne an Kraft und Gesundheit zu nennen gewesen, hätten nicht die blauen, ausdrucksvollen Augen tief in den Höhlen gelegen und wäre nicht jener resignirte Ausdruck in seinen Zügen ausgeprägt gewesen, welchen die unbarmherzige Frau Sorge den ihr verfallenen Menschenkindern unnachsichtlich zu verleihen pflegt.

Mit erstaunten Blicken schaute der Oeffnende — offenbar nach der Aufschrift des kleinen an der Vorsaalthür angebrachten Metallplättchens der Kunstschlosser und Feinmechaniker Karl Beck selbst — bald auf die ihm völlig unbekannten, schwarzgekleideten Herren, bald auf die drei uniformirten Schutzleute.

„Sie verzeihen," begann er mit wohllautender, etwas unsicher klingenden Stimme, „aber sollte hier nicht ein Irrthum vorliegen?"

Indessen Alberti war schon an dem Sprechenden vorüber in den dunklen, schmalen Korridor getreten. „Sie

Digitized by Google

ſind der Kunſtſchloſſer Karl Beck?" frug er in gemeſſenem Tone.

Der Gefragte bejahte. „Der bin ich freilich," verſetzte er verwundert. „Dürfte ich nach den Gründen Ihres Beſuches fragen?"

„Ich bin der Unterſuchungsrichter Alberti und genöthigt, einige Fragen an Sie zu richten," begann der Beamte wieder. „Es wird in Ihrem eigenen Intereſſe liegen, dieſelben wahrheitsgetreu zu beantworten."

Eine leichte Röthe ſtieg in die Wangen des Angeredeten. „Sie ſetzen mich wirklich in Verlegenheit," begann er dann in unſicherem Tone. „Ich weiß wirklich nicht, welcher Umſtand Sie hierhergeführt haben kann. Indeſſen bin ich ſelbſtredend bereit, den Vertretern des Geſetzes bedingungslos zu gehorchen. Nur möchte ich Sie bitten, ein wenig Rückſicht obwalten zu laſſen; meine Frau iſt recht krank —"

Alberti neigte leicht den Kopf. „Seien Sie unbeſorgt, es iſt mir glücklicherweiſe in dieſem Falle möglich, die allgemeinen Geſetze der Menſchlichkeit mit meinen Amtspflichten in Einklang zu bringen," beruhigte er. „Vielleicht führen Sie uns zuerſt durch die Wohnung, ich habe alsdann noch einige Fragen an Sie zu ſtellen."

Ergebungsvoll neigte der Mechaniker den Kopf und ſchritt durch den dunklen Korridor nach der Thür voran, öffnete dieſelbe und lud durch eine Handbewegung die Kommiſſion zum Eintreten ein.

Es war ein gar einfaches, ja dürftig eingerichtetes Zimmer, das ſich den Blicken der Eintretenden darbot. Zwei Fenſter und eine Balkonthür erhellten den Raum, in welchem ſich beim Eintritt der Männer zwei Frauen — offenbar Mutter und Tochter — befanden.

Erſtere, eine zarte Geſtalt mit bleichen, durchſichtigen Zügen, lag im Bette. Mit erſchrecktem Blicke ſchaute ſie

Digitized by Google

auf den in Begleitung des Polizeikommissärs eintretenden Untersuchungsrichter. Den übrigen Beamten hatte dieser Weisung ertheilt, im Korridor zurückzubleiben.

Alberti verneigte sich mit theilnahmsvoller Freundlichkeit schweigend vor der kranken Frau, ein ebenso artiges Kopfnicken hatte er für das junge, blühend schöne Mädchen, welches, mit einer Handarbeit beschäftigt, neben dem Tische gesessen und sich hastig vom Strohsessel erhoben hatte. Mit Wohlgefallen ruhte der Blick des Beamten auf der schlanken, wohlgeformten Gestalt des jungen Mädchens, aus dessen rosig angehauchten, regelmäßig geformten Zügen eine reine, unberührte Seele sprach, und dessen mäßig hohe, aber energisch gefügte Stirn, dicht von lose hereinfallenden goldblonden Löckchen umrahmt, von ebenso viel Klugheit, wie die veilchenblauen, großen Augen von Herzensgüte zu sprechen schienen.

Ein trüber Schatten glitt über die Stirn des Untersuchungsrichters, als er daran dachte, zu welchem Behufe er diese Wohnung betreten hatte, aber die Erinnerung an seine amtlichen Pflichten gab ihm sofort seine ganze Unbefangenheit zurück. Prüfend schaute er sich im Raume um. Sein Blick fiel auf eine offenstehende Thür, die zu einem Nebenraume führte.

Beck, welcher seinen Blicken gefolgt war, deutete erläuternd mit der Hand nach dem Nebenraume. „Es ist mein Arbeitszimmer," fügte er dann hinzu. „Es befinden sich in ihm nur mein Arbeitstisch, sowie mein Lager."

Der Untersuchungsrichter war bis an die Thürschwelle herangetreten und hatte einen prüfenden Blick durch den nur einfenstrigen, sein Licht vom Hofe empfangenden kahlen Raum schweifen lassen. Dann trat er zurück und wies auf die Balkonthür. „Der Holzbalkon zieht sich um das ganze Haus?" frug er den Mechaniker.

„Er bildet die einzige Annehmlichkeit unserer Woh-

Digitized by Google

nung," meinte er schwach lächelnd. „Obwohl mitten in der Stadt wohnend, vermögen wir uns doch zuweilen den Genuß frischer Luft zu verschaffen."

„Sie gestatten?" sagte Alberti, der an ihm vorübergeschritten war und die Balkonthür geöffnet hatte. In Begleitung des Kommissärs betrat er, ohne die Erlaubniß abzuwarten, den Balkon.

Sie hatten von demselben eine ziemlich umfassende Aussicht auf die von vielen Geschäften belebte Linkstraße, welche demzufolge auch ein reger Verkehrsweg für die Bewohner des Stadtviertels war. Rasch orientirte sich der Untersuchungsrichter. Der Balkon ging wirklich um alle vier Seiten des Hauses herum. Man konnte letzteres auf ihm ungehindert umschreiten.

Als Alberti mit dem Kommissär die Rückseite des Hauses erreicht hatte, blieb er stehen. Sein Blick fiel auf das etwa mit zwei Meter Abstand sich erhebende Stallgebäude, dessen Dachfläche mit der Balkonhöhe in einer Flucht zu liegen schien.

„Einem geübten Turner würde ein Sprung vom Dache des Stallgebäudes nach dem Balkon herüber nicht eben schwer fallen," flüsterte der Kommissär.

Alberti nickte. „Das Haus ist hochgradig verwittert und baufällig," meinte er dann, die Wandflächen des Gebäudes betrachtend. „Der Kalk blättert überall herab — es ist da schwer, eine Spur aufzufinden."

Der Kommissär hatte sich inzwischen gebückt und bald das Holz des Balkons, bald das Mauerwerk betrachtet. Er deutete lebhaft auf einige Stellen des letzteren. „Hier sind aber entschieden ganz frische Abschürfungen," meinte er in flüsterndem Tone. „Hier," fügte er hinzu, auf eine Stelle deutend, die sich ungefähr in gleicher Höhe mit der Balkonbrüstung befand, „ist ganz deutlich der Abdruck eines Absatzes. Beim Herüberspringen mag der Springende

Digitized by Google

ausgeglitten und mit den Füßen gegen das Mauerwerk geschnellt sein. Hier liegt auch auf dem Balkonboden ganz frischer Mörtel!"

Der Untersuchungsrichter nickte schweigend mit dem Kopfe. Dann verfolgte er den Weg um die andere Seite des Hauses, bis er wieder vorn an der Straßenfront angelangt war.

In einigen Schritten Entfernung war der Mechaniker den beiden Herren gefolgt. Mit verständnißloser Miene hatte er dem Gebahren der Beiden zugeschaut; noch weniger hatte er ihre leise geflüsterten Worte zu verstehen vermocht.

Als sich jetzt der Untersuchungsrichter weit über die Brüstung beugte, trat auch er hinzu. „Ist Ihnen etwas aufgefallen?" fragte er in befangen klingendem Tone.

Alberti wendete sich um und maß ihn mit einem strengen Blicke. „Sehen Sie sich einmal das Firmenschild an, das hier unten über dem Thorweg an der Hausmauer angebracht ist!" forderte er auf.

Dabei deutete er auf ein mäßig großes Eisenschild, dessen verblaßte Goldbuchstaben die Inschrift ergaben: „Ludwig Schimmel. Ein- und Verkauf von Kleidungsstücken, Gold- und Silberwaaren, Antiquitäten."

„Das Schild ist ja ganz verbogen!" rief der Mechaniker plötzlich überrascht.

Alberti schaute ihn scharf an. „Ist das erst kürzlich geschehen?" fragte er.

„Ich möchte behaupten, daß es gestern noch nicht gewesen ist," entgegnete hastig Beck, von Neuem nach dem Schild hinunterschauend. „Die zweizöllige Handstange ist ja fast gänzlich heruntergebrochen. Eine schwere Last muß sich vorn an das Schild gehängt haben, es ist gerade, als ob das Gewicht eines menschlichen Körpers die Eisenstange verbogen habe."

Digitized by Google

Der Unterſuchungsrichter ſchaute ihn lange und prüfend an. „Ich bewundere Ihre Kombinationsgabe," meinte er dann trocken, „es wäre indeſſen auch möglich, daß ſich irgend Jemand das Vergnügen gemacht hat, das Firmenſchild muthwillig zu zerſtören, um den Anſchein zu erwecken, als ob etwa von dieſem Balkon hier in der letztverfloſſenen Nacht Jemand auf die Straße hinabgeſtiegen ſei und dabei ſich am Schild feſtgeklammert habe. Nicht wahr?"

Beck wurde roth im Geſicht. Er fühlte die Ironie, welche in den Worten des Unterſuchungsrichters lag. „Ich verſtehe Sie wirklich nicht," verſetzte er deshalb, „welcher Menſch ſollte ſich heute Nacht hier herabgelaſſen haben?"

„O, ich glaube auch nicht daran, daß ſich überhaupt ein Menſch hier herabgelaſſen hat," unterbrach ihn Alberti. „Aber wenn es Ihnen recht iſt, kehren wir nach dem Zimmer zurück."

Das geſchah. Immer betretener werdend, folgte der Mechaniker den beiden Herren, deren Gebahren und Reden ihm nachgerade räthſelhaft geworden zu ſein ſchien.

„Verweilten Sie heute Nacht im Hauſe?" wendete Alberti ſich gleich darauf wieder an den Mechaniker.

„Ich war unausgeſetzt im Hauſe anweſend."

„Es zog heute Nacht ein ſtarkes Gewittter herauf?"

„Jawohl, daſſelbe brach etwa um zehn Uhr Abends aus," lautete die Antwort Beck's. „Meine Frau ängſtigte ſich, und ich blieb deshalb auf."

„Blieben Sie allein auf oder leiſtete Ihnen vielleicht Ihr Fräulein Tochter Geſellſchaft?"

„Ich wollte aufbleiben, aber der Vater geſtattete es mir nicht," nahm das junge Mädchen mit tiefer, wohlklingender Stimme das Wort.

„Lagen Sie einen Theil der Nacht ſchlaflos?" fragte Alberti, ſich direkt an das junge Mädchen wendend.

Digitized by Google

Dieses wurde glühend roth im Gesicht und schaute verwirrt vor sich nieder. „Ich war ziemlich ermüdet," versetzte sie dann. „Das Gewitter hatte mich etwas abgespannt. Ich glaube, ich bin sofort eingeschlafen, als ich erwachte, war es bereits lichter Tag."

„So haben Sie also während der Nacht nichts Ungewöhnliches vernommen?"

Das junge Mädchen sah ihn erstaunt an. „Daß ich nicht wüßte."

„Und Sie blieben also auf?" wendete Alberti sich wieder an den Mechaniker. „Ihre Gattin konnte auch nicht schlafen?"

„Kurz nach Mitternacht schlief sie glücklicherweise ein," entgegnete Beck, der noch immer nicht den Sinn der an ihn gestellten Fragen zu begreifen schien.

„Und Sie begaben sich dann auch zu Bett?"

„Nein. Meine Frau schlief sehr unruhig, ich beschloß aufzubleiben, zudem hatte ich noch verschiedene Arbeiten zu erledigen."

„Während der Nacht?"

„Unsereins muß verdienen, wann und wo man immer kann," entgegnete der Mechaniker. „Die Krankheit meiner Frau kostet viel Geld, und ich habe darum schon manche Nacht durchgearbeitet."

„Wie lange setzten Sie Ihre Beschäftigung fort?"

„Das kann ich wirklich nicht sagen," gestand er. „Das Gewitter mag mich wohl schläfrig gemacht haben; ich that alles Mögliche, um mich wach zu erhalten, ich rückte meinen Arbeitstisch direkt an das Fenster — Sie sehen, er steht jetzt noch dort — ja, ich öffnete das Fenster, in der Hoffnung, die eindringende abgekühlte Luft werde mich wach erhalten, aber schließlich siegte die Ermattung doch über meinen Willen. Als ich erwachte, war es bereits fünf Uhr Morgens, und ich beeilte mich nun, hastig zu

Digitized by Google

Bett zu kommen, nachdem ich mich vorher überzeugt hatte, daß meine Frau schlief."

„Ihnen ist heute Nacht also ebenfalls nichts Ungewöhnliches aufgefallen?"

„Nicht das Geringste."

„Sie waren gestern Nachmittag bei Ihrem Nachbar, dem Baron v. Engler, beschäftigt?"

„Nur wenige Minuten. Dem Herrn Baron war das Mißgeschick passirt, den Kassenschrank zuzuschlagen, während der Schlüssel sich innen im Schranke befand. Da der Schrank aus meiner früheren Fabrik stammte, so war ich mit dem Mechanismus ganz vertraut. Es gelang mir, ihn in wenigen Minuten zu öffnen."

„Sie erhielten Bezahlung dafür?"

Ein bitteres Lächeln umzuckte die Lippen Beck's. „Der Herr Baron hielt es für angemessen, mich mit einer halben Mark abzufinden," sagte er.

„Seit jener Zeit haben Sie die Nachbarvilla nicht wieder betreten?"

„Nein!"

„Sie wissen nicht, was sich seitdem in der Wohnung des Herrn Barons zugetragen hat?"

Befremdet schaute der Mechaniker auf den Beamten, dessen Fragen ihn offenbar peinlich zu berühren schienen. „Was sollte sich denn ereignet haben?" frug er zögernd.

Alberti schaute ihn durchdringend an. „Sollte Ihnen dies wirklich nicht bekannt sein?" fragte er dann, jedes Wort einzeln scharf betonend. „Nun, so will ich es Ihnen verkünden. Der Herr Baron v. Engler und seine Nichte sind heute Nacht von ruchloser Hand freventlich ermordet, und der Kassenschrank ausgeraubt worden."

„Großer Gott!" schrie der Mechaniker auf, während er erdfahl im Gesicht wurde. „Das ist ja nicht möglich! Nein, nein, das kann nicht sein!"

Digitized by Google

Auch die kranke Frau im Bette stieß einen kurzen Aufschrei äußersten Erschreckens aus. Das junge Mädchen aber trat unwillkürlich einen Schritt näher an den Vater heran. Sie legte, einer inneren Eingebung nachgebend, wie schirmend die Hand auf dessen Arm, während sie zugleich mit weitgeöffneten, angstvoll blickenden Augen auf den Untersuchungsrichter schaute.

Eine Sekunde hindurch herrschte tiefes Schweigen im Zimmer.

Der Untersuchungsrichter hielt während dieser Zeit den Blick unausgesetzt auf den Mechaniker gerichtet. Dieser aber schlug die Augen nicht nieder; anscheinend offen und unbefangen erwiederte er den Blick des Beamten.

„Sie befinden sich in mißlichen Vermögensverhältnissen?“ frug Letzterer dann plötzlich.

Beck wurde glühend roth im Gesicht. „Mein Unglück ist ja stadtbekannt,“ versetzte er in bitterem Tone. „Vor wenigen Jahren war ich noch ein reicher Mann. Das Unglück begann plötzlich mit harter Hand auf mir zu lasten, noch mehr waren es indessen falsche Freunde, welchen ich arglos vertraute, die mich um Alles brachten. O, es ist ein Unglück, arm zu sein!“ stöhnte er dann mit einem Male auf, während sein Blick sich mit schmerzlichem Ausdrucke auf seine offenbar im letzten Stadium der Lungenschwindsucht befindliche Frau richteten. „Mein armes Käthchen, in unseren früheren Verhältnissen hätte sie sich im sonnigen Süden erholen können.“

„Kommen wir zur Sache,“ unterbrach ihn Alberti. „Sie haben vermuthlich Schulden?“

Wieder zuckte es eigenthümlich erregt um Beck's Lippen. „Ja — ich habe Schulden,“ versetzte er, das Gesicht abwendend. „Nicht nur die schwere Wucht des Unglücks habe ich zu ertragen, die schlimmsten Sorgen bereiten mir unerbittliche Gläubiger, die in den Tagen des Glücks

Digitized by Google

vielfach erheblich höhere Summen an mir verdient haben, als ich sie ihnen jetzt schulde und, ach, so gern bezahlen möchte!"

Der Untersuchungsrichter war einmal im Zimmer auf und nieder geschritten und dabei zufällig an eine Seitenwand des Schrankes herangetreten. Als er auf dieser ein viereckiges, weißes, mit einem blauen Stempel bedrucktes Blättchen Papier kleben sah, schaute er wieder scharf nach dem Mechaniker. „Dieser Schrank ist ja versiegelt!" sagte er.

Ein Aechzen glitt über die Lippen des Mechanikers. „Gestern erst hatte ich den Besuch des Gerichtsvollziehers."

„Derselbe versiegelte Ihr letztes Mobiliar?"

„So ist es. Er nahm mir den letzten Rest des Geldes, das ich noch besaß. Nur noch mein Handwerkszeug ließ er mir —"

Der Mechaniker schien noch etwas hinzufügen zu wollen, aber offenbar übermannte ihn der Schmerz. Er biß die Zähne aufeinander und wendete sich hastig zur Seite.

Seine Tochter schlang den Arm um seinen Hals und schaute ihm seelenvoll in's Auge. „Fasse Muth, Vater, es wird wieder besser werden," flüsterte sie.

Der Untersuchungsrichter hatte sich abgewendet. Er war, wie um mit sich selbst zu Rathe zu gehen, im Zimmer auf und nieder geschritten. Dann hatte er sich der in's Nebenzimmer führenden Thür genähert. Er warf einen Blick in die kahle Stube. Gleichgiltig hafteten seine Augen dann auf dem niedrigen, festgefügten Tisch, dessen Platte mit zahlreichen Werkzeugen, Hämmern, Feilen, Ahlen und Grabsticheln bedeckt war.

„Hier also ist Ihr Arbeitsraum?" wendete er sich nun nach dem Mechaniker zurück, während der Kommissär vollends in das Arbeitszimmer trat und sich dem in diesem aufgestellten Arbeitstische näherte.

Der Mechaniker nickte mit dem Kopfe. „Ich mußte

Digitized by Google

mich in meiner bescheidenen Wohnung so gut oder schlecht einrichten, wie es eben ging," versetzte er, ebenfalls an die Thür des Nebenraumes herantretend.

In demselben Augenblicke stieß der Kommissär einen kurzen Ausruf der äußersten Ueberraschung aus. „Bitte, Herr Untersuchungsrichter, treten Sie näher!" rief er dann in hastigem Tone, der seltsam von seiner sonstigen kalten und unerschütterlichen Gelassenheit abstach.

„Nun?" fragte Alberti, unwillkürlich näher tretend.

Auch der Mechaniker schaute überrascht auf und folgte dem Untersuchungsrichter auf dem Fuße.

Alberti trat neben den Kommissär, welcher vor dem Arbeitstische, dessen Rückseite direkt gegen das Fenster gelehnt war, stand. Ueberrascht entrang sich auch seinen Lippen ein kurzer Ausruf, als er in den Händen des Kommissärs verschiedene Banknoten anscheinend höheren Werthes wahrnahm.

„Was haben Sie da?" fragte er.

„Bitte, sehen Sie," entgegnete der Kommissär. „Vier Eintausendmarkscheine!"

Ein heiserer Aufschrei wurde laut; aber die beiden Herren beachteten ihn nicht. Blitzschnell hatte der Kommissär sein Notizbuch hervorgezogen und einen Blick in dasselbe gethan.

„Ueberzeugen Sie sich selbst," versetzte er dann in gedämpftem Tone, auf die Nummern der einzelnen Banknoten weisend, „der letzte Zweifel ist hinfällig geworden. Die Nummern 098,463 bis =72 sind geraubt worden, und hier in meinen Händen befinden sich die Nummern 098,464, =65, =69, =71."

Der Untersuchungsrichter hatte sich nach dem Mechaniker umgewendet. Dieser stand an allen Gliedern zitternd, mit aschfarbenem Gesicht, ein Bild unfaßbaren Staunens und Befremdens da.

Digitized by Google

„Das ist unmöglich!“ rief er, nachdem er wiederholt vergeblich zum Sprechen angesetzt hatte. „Ich habe keine zwei Mark im Hause, geschweige denn solche Banknoten!“

Ein verächtliches Lächeln umspielte die Lippen Alberti's, als er sich von dem Mechaniker abwendete; er hielt offenbar die Bestürzung desselben für vollendete Heuchelei, die ihn anwiderte. „Sie müssen sich doch wohl getäuscht haben,“ meinte er dann. „Dies hier sind wirklich und wahrhaftig echte Banknoten.“

Der Kommissär zupfte ihn heimlich beim Arme. Mit vielsagender Miene deutete er dann auf einige der über der Tischfläche ausgebreitet liegenden Werkzeuge. „Dasselbe Monogramm ‚K. B.‘ findet sich fast ausnahmslos auf den Griffen aller Instrumente hier,“ flüsterte er.

Der Untersuchungsrichter mußte an sich halten, um seine große Ueberraschung nicht laut werden zu lassen. „Selbstverständlich belegen Sie Alles mit Beschlag,“ versetzte er, sich nach dem Mechaniker umwendend. „Hier herrscht nunmehr volle Klarheit.“

„Hier ist noch mehr!“ rief der Kommissär, einen blitzenden Gegenstand unter einem Handambos hervorziehend. „Sehen Sie, Herr Untersuchungsrichter, hier ist das fehlende Stück des Amethysthalsbandes!“

Damit überreichte er auch schon dem Untersuchungsrichter ein etwa fußlanges Stück eines mit auserlesen schönen Amethysten besetzten, reich gravirten Goldhalsbandes.

„Wir fanden davon vorhin zwei Glieder,“ versetzte Alberti kaum hörbar.

Die beiden Beamten tauschten einen Blick des Einverständnisses aus. Dann wendete sich der Untersuchungsrichter plötzlich mit der Kette in der Hand an den Mechaniker und hielt diesem das glitzernde Geschmeide dicht vor

Digitized by Google

die Augen. „Wie kommt dieses Schmuckstück hier auf Ihren Arbeitstisch?“ fragte er. „Wir fanden vorhin zwei Glieder davon eingezwängt in dem Kassenschrank des ermordeten Barons v. Engler.“

Beck war aschfarben im Gesicht geworden. Auf seiner Stirn traten dichte Schweißtropfen hervor. Mit erloschenem Blicke starrte er auf das verhängnißvolle Geschmeide. Dann griff er sich mit der Hand nach der Stirn. „Nein, nein, es ist nur ein Traum. Das kann nicht wahr sein!“ murmelte er. „Verzeihen Sie, meine Herren, ich —“

„Kein Leugnen mehr!“ unterbrach ihn schroff der Untersuchungsrichter, während er zugleich mit der Rechten seine Schulter berührte. „Im Namen des Gesetzes, Karl Beck, verhafte ich Sie wegen des in der letztvergangenen Nacht von Ihnen an dem Baron v. Engler und dessen Nichte verübten Doppelraubmordes.“

Ein schriller Schrei entrang sich den Lippen des unglücklichen Mannes. Die Augen quollen ihm weit aus den Höhlen hervor, die Adern traten dick aus seiner Stirn heraus, seine Brust hob und senkte sich krampfhaft. Seine Fäuste ballten sich und einige Sekunden hatte es den Anschein, als ob er in entfesselter Wuth sich auf den Beamten stürzen wolle.

Sein Aufschrei hatte einen doppelten Widerhall gefunden. Ein schwacher, jammernder Laut war von den Lippen der todkranken Frau gedrungen, ein leises, wehes Schluchzen erschütterte jetzt noch die mit über der Brust gefalteten Händen am Thüreingange stehende Tochter des verhafteten Mannes.

Der Polizeikommissär war schon bei den ersten Worten seines Vorgesetzten rasch durch das Wohnzimmer geeilt und hatte die Ausgangsthür desselben aufgerissen. Im nächsten Augenblicke schon durcheilte er — gefolgt von den bis dahin auf dem Korridor verbliebenen Schutz-

Digitized by Google

leuten — das letztere wieder und trat mit ihnen in den Arbeitsraum ein.

„Karl Beck, Sie sehen, jeder Widerstand ist unnütz. Ergeben Sie sich gutwillig," ermahnte der Untersuchungsrichter.

„Nein, es ist nicht möglich!" schrie da der Verhaftete jäh auf. „Man kann mir keine solche Unthat zutrauen!"

„Verantworten Sie sich vor Gericht!" schnitt ihm der Untersuchungsrichter das Wort ab, „meine Pflicht ist hier zu Ende."

Sekundenlang war es wieder still im Zimmer.

Flehend blickte Beck auf den Beamten. „Haben Sie Mitleid mit mir!" stöhnte er dann auf. „Bei Gott dem Allmächtigen schwöre ich Ihnen, daß ich keine Ahnung von den Banknoten oder dem Geschmeide hatte. Ich weiß nicht, wie sie auf meinen Arbeitstisch gelangt sind — ich habe sie vorhin zum ersten Male gesehen."

Der Untersuchungsrichter zuckte nur frostig mit den Schultern.

Die Schutzleute waren an den Unglücklichen herangetreten und hatten ihn an beiden Armen ergriffen. Den Kopf tief auf die Brust herabgesenkt, ließ Beck dies willenlos geschehen.

Da klang aus dem Nebenzimmer zu seinem Ohr ein leises Weinen, das ihm bis tief in's innerste Herz dringen mochte. Ein schriller, heiserer Schrei entrang sich seinen Lippen. Mit gewaltigem Rucke riß er sich von den Polizisten los. Den sich ihm entgegenstellenden Kommissär stieß er zurück und stürzte aus dem Arbeitsraume.

Die Beamten, voran der Untersuchungsrichter, eilten ihm nach. Als aber Alberti wahrnahm, daß der Mechaniker sein Heil nicht in schneller Flucht gesucht, sondern neben der Bettstatt seines Weibes auf die Kniee nieder-

Digitized by Google

gesunken war, da winkte er den Beamten zu, sich vorläufig zurückzuhalten.

Ein ergreifendes Schauspiel entwickelte sich vor den Augen der Herbeigeeilten.

Die arme kranke Frau, zu schwach fast, um sich aufzurichten, hatte mit letzter Kraftanstrengung mit beiden zitternden Händen den Kopf des geliebten Gatten umspannt. „Mein theurer Mann — mein guter, guter Karl," hauchte sie kaum vernehmbar, „wie können die Herren Dich verhaften wollen! Du bist unglücklich, aber ein Ehrenmann. Stelle es ihnen vor, daß es ein Irrthum ist — o, verlasse mich nicht — bleib' bei mir, Karl!"

Ein dumpfes Schluchzen erschütterte den Körper des neben ihr auf den Knieen Liegenden.

Die Tochter, welche bisher bleich wie der Tod, ein Bild starren Schreckens, dagestanden hatte, eilte jetzt an das Bett heran und sank neben ihrem Vater auf die Kniee nieder. „Weine nicht, verzweifle nicht, Vater," hauchte sie ihm zu. „Gott ist gerecht, er kann und wird uns nicht verlassen! Deine Unschuld muß sich herausstellen. Wir glauben an Dich, wir wissen, daß Du nicht fähig bist, Unrecht zu thun!"

Beck hob den Kopf aus den Kissen empor. Der Ausdruck seines Gesichtes hatte sich entsetzlich verändert; jene verzweiflungsvolle Unruhe sprach aus seinen Zügen, die ebenso gut einem foltergequälten, unschuldigen Herzen, als dem mahnenden Drucke eines fluchbeladenen bösen Gewissens zu entspringen vermag. Mit zitternder Hand strich er über den Scheitel seines Kindes. „Ich danke Dir, Hedwig — Du hast Recht — es ist nur ein Irrthum, es kann nur ein solcher sein!" rief er mit gebrochener Stimme.

Dann wendete er sich an die Polizisten, welche näher traten und ihn ergreifen wollten. „Lassen Sie mich Ab-

Digitized by Google

schied nehmen von meiner Frau, sie ist so krank und schwach," murmelte er. „Der plötzliche Schreck kann sie —"

Er vermochte nicht weiter zu sprechen. Der namenlose Jammer, der sein Inneres erbeben machte, brach seine Stimme. Mit beiden Armen umschlang er die zarte, gebrochene Gestalt seines Weibes, auf dessen Angesicht schon der verklärte Abglanz der Ewigkeit ausgebreitet lag. „Käthchen," murmelte er dann mit inniger Stimme, „mein liebes Weib, halte Dich aufrecht, sei ruhig und weine nicht! Dein Leben ist der Inhalt meines sonst werthlosen und verfehlten Daseins, erhalte es mir — auf Wiedersehen, Käthchen, auf baldiges Wiedersehen — nicht wahr?"

Aber er erhielt keine Antwort von der Kranken. Mit banger Scheu blickte er in deren leichenblaß gewordenes Gesicht. Plötzlich nahm er wahr, daß der Kopf seines Weibes schwer nach hinten übersank. Ein Schrei entrang sich seinen Lippen. „Sie ist todt! Ihr habt sie ermordet!" schrie er auf. Dann wendete er sich händeringend wieder nach der Leblosen zurück. „Käthchen," rief er ihr in die Ohren, „wache auf — ich bitte, ich beschwöre Dich, wache auf!"

Seine Tochter eilte zum Tische und holte frisches Wasser herbei.

Die Beamten traten zurück. Keiner von ihnen wagte, die erschütternde Tragik des vor ihren Augen sich abspielenden Auftrittes zu unterbrechen.

Mit fast irrem Mienenausdrucke hatte der Mechaniker sein Ohr auf die Brust seines Weibes gepreßt; athemlos lauschte er auf den lange ausbleibenden Herzschlag der Unglücklichen. Dann entrang sich ein erlösender Seufzer seinen Lippen. „Gott sei gepriesen, sie lebt — sie lebt!" stöhnte er auf. Er sprang auf und trat zu seiner Tochter. „Beschirme die Mutter — Dir befehle ich sie an!" stieß

Digitized by Google

er hervor. „Und noch Eines, wende Dich sofort an Deinen Bräutigam Rudolph. Er ist Rechtsanwalt, er soll, er wird mir beistehen."

In diesem Augenblicke legte ihm der Untersuchungsrichter die Hand auf die Schulter. „Ich habe Ihnen hinreichend Zeit gelassen, Abschied zu nehmen von den Ihrigen," versetzte er ernst und gemessen. „Sie sehen, Ihre Gattin erholt sich zusehends. Es ist besser, Sie schicken sich jetzt gleich in das Unvermeidliche, als daß Sie durch einen erneuten Auftritt das Leben der Kranken ernstlich gefährden."

„Es ist also wirklich Wahrheit!" stöhnte der Mechaniker auf. „Unter gräßlichem Verdacht schleppt man mich von Weib und Kind! — Gut denn, ich folge Ihnen, aber ich schwöre, daß ich unschuldig bin!"

Er machte einen Schritt gegen die Beamten. Sofort erfaßten die Polizisten seine beiden Arme.

Hedwig hatte sich umgewendet. Ein leiser, weher Schrei entrang sich ihren Lippen. Von Neuem stürzte sie an die Brust des geliebten Vaters. „Muth — Muth!" hauchte sie, „Gott ist mit Dir, er wird auch uns behüten!"

Der Unglückliche nickte ihr zu; sprechen konnte er nicht. Dann ließ er sich willenlos von den Schutzleuten fortführen.

5.

Schon in den Vormittagsstunden des nächsten Tages ließ Alberti sich den Angeschuldigten zum Verhör vorführen.

Oft, ja fast immer stellt ein Verhör einen ebenso erbitterten wie schrecklichen Zweikampf zwischen Richter und Angeschuldigtem dar. Der Erstere, die Verkörperung des Gesetzes, kämpft mit der ganzen Kraft, deren er fähig ist, im Interesse der Gerechtigkeitspflege und der Wahrheit, um den Angeklagten seiner Schuld zu überführen. Dieser

Digitized by Google

aber kämpft verzweifelt für sich selbst, für seine Freiheit, ja selbst für sein Leben.

Als Beck in das Amtszimmer des Untersuchungsrichters geführt wurde, nahm Letzterer gerade hinter einem großen Schreibtische Platz, auf welchem verschiedene Gegenstände ausgebreitet zu erblicken waren, darunter ein Grabstichel, vier Eintausendmarkscheine und Bruchstücke der gestern vorgefundenen Amethystkette. Außerdem bedeckten den Tisch noch verschiedene Akten, sowie das Protokoll über die Vorfälle am Tage zuvor in der Engler'schen Villa und in der Wohnung des Mechanikers.

An einem Nebentische vor einem der Fenster saß der Protokollführer.

„Treten Sie näher!" begann der Untersuchungsrichter.

Beck versuchte zu gehorchen, aber er schwankte auf seinen Füßen hin und her.

„Sie scheinen angegriffen zu sein. Sie können sich setzen."

Beck ließ sich auf einen Stuhl niederfallen.

Alberti fuhr fort: „Sie sind augenscheinlich sehr stark erregt. Wenn nöthig, warte ich gern einige Minuten, ehe ich mit dem Verhör beginne. Die Anklagepunkte, welche Sie belasten, sind derartige, daß Sie Ihrer ganzen Ruhe und Kaltblütigkeit, der ganzen Spannkraft Ihres Geistes bedürfen, um mir zu antworten."

Obwohl in gemessenem Tone gesprochen, verriethen die Worte Alberti's doch eine gewisse Theilnahme; sie gaben zu gleicher Zeit aber auch zu verstehen, daß in seinen Augen die Lage des Mechanikers eine völlig aussichtslose war.

Der Untersuchungsrichter benutzte die kurze Unterbrechung, um das Protokoll nochmals aufmerksam durchzulesen und sich einige Worte mit Bleistift auf dem Seitenrande des Papiers zu vermerken. Jetzt nickte er

Digitized by Google

seinem Protokollführer zu, daß das Verhör beginne. Er eröffnete es mit der Frage: „Sie heißen?"

„Karl Beck."

„Wie alt?"

„Siebenundvierzig Jahre."

„Wo geboren?"

„Hierselbst."

„Verheirathet?"

„Ja."

„Sie haben Kinder?"

„Eine Tochter im Alter von neunzehn Jahren."

„Ihre Beschäftigung?"

„Zur Zeit bin ich Mechaniker."

„Besitzen Sie Vermögen?"

„Ich bin ausschließlich auf den Ertrag meiner Arbeit angewiesen."

„Sind Sie schon bestraft?"

Diese Frage, welche bei jedem Verhör gleich allen vorangegangenen an jeden Beschuldigten ausnahmslos gestellt wird, jagte dunkle Röthe in Beck's Wangen.

„O niemals — niemals!" rief er aus, „und ich glaubte leben und sterben zu dürfen, ohne daß das Gericht sich jemals mit meiner Person beschäftigte."

Der Untersuchungsrichter schien auf seine Worte nicht zu hören; er schaute schweigend einige Minuten vor sich hin und schien angestrengt nachzudenken. Wieder blätterte er in dem Protokolle; plötzlich hob er das Haupt und richtete einen durchdringenden Blick auf den Angeschuldigten. „Können Sie mir sagen," fragte er, „auf welche Art und Weise Baron v. Engler und seine Nichte gestern Nacht ermordet worden sind?"

„Die Beantwortung dieser Frage ist mir schon aus dem Grunde unmöglich, weil ich selbst nicht weiß, was Sie von mir zu erfahren wünschen."

Digitized by Google

„Dann kann ich es Ihnen ja sagen. Der Baron ist in seinem Bette erdolcht und seine Nichte durch ein starkwirkendes Gift getödtet worden."

„Mein Gott," murmelte Beck, „das ist schrecklich!"

Alberti antwortete nicht. Er nahm einen der auf seinem Schreibtische liegenden Gegenstände und hielt ihn dicht vor die Augen des Mechanikers. „Kennen Sie dieses Instrument?"

Beck wurde todtenbleich; sein erster Blick hatte ihn darüber belehrt, daß das vorgehaltene Werkzeug ein Grabstichel war.

„Nun?" fragte der Untersuchungsrichter, „ist Ihnen das Instrument bekannt?"

„Jawohl," sagte Beck, der sich inzwischen wieder gefaßt zu haben schien. „Das ist ein Grabstichel und sogar bis vorgestern Nachmittag mein Eigenthum gewesen."

„Und wissen Sie auch, daß mit diesem Instrument der unglückliche Baron v. Engler ermordet worden ist? Wie erklären Sie es, daß Ihr Eigenthum in der Brust des Ermordeten aufgefunden wurde?"

„Daran kann nur ein unglückseliger Zufall Schuld haben," entgegnete der Verhaftete, „denn ich habe vorgestern Nachmittag sowohl dieses Instrument wie auch verschiedene andere verkauft."

„An wen?"

„An Herrn Schimmel, meinen Hausherrn."

Der Untersuchungsrichter nahm ein Blatt Papier, welches mit amtlichem Stempel versehen war, und schrieb auf dasselbe einige Worte. Dann läutete er und befahl einem eintretenden Kriminalschutzmann: „Nehmen Sie einen Wagen, fahren Sie unverzüglich nach dem auf dieser Vorladung bezeichneten Hause, lassen Sie sich von dem Trödler Schimmel sein Ein- und Verkaufsregister einhändigen und bringen Sie ihn womöglich selbst zur Stelle.

Digitized by Google

Sie können ihm sagen, daß es sich um eine wichtige Zeugenaussage handelt."

Der Schutzmann verließ das Zimmer, um ungesäumt den erhaltenen Befehl auszuführen.

Beck zitterte an allen Gliedern; kalter Angstschweiß war auf seiner Stirn hervorgetreten. Die Gewißheit, daß mit dem Werkzeug, das er tagtäglich in Händen gehabt, solch' ein verabscheuungswürdiger Mord ausgeführt worden war, schien ihm augenscheinlich in diesem Augenblicke noch schrecklicher vorzukommen, als die sein eigenes Haupt bedrohende furchtbare Gefahr.

Alberti beobachtete ihn einige Sekunden lang schweigend. „Fahren wir nunmehr in unserem Verhör weiter fort," nahm er alsdann wieder das Wort. „Bis der Schutzmann mit dem Zeugen zurückkehrt, können wir alle übrigen Punkte erledigt haben."

Wieder hielt er einen Augenblick inne. Unschlüssig blätterte er in den Akten; dann schaute er Beck wieder scharf an. „Sie haben Schulden?" fragte er.

Der Mechaniker neigte den Kopf.

„Sie befanden sich offenbar in drückendster Nothlage. Ihr Mobiliar war versiegelt, und Sie konnten auf Nachsicht Ihrer Gläubiger nicht rechnen. Es handelte sich also für Sie darum, entweder Ihre Schulden auf Heller und Pfennig zu bezahlen, oder Ihr letztes Mobiliar zu verlieren und mit den Ihrigen unter Umständen obdachlos zu werden."

Ein banges Stöhnen glitt über des Verhafteten Lippen. „So ist es," murmelte er, während das Kinn ihm tief auf die Brust herabsank.

„Wie kommt es nun, daß sich auf Ihrem Arbeitstisch gestern Morgen die immerhin für Ihre Verhältnisse sehr erhebliche Summe von viertausend Mark befand, Banknoten, die nachweislich in der Mordnacht aus dem

Digitized by Google

Kassenschranke des Barons v. Engler geraubt worden sind?"

Einen hilflos fragenden Blick ließ Beck durch das Gemach gleiten, dann seufzte er schmerzlich auf.

„Angeschuldigter," begann der Untersuchungsrichter von Neuem in scharfem Tone, „in Ihrem eigensten wohlverstandenen Interesse glaube ich Ihnen rathen zu müssen, gehörig zu überdenken, was Sie aussagen wollen. Verzichten Sie auf alle haltlosen Ausflüchte, die Ihnen doch kein Mensch glaubt, eine vollkommene Aufrichtigkeit würde Ihr Gewissen erleichtern und zweifelsohne auch Ihre Richter milder stimmen."

Beck starrte verstört vor sich nieder. Von Neuem hob ein schwerer Seufzer seine Brust. „Ich fühle nur zu gut, daß Sie meinen Worten mißtrauen," murmelte er dann gepreßt, „dennoch aber spreche ich die lautere Wahrheit. Bei Gott dem Allmächtigen schwöre ich Ihnen, daß ich nimmermehr meine Lippen durch eine Lüge entweihen würde!"

„Auf welche Weise wollen Sie also in den Besitz des Geldes gelangt sein?"

„Ich weiß es so wenig, wie Sie selbst, Herr Untersuchungsrichter!" rief der Mechaniker sogleich hastig. „Aber ich habe während der letztvergangenen gräßlichen Stunden eifrig über das räthselhafte Vorkommniß nachgedacht und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß mir das Geld von einem Unbekannten durch das Fenster geschoben worden ist."

Der Untersuchungsrichter schaute ihn ironisch lächelnd an. „So hätten wir uns also wieder einmal mit dem großen Unbekannten zu beschäftigen," meinte er dann. „Aber lassen Sie einmal sehen. Ich glaube, der Unbekannte kann ganz gut vom Hofe des Nachbargrundstückes aus über das Dach des Stallgebäudes auf den Balkon

Digitized by Google

geklettert sein. Ebenso gut hätte er aber auch den Weg vom Balkon über das Stallgebäude nach der Villa zurücklegen können."

Beck hörte nur die ersten Worte des Untersuchungsrichters. „Mein Gott," rief er dann plötzlich, während tiefes Grauen in seinen Gesichtszügen sich widerzuspiegeln schien, „dann muß ja dieser Mensch der Urheber des furchtbaren Verbrechens sein! O, die Wahrheit tagt in meinem Innern! Der wahre, einzige Schuldige, welchen Sie suchen und finden müssen, jener feige Mörder, der das Blut einer wehrlosen Frau und eines siechen Greises vergossen hat, ist derselbe Mann, welcher mir die unheilvolle Summe Geldes durch das Fenster auf meinen Arbeitstisch gelegt hat!"

Alberti's Züge blieben vor wie nach unverändert; das Angesicht seines Schreibers dagegen wies den Ausdruck großer Ungläubigkeit auf.

Einige Sekunden verstrichen in bangem, lautlosem Schweigen.

Der Gefangene hatte voll ängstlicher Spannung seine Blicke auf das Gesicht des Untersuchungsrichters gerichtet; jetzt stöhnte er plötzlich dumpf auf. „O mein Gott," schrie er, „Sie glauben mir nicht!"

„Es wird mir erst möglich sein, Ihren Worten zu glauben, wenn Sie Mittel und Wege angegeben haben, jenen großen Unbekannten, den Sie beschuldigen, mir vorführen zu lassen. Bis dahin aber sehe ich mich gezwungen, die Existenz einer solchen geheimnißvollen Persönlichkeit in Zweifel zu ziehen."

„Ach, Herr Untersuchungsrichter," murmelte Beck tief niedergeschlagen und mit gebrochener Stimme, „Sie wissen nur zu gut, daß ich selbst diesen Dämon nicht kenne. Nicht in meinem Vermögen liegt es, Sie auf seine Spur zu führen. Ich kann nur wiederholt meine Unschuld be-

Digitized by Google

theuern, das Verbrechen, dessen Thäterschaft man mich verdächtigt, hat ein Anderer begangen!"

„So beharren Sie also bei Ihrem Leugnen?"

„Ja, Herr Untersuchungsrichter," entgegnete Beck.

Alberti winkte seinem Schreiber, die Aussage niederzuschreiben und schüttelte mißbilligend den Kopf. Dann ergriff er die goldene Halskette. „Kennen Sie diese?" fragte er kurz.

Beck starrte auf den kostbaren Schmuck. Ein Seufzer glitt über seine Lippen. „Sie fragten mich schon einmal darnach, aber ich habe das Schmuckstück gleich den Banknoten gestern Morgen zum ersten Male in meinem Leben gesehen."

„Sie behaupten also, daß der große Unbekannte Ihnen auch dieses Amethysthalsband großmüthig zugewendet hat?"

Wiederum schwieg Beck; nur ein leises Aufstöhnen glitt über seine festgeschlossenen Lippen, während seine Blicke mit starrem, verzweiflungsvollem Ausdruck am Boden hafteten.

Alberti schüttelte leicht den Kopf. „Sie sind doch ein gebildeter Mann, dem es klar sein muß, daß sich die Vertreter der Justiz mit einem solchen, obendrein noch recht schlecht erfundenen Ammenmärchen nicht beschwichtigen lassen können und werden. Hier diese beiden Kettenglieder sind in der Fuge des Kassenschrankes eingezwängt gefunden worden. Ueberzeugen Sie sich selbst, der Bruch stimmt ganz genau mit dem einen Ende des in Ihrer Behausung aufgefundenen Halsbandes überein. Nur noch ein ganz kleiner, wenige Centimeter umfassender Bruchtheil der Kette, an welchem sich offenbar das sicherlich kostbare Schloß befunden hat, kann fehlen. Wollen Sie nun noch immer nicht der Wahrheit die Ehre geben, beharren Sie auf Ihrem nutzlosen Leugnen?"

Digitized by Google

„Mein Gott — o mein Gott," murmelte Beck, „was soll ich Ihnen sagen? Sie glauben mir ja doch nicht!"

„Weil hier niederschmetternde Beweise gegen Sie vorliegen," unterbrach ihn streng der Untersuchungsrichter. „Standen Sie in näherer Beziehung zu der Nichte des Barons?"

Beck sah ihn anscheinend erstaunt an. „Ich kannte die Dame nur vom Sehen," meinte er dann. „Sie ging fast täglich durch unseren Hof, und ich grüßte sie immer, wenn ich sie sah."

„Sie standen in keinem näheren persönlichen Verkehr mit dieser Dame?"

„Nein!"

„Wann sahen oder sprachen Sie dieselbe zuletzt?"

„Sie öffnete dem Diener und mir vorgestern Nachmittag die Vorsaalthür, als ich zum Oeffnen des Kassenschrankes geholt worden war."

„Sie sprach aber nicht mit Ihnen?"

„Nein, sie befahl dem Diener nur, mich zu ihrem Oheim in das Kassenzimmer zu führen."

„Sie sind also nicht etwa Abends von der Dame in das Haus eingelassen worden. Dieselbe hat Sie nicht durch die Versprechung einer hohen Belohnung zu veranlassen gesucht, den Mord an ihrem Oheim zu begehen? Ich fordere Sie nochmals auf: sprechen Sie die volle, ganze Wahrheit!"

„Nein, nein, und abermals nein!" schrie der Mechaniker, „der Schein mag wider mich sein, aber ich verbitte es mir entschieden, daß mir Motive untergeschoben werden, von denen meine Seele nichts weiß. Ich bin unschuldig!"

Wieder blätterte Alberti in den Akten. „Sie waren vorgestern Abend kurz vor sechs Uhr in der Marienapotheke?"

Digitized by Google

„Jawohl, ich holte Arznei und eine Flasche Marsala für meine Frau."

„Mit welchem Gelde? Sie waren doch an demselben Nachmittage erst ausgepfändet worden!"

„Ich hatte fünfzig Mark vom Trödler für meine Werkzeuge erhalten, außerdem hatte mir auch Baron v. Engler eine halbe Mark eingehändigt."

„Sie verbrauchten diese immerhin beträchtliche Summe noch an demselben Nachmittage?" forschte Alberti ungläubig weiter.

„Jawohl, denn ich mußte einige dringliche rückständige Schulden beim Fleischer und beim Bäcker bezahlen."

„Bei Ihrer Verhaftung fand man noch etwas über zwei Mark kleines Geld vor, welches Ihrer Tochter ausgehändigt worden ist," schaltete der Untersuchungsrichter ein. „Haben Sie sich in der Marienapotheke mit Jemand unterhalten?"

Beck sann einen Augenblick nach. „Jawohl, mit dem Provisor," entgegnete er dann.

„Worüber unterhielten Sie sich?"

„Er fragte mich nach dem Befinden meiner Frau. Ich erklärte ihm, daß es übel genug darum bestellt sei. Dann meinte er wieder, ich sollte sie nach dem Süden schicken oder vielleicht auch nach Görbersdorf, da wäre allenfalls noch Heilung für sie zu finden."

„Was erklärten Sie darauf?"

„Soviel ich mich entsinne, meinte ich, daß, wenn ich das Geld hätte, welches ich am Nachmittage in müßiger Ruhe im Kassenschranke des Barons v. Engler gesehen, meinem Weibe und mir freilich geholfen wäre," fiel der Mechaniker ein.

„Sie sollen den Ermordeten einen alten knickerigen Geizhals genannt und hinzugefügt haben, daß Sie in dem Augenblicke, als er Sie mit einer elenden halben Mark

Digitized by Google

abgefunden, während er ungezählte Tausende im Schranke liegen gehabt, die Versuchung herannahen gefühlt hätten, den alten Geizhals niederzuschlagen."

„Das war unbedacht von mir gesprochen, ich war erbittert und wußte kaum, was ich redete."

„Aber Sie geben den Wortlaut zu?"

„Ich gebe es bedingungslos zu," entgegnete Beck. „Hätte ich ahnen können, daß jene unbedachte Aeußerung auf solche Weise wider mich angewendet werden würde, ich hätte sicherlich geschwiegen."

Der Untersuchungsrichter war mit dem Verhör zu Ende gekommen; er stellte nur noch einige untergeordnete Fragen. Dann ließ er den Schreiber das inzwischen aufgesetzte Protokoll vorlesen. Er änderte Einiges und ergänzte Verschiedenes; dann mußte der Schreiber es Beck vorlegen, um es von diesem unterschreiben zu lassen.

Kaum war dies geschehen, so öffnete sich die Thür und der Amtsdiener trat ein. „Schutzmann 214 ist mit dem Handelsmann Schimmel zur Stelle," meldete er.

Alberti nickte mit dem Kopfe. „Lassen Sie Beide sofort eintreten," befahl er.

Gleich darauf erschien der Schutzmann mit dem Trödler.

Letzterer sah geängstigt und verstört aus; er mochte kein sonderlich gutes Gewissen haben.

Der Schutzmann erstattete seine Meldung und überlieferte dem Untersuchungsrichter die Geschäftsbücher des Trödlers.

Als Beck den Letzteren eintreten sah, prägte sich in seinen Gesichtszügen eine flüchtige freudige Erregung aus. „Endlich, Herr Untersuchungsrichter," murmelte er halblaut, „werden Sie den thatsächlichen Wahrheitsbeweis meiner Aussagen erhalten. Und wenn Sie wissen werden, daß ich in diesem Punkte nicht gelogen habe, werden Sie

Digitized by Google

vielleicht geneigter sein, meinen übrigen Worten ebenfalls Glauben zu schenken."

Schimmel beeilte sich, sobald sich die Thür wieder geschlossen hatte, sich demüthig vor dem Untersuchungsrichter zu verneigen. Seine Augen streiften auch die Gestalt des Verhafteten, aber er vermied es, diesem in die Augen zu schauen.

„Setzen Sie sich. Bereiten Sie sich vor, mir Antwort zu geben," redete der Untersuchungsrichter den Trödler an.

Schimmel gehorchte. Seine Beine zitterten, seine Kniee schienen ihn kaum noch tragen zu wollen.

Die gewöhnlichen Personalfragen schickte der Untersuchungsrichter voraus; dann schaute er den Trödler scharf an. „Jener Mann ist Ihnen persönlich bekannt?" fragte er.

„Ich kenne ihn recht gut," entgegnete der Trödler. „Er bewohnt das erste Stockwerk meines Hauses."

„Sie haben ihm vorgestern verschiedene Werkzeuge abgekauft. Unter denselben befand sich auch dieser Grabstichel, welchen ich Ihnen hier zeige? Ueberlegen Sie Ihre Antwort wohl, denn dieselbe ist von der allergrößten Wichtigkeit!"

Beck's ganze Seele schien an den Lippen des Trödlers zu hängen.

Aber Schimmel schüttelte den Kopf. „Ich habe vorgestern nichts gekauft, und ebenso hat mir Herr Beck vorgestern nichts verkauft."

Beck stieß einen Schrei aus. „Was?" murmelte er dann mit erstickter Stimme, „Sie haben vergessen — Nein — nein, das ist unmöglich! Sie selbst haben ja die Buchstaben auf der Klinge wahrgenommen!"

„Herzlich gern würde ich Ihnen aus der Klemme helfen," versetzte der Trödler, ohne jedoch Beck dabei anzusehen. „Es ist ja selbstverständlich peinlich, seinen Miether in Ungelegenheiten verwickelt zu sehen. Unglück-

Digitized by Google

licherweise bin ich aber nicht im Stande, das zu können, ich befinde mich hier an einem Orte, der Anspruch auf volle und lautere Wahrheit erheben darf."

Den Mechaniker schien eine Art von kalter Wuth zu überkommen und seine Sinne zu verwirren. Er befand sich anscheinend in einer jener Gemüthsbewegungen, wo der ehrenwertheste Mann, wenn er eine Waffe in seiner Hand verspürt, zustößt und tödtet.

„O, das ist schändlich!" schrie er. „Dieser Mensch erinnert sich wohl, er hat nichts vergessen, aber er ist mein Feind, er will mich verderben! Schwöre nur einen Meineid, daß ich gelogen habe, die Strafe wird nicht ausbleiben, Gott der Herr wird Dich treffen, früher oder später!"

Schimmel verfärbte sich sichtbar, aber der Untersuchungsrichter schaute Beck mißbilligend an. „Angeschuldigter," sagte er in strengem Tone, „Sie haben den Zeugen weder zu beschimpfen, noch zu bedrohen! Merken Sie sich dies wohl! — Zeuge," wendete er sich dann wieder an den Trödler, „Sie beharren bei Ihrer Behauptung, daß dieser Grabstichel durch den hier anwesenden Karl Beck Ihnen vorgestern nicht verkauft worden sei?"

„Weder vorgestern, noch an einem anderen Tage," entgegnete Schimmel, „ich habe ihm niemals etwas abgekauft, und er hat mir niemals etwas zum Kaufe angeboten. Ich will die heiligsten Eide darauf ablegen!"

Der Untersuchungsrichter blätterte in dem ihm vorhin vom Schutzmann überreichten Ein- und Verkaufsregister des Trödlers. Die letzten Seiten, auf welchen die jüngsten Eintragungen vermerkt waren, erhielten in der That keinen Eintrag über einen zwischen dem Trödler und Beck abgeschlossenen Handel, wie das polizeilich vorgeschrieben gewesen wäre, wenn derselbe überhaupt geschehen war.

Kein Zweifel blieb mehr in der Seele des Unter-

Digitized by Google

suchungsrichters zurück; er vereidete, der Wichtigkeit seiner Zeugenaussage wegen, den Trödler angesichts des Angeschuldigten.

Schimmel mußte noch ein Protokoll unterzeichnen und wurde dann entlassen.

„Angeklagter, ich frage Sie nochmals: wollen Sie Ihr nutzloses Leugnen aufgeben?"

Beck schaute ihn mit kaum menschenähnlichem Blicke an. „Ich bin unschuldig!" schrie er mit erstickter Stimme.

Mit einer verächtlichen Bewegung wendete sich Alberti von dem Angeschuldigten ab.

6.

Am anderen Morgen wurde Beck in einem Wagen, von Schutzleuten überwacht, nach der Villa des Barons v. Engler gebracht.

Beim Aussteigen blickte Beck rückwärts. Es gelang ihm, die Hinterseite des Hauses, das er bisher bewohnt hatte, mit seinen Blicken zu streifen. In seiner Wohnung standen die Fenster offen, die weißen Gardinen wurden vom Winde hin und her gezerrt. Thränen verdunkelten seinen Blick. Jetzt, wo er nur wenige Schritte von seinen Lieben entfernt war, schien er wieder die furchtbare Schwere seines Schicksals zu begreifen.

Die neben ihm gehenden Schutzleute führten ihn durch den Hofeingang der Villa die Treppe hinauf.

Der Untersuchungsrichter und sein Schreiber schritten voran.

In dem Wohnzimmer des ermordeten Fräuleins war nach den ergangenen Anordnungen Alles unverändert geblieben. Die Leiche befand sich in derselben Lage, welche ihr der Arzt bei seiner gestrigen Untersuchung gegeben hatte.

Auf einen Wink des Untersuchungsrichters führten die Schutzleute den Verhafteten bis dicht an die Leiche heran.

Digitized by Google

„Karl Beck," sagte der Untersuchungsrichter in feierlich ernstem Tone, „wenn Sie den Muth dazu haben, schauen Sie diese Frau an!"

Der Blick des Mechanikers richtete sich auf das verzerrte Todtenangesicht der Ermordeten.

„Erkennen Sie diese Person?" fragte Alberti wieder.

„Jawohl," entgegnete der Mechaniker. „Es ist der Leichnam des Fräuleins v. Gerstenberg."

„Wollen Sie bekennen, daß Sie in näheren Beziehungen zu der Todten gestanden haben?"

„Nein! Die Dame dankte kaum auf meinen Gruß. Sie war sehr stolz und ich stand in keinerlei Beziehungen zu ihr!"

Der Untersuchungsrichter wollte noch weitere Fragen stellen, aber da fiel ihm Beck hastig in's Wort. „Hören Sie auf, mich mit unnöthigen Fragen zu quälen. Meine Hände sind rein, und mein Gewissen ist ruhig! Ich weiß, Sie glauben mir doch nicht, darum werde ich Ihnen auch nicht mehr antworten!"

In der That hüllte sich Beck von diesem Augenblicke an in undurchdringliches Schweigen. Er hatte das Haupt auf die Brust herabgeneigt und schien die Fragen, welche der Untersuchungsrichter noch an ihn stellte, nicht einmal zu hören.

Dieser gab es bald auf, gegen diese Art von Widerstand zu kämpfen.

Auf seinen Wink verließ der traurige Zug das Wohnzimmer der ermordeten Dora; von Neuem hatten die Schutzleute Beck beim Arme ergriffen.

Der Untersuchungsrichter schritt voran, blieb aber inmitten des Verbindungsganges stehen. Auf seinen Befehl hatte der Diener wieder eine Lampe herbeigebracht.

„Legen Sie Ihre linke Hand auf diese Spur," befahl der Untersuchungsrichter dem inzwischen herangekommenen Gefangenen.

Digitized by Google

Dieser gehorchte stillschweigend. Der ebenfalls anwesende Polizeikommissär legte prüfend die Handfläche Beck's auf der vorgefundenen blutigen Spur zurecht. Alsbald malte sich eine lebhafte Enttäuschung in seinen Gesichtszügen.

„Die Handfläche des Gefangenen ist eine viel breitere, die Fingerlänge dagegen eine kürzere," meinte er dann in gedämpftem Tone zu dem Untersuchungsrichter. „Eine besonders feingeschnittene Hand muß es sein, die sich hier aufgeprägt hat."

Alberti nickte gedankenvoll mit dem Kopfe. Dann wendete er sich an die Schutzleute. „Führen Sie den Gefangenen in das Schlafzimmer des Barons."

Der unerträgliche Geruch des vergossenen Blutes verbreitete sich schon in unangenehmer Weise vor dem Schlafzimmer des Barons. Der Leichnam hatte noch dieselbe Haltung, in der er seine letzten Athemzüge gethan.

Beck, zum zweiten Male vor solch' einen grausigen Anblick gestellt, fühlte, wie seine Nerven erzitterten; dennoch aber blieb er anscheinend ruhig und unberührt durch den Anblick.

„Angeklagter," fragte der Untersuchungsrichter, „kennen Sie Ihr zweites Opfer wieder?"

Beck gab keine Antwort.

„Sie schweigen?" fuhr Alberti fort. „Sie beharren auf Ihrem Entschlusse, Stillschweigen beobachten zu wollen?"

Beck nickte bestätigend mit dem Kopfe.

„Sei es!" fuhr der Beamte mit erhobener Stimme fort. „Ich kann Sie nicht zum Reden zwingen, aber es ist leicht, den Grund Ihres Schweigens zu errathen."

Wenige Minuten später saß Beck wieder zwischen den Schutzleuten im rasch dahinrollenden Wagen. Jetzt bog derselbe in die Straße ein, in der Beck bis zu seiner Verhaftung gewohnt hatte, da stießen plötzlich seine Lippen

Digitized by Google

einen erstickten Schrei aus. Ein furchtbares Zittern erschütterte seinen Leib. Erloschenen Blickes starrte er aus dem Wagenfenster.

Ein Leichenwagen stand vor der Thür seines Hauses, soeben trug man einen einfachen schwarzen Sarg heraus, der reich mit Blumen umkränzt war. Gleich darauf trat, völlig schwarz gekleidet, mit verweinten Augen seine Tochter in Begleitung eines hochgewachsenen jungen Mannes aus dem Hause.

„Laßt mich — laßt mich!" schrie Beck wild auf. „Laßt mich — es ist mein Weib — mein süßes, holdes Käthchen!" schluchzte er mit gebrochener Stimme.

Aber die Schutzleute hielten ihn gewaltsam auf seinem Sitze fest.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Schallerbruder.

Novelle

von

Eugen Schmitt.

(Nachdruck verboten.)

1.

Der frühe Abend des Herbsttages fing an hereinzubrechen, der Nebel stieg von den Wiesen auf, welche das große Bauerngehöft umgaben, dessen ganzes Aeußere verrieth, daß der Besitzer zu jenen reichen Holsteiner Bauern gehörte, von denen die meisten sich in viel besseren Verhältnissen befinden, als viele „Rittergutsbesitzer" in anderen Theilen Deutschlands.

Die Thüre zur „Diele", d. h. zu dem mächtigen Hausflur, stand offen. Hier befand sich, wie überall, der Herd, und das röthliche Feuer desselben, über dem verschiedene Kessel brodelten, leuchtete durch die geöffnete Thür weit hinaus in die Landschaft, so daß dieses Licht wie ein gastliches Winken jedem einsamen Wanderer erscheinen mußte.

Plötzlich hörte man vom Hofe her Gesang, die getragenen Töne eines Chorals, und zwar gesungen von vier kräftigen, ziemlich gut geschulten Männerstimmen. Die bisher auf der Diele spielenden Kinder sprangen auf, eilten nach dem Hofe und riefen jubelnd: „Die Schallerbrüder, die Schallerbrüder!"

Mitten auf dem Hofe standen vier Männer, denen

Digitized by Google

man trotz der beginnenden Dunkelheit ansah, daß sie auf der Landstraße lebten. Sie sangen ohne Noten, nur einer von ihnen hatte ein zusammengerolltes Notenblatt in der Hand und dirigirte mit demselben. Dieser schien der „Kapellmeister" zu sein, denn nachdem der Choral verklungen war, rief er einige Worte, und im nächsten Augenblicke erklang ein lustiges Lied von den Lippen der „Schallerbrüder".

An der Thür und an den Fenstern erschienen neugierige Gesichter, und als die sonderbare Gesellschaft das dritte Lied sang, welches zur Abwechslung ein schwermüthiges Liebeslied war, umstanden Knechte und Mägde die Sänger; auch der Besitzer des Hofes erschien, um die Schallerbrüder aufzufordern, zum Abendbrod Gäste des Hauses zu sein.

Auf der großen Diele, die größer war, als mancher Tanzsaal, standen die Tische gedeckt; oben ein kleinerer für den Besitzer, dessen Frau, ein junges Mädchen, das mehr städtische Kleidung trug, und die beiden Kinder; dann saßen an zwei langen Tischen gesondert die Knechte und Mägde, und die Schallerbrüder erhielten ihren Platz am untersten Ende des Knechtstisches. Auf dem Tische des Besitzers aber wie auf dem des Gesindes gab es dasselbe Essen: Milch und warme Buchweizengrütze. Der ungefähr zwölfjährige Sohn des Hofbesitzers sprach erst ein Gebet, dann sangen die Schallerbrüder einen Choral, sie waren eben hier bekannt und wußten, daß es zu ihrem Nutzen war, wenn sie in dieser Weise den frommen Sinn des Besitzers unterstützten; dann ging es zum Essen, und trotzdem sich die Knechte und Mägde eifrig mit der Versorgung des Magens beschäftigten, blickten sie doch immer wieder nach den Schallerbrüdern hinüber.

„Schallern" heißt in der Vagabundensprache singen oder vielmehr durch Singen betteln, und diese vier Sänger

Digitized by Google

waren in der That nichts als Bettler, als herumziehende Vagabunden, welche sich zusammengefunden, einige Lieder eingeübt hatten und nun in der reichen Gegend von Hof zu Hof zogen, um durch Singen sich Almosen zu verschaffen, die bedeutend reichlicher ausfielen, als bei den anderen Stromern, die nichts für das Almosen boten als ein „Vergelt's Gott!" Die Leute sangen wirklich ganz hübsch, sie hatten eine Anzahl von traurigen und lustigen Liedern eingeübt, welche beliebt bei Alt und Jung in jener Gegend sind; sie machten, wenn man sie zum Essen einlud, allerlei Scherze, derb aber wohlthuend für die Leute, die einsam auf den großen Gehöften lebten und selten aus ihrem beschränkten Ideenkreis herauskamen, und so führten die Schallerbrüder ein verhältnißmäßig angenehmes Leben auf einem Gebiete, das sie gewissermaßen als sich gehörig betrachteten. Dasselbe erstreckte sich über viele Quadratmeilen, sie zogen innerhalb desselben von Ort zu Ort, kamen kaum alle Vierteljahre auf dasselbe Gehöft, und waren, weil sie selten erschienen, gern gesehene Gäste. Hin und wieder trennte sich ein Mitglied von der Kapelle, wurde aber so bald wie möglich durch eine neue Kraft ersetzt, und der lange, dürre „Kapellmeister", ein ehemaliger Klempnergeselle, verstand es meisterlich, die Vakanzen in seiner Kapelle wieder zu ergänzen. Bewerber meldeten sich ja genug, denn die Schallerbrüder verdienten ein ganz anständiges Geld, sie waren gewissermaßen die Aristokratie unter den Stromern und Vagabunden des ganzen Distriktes. Sie kleideten sich besser als die anderen Stromer, sie waren nicht zerlumpt, wurden, wo sie hinkamen, meistens zum Mittag- und Abendbrod eingeladen und empfingen schließlich dann noch reichliche Gaben, jedenfalls mehr als die gewöhnlichen Bettler. Auch mit der Gendarmerie standen sie auf verhältnißmäßig gutem Fuße; während diese sonst

Digitized by Google

unerbittlich jeden Stromer, der beim Betteln ertappt wird, zur Haft bringen, sahen sie den Schallerbrüdern gern durch die Finger, wenn sie es nur nicht zu arg trieben.

Die Knechte und Mägde kannten die wandernden Sänger wohl und sahen deshalb öfters nach der Stelle hinüber, wo die Schallerbrüder saßen, weil sie ein neues Mitglied der Kapelle herausgefunden hatten. Es war ein Mann am Anfang der dreißiger Jahre, aber mit einem etwas wüsten Gesicht, wie die Schallerbrüder überhaupt in ihren Physiognomien eine starke Vorliebe für geistige Getränke verriethen. Dazu kam noch der beständige Aufenthalt in Wind und Wetter, der ihre Gesichter gerade nicht verschönerte; und dennoch gab es in dem Gesichte des neuen Mitgliedes einige Züge, die sich bei den anderen Sängern nicht vorfanden.

Das junge Mädchen, das mit an dem Tische des Hofbesitzers saß, war die Näherin aus der nächsten Stadt, und hielt sich tagelang bald auf diesem, bald auf jenem der Gehöfte auf, um die Kleider der Frauen und Kinder in Ordnung zu bringen. Bertha Behrens wurde zwar nicht als voll betrachtet und mußte gegenüber den Frauen und Töchtern der reichen Bauern zurückstehen, aber man nannte sie Fräulein und wollte ihr wohl, weil sie geschickt im Arbeiten war, und weil man sie gern im Hause hatte, da ihre Anwesenheit immerhin einige Abwechslung in das einförmige Leben und viel Unterhaltungsstoff für die Frauen und Töchter brachte.

Bertha Behrens mußte etwas Auffallendes an dem jüngsten Mitgliede der Kapelle gefunden haben, denn sie ließ ihn während des Essens fast nicht aus den Augen. Ihr Interesse wuchs offenbar, je länger sie diese Gestalt von mehr als Mittelgröße, mit einem etwas verwilderten, krausen Bart, betrachtete. Sie sah nur diesen Mann,

Digitized by Google

ſelbſt als das Mahl beendet war, und die Schallerbrüder wieder eine luſtige Weiſe ertönen ließen.

Die Wirthin machte für die Schallerbrüder ein großes Packet zurecht, in das ſie Würſte, Speck, Strümpfe, noch ziemlich gut erhaltene Stiefel, Hemden und andere entbehrliche Kleidungsſtücke band. Der Bauer war ja einer der reichſten der ganzen Gegend, und die Schallerbrüder waren bei ihm perſönlich beliebt. Er zog ſeinen ledernen Geldbeutel aus der Taſche und zählte einige Münzen ab, und als ſich die Sänger durch ein Abſchiedslied empfahlen, wurde ihnen ihre Gabe ausgehändigt.

Plötzlich ſah das jüngſte Mitglied der Schallerbrüderſchaft neben ſich ein junges Mädchen ſtehen, das ihn mit ängſtlichen Blicken betrachtete; dann ſah er, wie Bertha Behrens in Thränen ausbrach und ihm raſch einen Thaler in die Hand ſteckte.

Dann war ſie verſchwunden, und der alſo Beſchenkte ſtolperte mit ſeinen Genoſſen hinaus in die Finſterniß, um das nächſte Wirthshaus aufzuſuchen, wo die Schallerbrüder ihr Hauptquartier aufgeſchlagen hatten.

Einſam im freien Felde ſtand das Wirthshaus. Von Weitem machte es ſich ganz ſtattlich, denn auch der Krüger, wie ſolch' ein ländlicher Gaſtwirth im Nordweſtdeutſchen heißt, trieb Ackerbau. Das Gehöft war eine wahre Goldgrube, und das Geſchäft, das der Krüger machte, ein glänzendes. Er iſt der Herbergswirth aller Stromer und Bettler, die ſich in der reichen Gegend aufhalten. Hier haben ſie ihr Hauptquartier, und wenn die Einen fortgehen, iſt ſchon längſt wieder Erſatz für ſie da. Das Geld, das ſie ſich pfennigweiſe zuſammenbetteln, ſetzen ſie hier bei dem Wirth wieder in Schnaps um, oder ſie kaufen Lebensmittel bei ihm; ſie bezahlen auch das Nachtquartier, denn wenn es auch ganz herrlich iſt, im Hochſommer auf einem Heuhaufen oder in einem Tannen-

Digitized by Google

walde zu ſchlafen, ſo zieht doch auch der Strolch mindeſtens neun Monate im Jahre ein Lager unter Dach und Fach vor. Herbſt, Winter und Frühjahr, das ſind die Erntezeiten für den Krüger. Das Licht, das aus den Fenſtern der großen Schänkſtube leuchtet, iſt, wie der Leuchtthurm auf dem Meere, das Wanderziel aller Stromer und „Kunden", welche die Umgegend abgeklappert haben und jetzt nach der „duften Penne" — ſo heißt eine ſolche Herberge — wandern.

Schon iſt eine große Anzahl von Männern und Weibern verſammelt. Die Frauen beſchäftigen ſich mit der Abwartung der kleinen Kinder, jener erbärmlichen Geſchöpfe, welche auf der Landſtraße in Rohheit und Verwilderung aufwachſen und die doch zum Betteln ſo nöthig ſind, denn eine Frau mit einem oder zwei Kindern bekommt ganz andere Gaben, als eine Frau, die ohne Kinder bettelt.

Die Männer aber treiben einen ſchwunghaften Handel. Man glaubt ſich auf einer Lumpenbörſe zu befinden, es iſt die Zeit des „Verkündigens", gewiſſermaßen die Erledigung der Tagesgeſchäfte. Bald der eine, bald der andere der Stromer ſteigt auf den Tiſch und ſchreit aus, was er zu verkaufen hat: ein Paar Stiefel, ein Paar Hoſen, ein Hemd, einen Hut und dergleichen mehr. Nachdem dieſe alten Kleidungsſtücke, die man den Stromern auf ihre Bitten geſchenkt, verkauft ſind, geht es an das Feilſchen mit Lebensmitteln. Wer ein Stück Speck oder Wurſt bekam, verkauft davon für zwei oder drei Pfennige an Andere, die nur Brod haben; wem es gelang, ein Stückchen Butter zu ſchnorren, der beſtreicht mit derſelben die Brodſtücke, die er bekam, und verkauft die trockenen Stücke, die er nicht ſelbſt ißt, an den Krüger, welcher mit dem Brod, das die Bettler erhalten und an ihn verkaufen, jährlich dreißig bis vierzig Schweine mäſtet; der

Digitized by Google

Krüger gibt natürlich für Brod kein bares Geld, sondern Schnaps.

Man merkt es, daß die vier Schallerbrüder, die erst ziemlich spät gekommen sind und in einer Ecke beisammen sitzen, die Aristokratie unter den Stromern darstellen. Sie haben sich zuerst warmen Kaffee geben lassen, der zwar entsetzlich dünn ist, aber doch die Glieder erwärmt. Hunger haben sie nicht, denn sie haben ja auf dem Bauernhofe gut gegessen; sie „verkündigen" auch heute nicht, weil sie sehen, daß die Preise auf der Börse heute nicht gut sind. Sie geben vielmehr Alles, was sie zusammengefochten haben, dem Krüger in Verwahrung, und nur das Brod, das sie erhielten, wird sofort in Schnaps umgesetzt. Sie freuen sich, daß sie eine große Anzahl von Lebensmitteln haben und auch über bares Geld verfügen; sie wollen morgen einen Tag ausruhen. Von wohlmeinender Seite ist ihnen gesagt worden, daß morgen die Luft nicht rein ist. Es findet eine Kreisbesichtigung statt, zu welcher der Landrath und noch mehrere Gendarmen erscheinen; es ist dann gefährlich, beim Schallern auf den Höfen abgefaßt zu werden, und da genug Vorräthe vorhanden sind, beschließt das Quartett, morgen auszuruhen.

Im Vorgefühle dieses Genusses begibt es sich zeitiger zur Ruhe als sonst, und auch beim Schlafengehen zeigt sich die Vornehmheit dieser Künstlergenossenschaft. Sie schlafen abgesondert von dem anderen Gesindel in einer Kammer auf Strohsäcken und bekommen Pferdedecken. Ein solches Nachtlager ist verhältnißmäßig theuer, es kostet dreißig Pfennig für die Person. Wer einen Strohsack ohne Decke wünscht, zahlt dafür zwanzig Pfennig, muß sich aber gefallen lassen, auf dem Boden mit einer Menge anderer Leute zusammenzuliegen; der Mittelstand zahlt zehn Pfennig und schläft im „Rauscher", d. h. im bloßen

Digitized by Google

Stroh, und die ärmsten Teufel, die nur fünf Pfennig zahlen, „machen Bankarbeit", sie schlafen in der Gaststube auf Tischen und Bänken.

Von unten aus der Gaststube dringt noch das Geschrei der betrunkenen, sich streitenden und unterhaltenden Stromer herauf nach dem Kämmerlein. Drei von den Schallerbrüdern schlafen schon, der vierte von ihnen aber kann nicht einschlafen, trotzdem er schon am Nachmittage sich sehr müde fühlte, und er hört, wie sein Herz ihm in raschen, unaufhörlichen Schlägen zuruft: „Lump! Lump! Lump!"

Ja, er ist tief gesunken. Erstorben glaubte er Alles in sich, was er früher Ehre, Anstand, Selbstachtung genannt hatte. Und nun plötzlich eine solche unangenehme Erinnerung, ein Aufschrecken aus der Stumpfheit, aus dem thierischen Dahinleben, ohne Nachdenken, ohne Rückerinnerung und Hoffnung!

Er war doch sonst ein verwegener Geselle, und jetzt bebt er, wenn er an jenen flüchtigen Augenblick denkt, als das weinende Mädchen neben ihm stand und ihm den Thaler in die Hand drückte. So rasch war sie an ihn herangetreten, und so rasch hatte sie ihn wieder verlassen, daß seine Genossen nichts davon gesehen hatten. Diese Begegnung weckte in ihm aber eigenthümliche Erinnerungen. Er kannte das Mädchen ganz bestimmt, er hatte schon einmal dieses Gesicht gesehen, er wußte nur nicht wo. Vor drei oder vier Jahren konnte es gewesen sein. Damals war er noch Kaufmann, in guten Verhältnissen lebend; die ganze Welt schien ihm offen zu stehen, und er konnte es wohl wagen, hübschen Mädchen in die Augen zu sehen.

Ja, damals! Und jetzt? Jetzt war er ein heimathloser Strolch, den man verachtete, höchstens bemitleidete.

Der Schallerbruder wälzte sich stöhnend auf seinem Lager.

Digitized by Google

„Lieg doch ſtill, Kommerzienrath!“ rief einer ſeiner Genoſſen. „Du haſt Dir wohl heute den Magen zu voll geſtopft, daß Du nicht ſchlafen kannſt.“

Er antwortete nicht, trotzdem ihm der Spottname Kommerzienrath, den er bei ſeinen Genoſſen trug, heute wehe that, während er ſonſt darüber lachte. In ſeiner Bruſt brach eine alte, vernarbte Wunde auf, die brannte und ſchmerzte, ſo daß er glaubte, verzweifeln zu müſſen. Unaufhaltſam, trotz aller Abwehr, kamen die Gedanken an die Vergangenheit, an den furchtbaren Wechſel in ſeinem Schickſale, der in den letzten drei Jahren vor ſich gegangen war.

Vor vier Jahren war ſein Vater geſtorben, und Bernhard Elsner hatte ſein Erbtheil herausgezahlt erhalten. Das Geſchäft des Vaters mußte aufgegeben werden, da außer Bernhard noch unverheirathete wie verheirathete Schweſtern vorhanden waren. Der Antheil, den er erhielt, betrug zwanzigtauſend Thaler. Kurze Zeit genügte ihm, um dieſes Geld unter die Leute zu bringen. Der Vater hatte ihn übermäßig ſtreng gehalten, weil er leichtſinnig veranlagt war. Als er nun das Geld in die Hände bekam, überwältigte ihn der Anblick der plötzlich erlangten Freiheit, die er in vollen Zügen genießen wollte. Er glaubte, auch ohne Vermögen, immer noch durch's Leben zu kommen, wenn er wieder eine Stellung annahm. Als aber nach zwei Jahren tollen Lebens das ganze väterliche Erbtheil verſchwendet war, hatte man auch die Achtung und das Zutrauen zu Bernhard verloren; wo er ſich um eine Stelle bewarb, wies man ihn zurück. Er lebte dann eine Zeitlang von den Unterſtützungen ſeiner Verwandten, und kam immer tiefer herunter, bis dieſe ihm die Thür wieſen. Er machte nun Schulden, zum Theil unter falſchen Vorſpiegelungen, wurde angeklagt und wegen Betrugs beſtraft. Seine Familie ſagte ſich darauf vollſtändig

Digitized by Google

von ihm los. Dann hatte er noch eine Zeitlang versucht, bald hier, bald da ein Unterkommen zu finden, zuletzt als Tagelöhner und Erdarbeiter, und dann war er ein Stromer geworden, der seit einem Jahre „auf der Walze lag", d. h. von Ort zu Ort zog. Er hatte gewaltsam die Erinnerung an die Vergangenheit unterdrückt, seine Verwandten haßte er, betrachtete sie als seine Feinde, wie die ganze menschliche Gesellschaft.

Er hatte das Glück gehabt, vor einigen Wochen die Schallerbrüder zu treffen; der Klempner hatte bald herausgefunden, daß Bernhard eine schöne Stimme besaß, und er gewann ihn als neuen Bruder und Genossen. Seitdem zog er tagsüber mit den Kumpanen singend umher, Abends betrank er sich, schlief dann auf Strohsäcken und unter Pferdedecken den bleiernen Schlaf der Betäubung, und am nächsten Morgen begann das wüste Leben von Neuem. Das Ende war ja vorauszusehen: im Arbeitshause, im Hospital, vielleicht einsam hinter einem Zaun. Aber was focht das Bernhard an, oder vielmehr, was hatte ihn das angefochten bis heute Abend!

Jetzt war er aus dem stumpfen Dahinvegetiren plötzlich erwacht. Scham, Reue, Verzweiflung durchwühlten sein Inneres.

In diesem Zustande verging die Nacht. Noch bevor der Tag graute, war Bernhard auf den Beinen. Er wusch und kämmte sich zum ersten Male seit langer Zeit wieder sorgfältig, und als ihn der Knecht des Krügers fragte, ob er den gewohnten Morgenschnaps wolle, wies er ihn zurück und verlangte Kaffee.

Er wollte nicht nach Fusel riechen bei einem Besuche, den er zu machen gedachte.

Digitized by Google

2.

Bertha Behrens saß am Fenster der bäuerlichen Wohnstube und nähte. Auch sie hatte nicht gut geschlafen; ein Gedanke war ihr fortwährend im Kopfe herumgegangen, ein Gedanke, der sie mit tiefem Weh erfüllte.

Sie hatte Bernhard Elsner erkannt, und es war ihr gewesen, als müsse sie laut aufschreien.

Ob er sie ebenfalls wieder erkannt hatte? Sie wußte es nicht, glaubte es auch nicht. Sie spielte in seiner Erinnerung gewiß keine Rolle, aber er — er für sie eine um so größere!

In Hamburg hatte Marie mit ihrer Mutter einfach und ohne Sorgen gelebt. Die Mutter bezog eine kleine Pension als Beamtenwittwe und wußte noch selbst zu arbeiten. Sie war mit ihrer Tochter allein. Der einzige Sohn war vor längerer Zeit schon nach Amerika ausgewandert und Bertha sollte einmal später zu ihm ziehen.

Als Bertha die Schule verlassen hatte, erhielt sie sorgfältigen Unterricht in Handarbeiten, denn sie war wahrscheinlich einst darauf angewiesen, sich durch diese ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Die Mutter hielt von dem jungen Mädchen Alles fern, was die Reinheit ihrer Seele und ihrer Gefühle stören konnte, und deshalb erschrak die alte Frau nicht mit Unrecht, als eines Tages Bertha auf etwas romantische Weise die Bekanntschaft eines jungen Mannes machte.

Sie war zur Winterszeit noch spät in der Fortbildungsschule gewesen. Auf dem Nachhausewege wurde sie von einer Anzahl roher Burschen belästigt, die sie so ängstigten, daß sie um Hilfe zu rufen begann. Solche wurde ihr auch auf dem nicht allzu abgelegenen Theile der Promenade, auf dem sie dieses Abenteuer bestand, durch einige junge Männer zu Theil, die hinzukamen, und

Digitized by Google

einer von ihnen nahm sich ihrer insbesondere an. Er befreite sie von den rohen Gesellen, welche lachend und schimpfend von dannen zogen, und da er sah, daß Bertha ganz außer sich war, fragte er sie nach ihrer Wohnung und brachte sie nach Hause.

Dieser Mann war Bernhard Elsner gewesen, damals wohl auf der Höhe seines Glückes.

Bertha hätte nicht siebenzehn Jahre alt sein und Romane gelesen haben müssen, wäre ihr nicht die Begegnung und Bekanntschaft mit Bernhard Elsner höchst romantisch vorgekommen. Sie beschäftigte sich in den folgenden Tagen lebhaft mit ihm und fühlte sich nicht wenig überrascht, als er in der bescheidenen Wohnung der Mutter wieder vorsprach, um sich nach dem Befinden seiner Schutzbefohlenen zu erkundigen.

Diese Besuche wiederholten sich von da an öfter. Aber die Mutter war eine verständige Frau und schüttelte den Kopf. Sie kannte Bernhard Elsner als einen leichtsinnigen Menschen. Seine Besuche hatten nichts Gutes zu bedeuten. Die unschuldige Schönheit Bertha's hatte ihm in die Augen gestochen; das wußte die Mutter zu gut, ehrenhafte Absichten hatte er sicher nicht. Sie war kurz entschlossen und führte ihren Beschluß ebenso energisch aus.

Sie hatte in Holstein eine entfernte Verwandte, die kinderlos war. Zu ihr schickte sie Bertha. Damit das unerfahrene, bethörte Mädchen aber nicht etwa hinter ihrem Rücken einen Briefwechsel unterhalte, sprach die Mutter vor der Abreise ein ernstes Wort mit ihr und klärte sie über Bernhard's Charakter auf. Nachdem dann noch Bertha der Mutter unter vielen Thränen geschworen, daß sie nie wieder mit diesem Mann in Verbindung treten würde, reiste sie zu der Tante. Der kurze Traum von Liebesglück war nur zu rasch vorüber.

Sie erfuhr durch ihre Mutter später, daß Bernhard

Digitized by Google

Elsner immer mehr heruntergekommen und schließlich im Gefängniß gewesen sei. Sie verbarg ihre Thränen, denn sie schämte sich ihrer. Sie hatte ja kein Recht, um diesen Mann zu weinen. Und doch ging ihr sein Schicksal sehr nahe.

Die Mutter starb dann, und Bertha blieb für immer bei der Verwandten, zu der sie im Laufe der Jahre fast in ein kindliches Verhältniß trat. Sie führte ein Leben voll Arbeit und fleißiger Ausnutzung jeder Stunde; sie gewann an Bekanntschaft und Kundschaft bei den reichen Bauern in der Umgegend, und gewöhnlich kam sie nur Sonntags nach der Stadt zur Tante zurück, um aber auch hier nicht zu ruhen, sondern dann an ihren eigenen Kleidungsstücken und an denen der Verwandten zu arbeiten.

In den drei Jahren, die vergangen waren, hatte sie oft an Bernhard Elsner gedacht, der ihr als ein Verlorener erschien, erscheinen mußte, und dies erfüllte sie mit tiefem Weh. Ein Jugendtraum war ja mit ihm unzertrennlich verknüpft.

Gestern Abend nun hatte sie ihn wiedergesehen. Es war ihr, als müsse vor Wehmuth in ihrer Brust etwas zerspringen. Er war ein Bettler geworden, ein Schallerbruder, ein Mensch, der von Almosen lebte. Sie sagte es sich jetzt, daß, wenn sie die Nachricht von seinem Tode empfangen hätte, sie nicht so schmerzlich davon berührt gewesen wäre, als ihn in dieser Gesellschaft sehen zu müssen.

Wenn es möglich gewesen wäre, ihm irgend einen Trost, eine Hilfe zu bieten, sie hätte es gern gethan. Sie dachte an ihre Ersparnisse und wie sie gern Alles hingeben wollte, um es ihm zu ermöglichen, ein anderes Leben anzufangen. Allerdings, ein Theil des Spargeldes war unantastbar für sie; es war das Reisegeld nach Amerika zu ihrem Bruder; aber noch war ein Jahr bis zur Abreise Zeit. Der Bruder schien jenseits des Oceans

Digitized by Google

vorwärts gekommen zu sein; er hatte sich angesiedelt und es ging ihm als Farmer recht gut. Er hatte daher die Schwester aufgefordert, nunmehr zu ihm zu kommen, damit sie die Hausfrau bei ihm mache, und Bertha wäre seinem Rufe längst gefolgt, wenn nicht die mütterliche Verwandte gewesen wäre, die sie nicht allein zurücklassen wollte. Die alte Frau aber sollte in ein Stift aufgenommen werden, wo eine Freistelle für sie binnen Jahresfrist offen wurde. Dann stand der Abreise nichts mehr im Wege. Das Reisegeld hatte sie sich längst zusammengespart, und mehr als dies. Den Ueberschuß konnte sie also dem einstigen Geliebten geben.

So gingen ihre Gedanken. Aber wie ihm das Geld zukommen lassen, ohne daß es Jemand erfuhr? Darüber konnte sie nicht mit sich in's Reine kommen.

— — — — — — — — — — — —

Wenn Ehre und Schamgefühl in einem Menschen einmal unterdrückt sind, dann ist eine Wiederbelebung dieser Gefühle sehr schwer. Wenn sie aber eintritt, dann äußern sie sich gar zaghaft; sie erwachen gewissermaßen nur allmälig, schüchtern wagen sie sich hervor und jeder Zwischenfall macht, daß sie sich scheu verkriechen. Der trotzige Sünder schämt sich ihrer.

Ein unbegreifliches Etwas zwang den verkommenen Schallerbruder, das Mädchen aufzusuchen, das ihm Interesse und Mitleid gezeigt hatte. Er schalt sich einen Narren, aber es half nichts. Wider Willen trieb es ihn vorwärts. Er wußte immer noch nicht, woher er sie kannte. Ihr Blick aber hatte ihm darüber keinen Zweifel gelassen, daß sie ihn erkannt. Er mußte nur flüchtig mit ihr in Berührung gekommen sein. Wozu also wollte er sie sprechen? War er begierig, von ihr etwas zu erfahren über seine Verwandten, über seine Heimath, über das, was man von ihm sprach und dachte?

Digitized by Google

Nein, nichts weniger als das! Dafür intereſſirte er ſich nicht mehr, aber er wollte dem Mädchen danken, ihr das Geld zurückerſtatten, ſein Ehrgefühl —

Wie es ihn ſiedendheiß überlief, als er an das Wort Ehrgefühl dachte! Es war ſo lächerlich, ſo widerſinnig, daß ein Menſch wie er von Ehrgefühl ſprechen wollte. Er nahm doch ſonſt Almoſen, er lebte ja davon; und hier wollte er nichts annehmen, obgleich ihm gerade dieſes Almoſen in der liebenswürdigſten Form geboten worden war?

Er ſagte ſich ſelbſt, daß das Alles höchſt thöricht und unlogiſch war, was er da denke und wolle, und doch trieb ihn etwas nach dem Bauernhofe zurück, um einen Verſuch zu machen, das Mädchen zu ſprechen.

Ohne ſeinen Genoſſen, die ja heute feierten, etwas zu ſagen, machte er ſich auf den Weg. Aber je näher er dem Gehöfte kam, deſto zögernder wurden ſeine Schritte. In einem Gehölze unterwegs machte er Halt. Er ſetzte ſich auf einen Baumſtumpf nieder und dachte nach.

Es war, als ob ſeine Seele die Feſſeln ſprengte, in die ſie gebannt geweſen, als ob ſie mit feindlichen Gewalten kämpfte, die ſie niedergedrückt, die ſein beſſeres Selbſt erſtickt hatten.

Aber dieſes beſſere Selbſt ſchien nicht zu ſiegen. Nach Stunden erhob er ſich und nahm den Weg zurück nach der Herberge.

Doch noch nicht hundert Schritte war er gegangen, als er ſtehen blieb, als er zögerte, um dann plötzlich Kehrt zu machen und eilig auf den Bauernhof zuzuſchreiten. Er näherte ſich ihm vorſichtig, denn er fürchtete die Hofhunde des Bauern, die zwar meiſt den Tag über an der Kette lagen, aber doch durch einen Zufall losgelaſſen ſein und in dem Gehölz, das den Hof umgab, herumſtreifen konnten. Solche Hunde haben ein eigenthümliches Mißtrauen gegen alle Bettler und Stromer.

Digitized by Google

Er verbarg sich zwischen den Bäumen und wartete, bis Alles still im Gehöft war. Man aß dort anscheinend zu Mittag. Wie sollte er es möglich machen, das Mädchen zu sprechen? Wenn er in das Gehöft hineinging und nach ihr fragte, so war ihr das vielleicht nicht angenehm, jedenfalls war es für sie nicht besonders ehrenvoll. Er hätte zwar irgend einen Vorwand gebrauchen können, um unter diesem sich das Mädchen herausrufen zu lassen, aber er schämte sich doch, ihre Wohlthat damit zu vergelten, daß er sie in den Augen anderer Leute herabsetzte.

Zum ersten Male seit langer, langer Zeit empfand er es bitter, daß er ein Geächteter der menschlichen Gesellschaft war, dessen Bekanntschaft andere Leute gesellschaftlich schädigte, der gewissermaßen Jeden beschmutzte und befleckte, der mit ihm in Berührung kam.

Da wurde ein helles Kleid zwischen den Büschen sichtbar. Bertha kam, um ihren Spaziergang in der Mittagsstunde zu machen, der einzigen, wo sie von Arbeit frei war. Sie erschrak, aber doch hob ein Seufzer der Erleichterung ihre Brust, als Bernhard plötzlich vor ihr stand.

Er hatte den alten abgegriffenen Hut vom Kopfe genommen und stand vor ihr mit zu Boden gesenkten Blicken.

„Ich bringe Ihnen das Geld zurück," sagte er stockend. „Ich danke Ihnen recht sehr, aber ich brauche es nicht."

Er erhielt keine Antwort und sah schüchtern auf. Ein feuchtes Augenpaar war voll Mitleid auf ihn gerichtet.

„Warum verachten Sie meine Gabe?" fragte Bertha. „Ich kann sie sehr wohl entbehren, und Sie können sich vielleicht etwas Nothwendiges dafür kaufen."

Ihr mitleidiger Blick, ihre Freundlichkeit verwirrten ihn noch mehr. „Ich brauche Ihre Güte nicht!" sagte er rauh, ganz plötzlich heftig werdend, er wußte selbst nicht, weshalb. „Wer sind Sie überhaupt, daß Sie mir Ihre Wohlthaten aufdrängen?"

Digitized by Google

Bertha Behrens wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Dieser heftige Ton berührte sie peinlich. Sie gedachte dem Verkommenen einen Gefallen zu erweisen, und er wies sie in dieser schroffen, abstoßenden Weise zurück. Aber sie faßte sich bald und mit der ganzen Freundlichkeit eines guten Herzens entgegnete sie sanft: „Ich habe ein Recht dazu, Ihnen Freundlichkeiten zu erweisen, denn auch Sie haben mir schon solche erwiesen.“ Als er sie betroffen anblickte, fuhr sie fort: „Sie erinnern sich wohl meiner nicht mehr? Sie schützten mich eines Abends in Hamburg vor rohen Gesellen und brachten mich nach Hause.“

Er starrte sie an und sagte endlich mühsam: „Sie sind es, Bertha! Sie!“ Und dann in heftiger Bewegung: „Leben Sie wohl!“

Er öffnete noch einmal die Lippen, als wolle er etwas hinzusetzen; aber er faßte sich rasch und ging dann davon. Immer schneller wurde sein Gang, und als er auf freiem Felde war, begann er zu laufen, als würde er verfolgt.

Bertha sah ihm lange nach und setzte dann ihren Spaziergang fort. Das sonderbare Betragen des Mannes war nicht ohne Wirkung auf sie geblieben. Es kam ihr vor, als lege sich etwas wie Frost auf ihr Mitleid und auf ihr Empfinden für ihn. Sie dachte daran, wie oft man ihr gesagt hatte, daß solche Leute nicht mehr zu retten seien, daß alle Mühe, die man sich mit ihnen gebe, vergeblich sei, weil sie immer wieder in den Pfuhl des Lasters zurückfallen.

Sie hatte, als sie den ganzen Morgen an ihn dachte, gewiß innerlich ein Wiedersehen erhofft, aber sie hatte es sich anders gedacht. Es that ihr wohl, in dem Gedanken zu schwelgen, daß sie diesem Manne als Retterin nahen könne, und sie mußte jetzt sehen, wie er schroff Alles von

Digitized by Google

sich wies, wie er ihr den Rücken wandte, als er erfuhr, wer sie war.

Sie brach ihren Spaziergang ab und ging in das Haus zurück mit dem festen Entschluß, nicht mehr an ihn zu denken. Sie kämpfte muthig, um diesen Entschluß durchzuführen, und es gelang ihr dies, wenn auch nicht vollständig.

Am Abendtische unterhielten sich die Knechte und Mägde von dem Vergnügen, das ihnen die Schallerbrüder am Abend vorher bereitet hatten. Auch an dem Tische, an dem der Hofbesitzer mit seiner Familie und mit Bertha saß, wurde über diese Leute gesprochen. Der Bauer, ein kluger und welterfahrener Mann, sprach auch über die stets sich mehrende Zahl der Stromer und Vagabunden, und meinte, es sei vielleicht bedenklich, diese Leute zu unterstützen, aber es könne sich ja doch auch ein wirklich Bedürftiger unter ihnen befinden, und wenn auch nur Einer unter Zehn der Gaben werth sei, so wären diese nicht weggeworfen. Dann schilderte er das Leben der Stromer und wie alle diese Menschen ein jämmerliches Ende nähmen, im Gefängnisse, hinter einem Zaun oder, im besten Falle, in einem Krankenhause.

Als Bertha wieder in ihrem Kämmerchen war, konnte sie nur mühsam ihr Schluchzen unterdrücken.

— — — — — — — — — — — —

Und auch Elsner beschäftigte sich unablässig mit der Begegnung von heute.

Daß er gerade *ihr* begegnen mußte, daß ihm von *ihr* gerade Wohlthaten erwiesen werden mußten! Dies erschütterte ihn auf das Tiefste. In seiner Beschämung empfand er etwas wie Haß gegen das unschuldige Mädchen, wie Haß gegen sich selbst, Haß gegen das Schicksal.

Er war nach dem Wirthshause zurückgekehrt und hatte sich finster und dumpf brütend in einen Winkel gesetzt.

Digitized by Google

Er griff zum Schnapsglase, um sich zu betäuben, Speise verschmähte er. Er trank, aber er wurde nicht heiterer, wie dies sonst seine Art war; er wurde zorniger und erbitterter.

Die Kameraden vom Sängerquartett ließen ihn in Ruhe, nachdem er sie grob angefahren hatte; sie saßen im Gastzimmer und schwelgten. Geld und Speisevorräthe hatten sie ja genug. Sie aßen und tranken und füllten die Pausen mit Kartenspiel aus, bei dem sie sich ununterbrochen zankten. Das gehörte aber anscheinend zu ihrem Vergnügen beim Spiel.

Der Abend brach herein, und von allen Seiten strömten der Herberge die Stromer zu, welche ihr Tagewerk vollbracht hatten. Das Gastzimmer füllte sich mehr und mehr. Die meisten der Ankömmlinge riefen nach warmem Kaffee oder nach warmen Kartoffeln. Alle tranken so viel Schnaps, als ihre Kehle nur aufnehmen konnte. Dann begann dasselbe wüste Treiben, wie am vorigen Abend.

Bernhard saß in seinem Winkel und fühlte, wie ein fürchterlicher Ekel in ihm aufstieg. Noch nie hatte ihn dieses Lumpenthum, das ihn umgab, diese widerwärtigen Männer und Weiber so angeekelt, wie jetzt.

Und da saß er mitten darunter, ein eben solcher Lump wie die Anderen, ein Strolch, ein Ausgestoßener der menschlichen Gesellschaft!

Er ballte die Fäuste auf dem Tisch, er biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten; er schrie nach Schnaps und stürzte das große Glas mit einem Zuge hinunter. Seine Augen waren geröthet, seine Pulse klopften.

Enger und enger wurde es in der Gaststube, welche eine einzige Petroleumlampe nur mühsam erhellte, zumal ihr Licht durch den Qualm schlechten, stinkenden Tabaks aus Cigarrenstummeln, welche die Bettler gesammelt hatten und zerschnitten aus ihren Pfeifen rauchten, verdunkelt

Digitized by Google

wurde. Man rückte zusammen, so gut es ging. Neben Bernhard aber hatte sich bis jetzt noch Niemand gesetzt.

Da kam noch ein Spätling. Es war ein vierschrötiger Schlächtergeselle, ein gewaltthätiger Mensch, der jetzt wieder einmal als Vagabund sich vor den Augen der Gerichte, die ihn suchten, verbarg. Er setzte sich mit dem Schnapsglas in der Hand neben Bernhard.

„Rück' ein Stückchen!" sagte er. „Mach' Dich hier nicht so breit, Kommerzienrath, Du bist nicht mehr, als alle Anderen!"

Er stieß ihn mit dem Ellenbogen unsanft in die Seite, und Bernhard sprang auf wie ein wildes Thier. Zu jeder anderen Zeit hätte er zu dieser Anrede gelacht, aber heute entfesselte sie alle Dämonen seines Innern und sein ganzer verhaltener Groll, seine furchtbare Wuth brach mit einem Male los. Er sprang auf und packte mit einem wilden Schrei den Schlächtergesellen an der Kehle.

Aber mit seinem unsinnigen Angriff kam er an den Unrechten. Zuerst war der Schlächter überrascht, dann aber stieß er Bernhard zurück, und da dieser fortfuhr, blind auf ihn loszuschlagen, zog er das Messer, das er am Gurt in einer Holzscheide trug, heraus und stach zu. Stöhnend brach Bernhard, in die Brust getroffen, zusammen.

Die erschreckten Rufe der Männer, welche die Blutthat geschehen sahen, brachten den rohen Burschen zur Besinnung. Rücksichtslos mit dem Messer um sich hauend, um sich Bahn zu machen, drängte er sich nach der Thür und entwischte in's Freie. Er wußte, der Wirth und seine Knechte spaßten nicht. Raufbolde wurden von ihm sofort der Polizei übergeben. Nur dadurch, daß der Wirth Gewaltthätigkeiten verhinderte, duldete die Polizei sein Treiben.

Der Wirth erschien, mit einer Eisenstange bewaffnet,

Digitized by Google

ihm folgten zwei seiner Knechte mit kurzen Knüppeln in den Händen. Aber sie kamen zu spät.

Auf dem Boden lag, anscheinend sterbend, Bernhard mit geschlossenen Augen. Der Wirth befahl fluchend und schimpfend den Knechten, den Verwundeten aufzuheben und auf einen Tisch zu legen. Man riß ihm die Kleider vom Leibe und seine Genossen traten heran und jammerten, weil sie nun für die nächsten Tage ihr Geschäft nicht betreiben konnten.

Man brachte kaltes Wasser herbei, um die Blutung zu stillen. Unter den Vagabunden befand sich ein früherer Barbier; diesem gelang es, einen Verband anzulegen, der die Blutung wenigstens einigermaßen stillte. Dann wurde Bernhard hinausgetragen in den Pferdestall und dort in einer Ecke niedergelegt.

Die Lustigkeit in der Vagabundenherberge war für diesen Abend gründlich gestört. Man trank zwar ebenso viel wie sonst, aber man unterhielt sich nur von dem traurigen Vorfall, und in der Ecke saß jammernd der „Kapellmeister" der Schallerbrüder und schrie immer wieder in die Menge hinein, ob sich denn Keiner finde, der wenigstens vertretungsweise das Quartett ergänzen könne.

3.

Bertha saß am Fenster der Wohnstube in dem Bauerngehöfte und nähte eifriger als sonst. Es war um die Mittagsstunde, als das kleine Mädchen des Hofbesitzers, welches draußen gespielt hatte, hereinkam und der eifrig Nähenden meldete, daß ein Mann draußen sei, der sie sprechen wolle.

Bertha erschrak so, daß ihr die Nadel aus der Hand fiel.

„Er steht draußen am Thor," sagte das Kind, „und fragt nach dem Fräulein. Er sagt, es sei wichtig."

Digitized by Google

Für Bertha gab es nur den einen Gedanken: da draußen steht Bernhard Elsner. Sie erhob sich rasch und ging hinaus. Das Kind wies nach dem Hofthor, wo ein Mann stand, der indeß nicht Bernhard Elsner war.

Der Strolch, dessen graumelirte Bartstoppeln im Gesicht bewiesen, daß er nicht mehr in den jüngsten Jahren stand, zog seinen alten durchlöcherten Hut und sagte: „Sie heißen Bertha Behrens?"

„Ja. Was wollen Sie denn?"

„Nämlich," sagte der Strolch, „ich habe Ihnen etwas zu sagen. Der Kommerzienrath — Sie kennen ihn doch?"

Bertha schüttelte den Kopf.

„Ach so, Sie kennen seinen Namen nicht! Also der Bernhard von den Schallerbrüdern, der ist gesetzt."

„Gesetzt?" fragte Bertha verwundert.

„Ja," sagte der Strolch, „der Schlächter hat ihn gesetzt — mit dem Messer in die Brust. Er liegt in dem Stall von der Penne. Es ist alle mit ihm, da hilft nichts; es ist zu tief gegangen. Er ist bei Besinnung, aber wenn er spricht, bricht das Blut immer wieder heraus. Der Wirth ist wild, weil er die Scherereien mit der Leiche haben wird, aber es ist ihm schon ganz recht: wenn er unser Geld nimmt, so muß er sich auch gefallen lassen, daß Unsereiner 'mal dort sterben kann. Alles was recht ist."

Bertha faßte mit einer Hand den Pfosten des Thores. Sie hielt sich nur mühsam aufrecht. Sie begriff noch nicht ganz den Zusammenhang, sie verstand aber, daß Bernhard Elsner zu Tode verletzt sei und im Sterben liege. Es wurde ihr plötzlich schwindlig, und der ganze Hof schien sich mit ihr zu drehen.

„Nämlich," fing der Strolch wieder an, „er will Sie sprechen, und weil ich bei ihm geblieben bin und ihn ein bischen gepflegt habe, so hat er gesagt, er habe Ihnen etwas zu sagen. Aber er ist dann gleich wieder ohn-

Digitized by Google

mächtig geworden. Ich habe ihn sehr gut gepflegt und ich denke, Sie werden mir dafür etwas schenken, auch für den Weg, den ich gemacht habe, denn ich konnte heut' gar nicht in's Geschäft steigen, auch gestern schon nicht."

Bertha nahm alle ihre Kräfte zusammen. „Er will mich sprechen?" fragte sie.

„Ja," sagte der Strolch, „das will er, deshalb hat er mich ja hergeschickt. Bekomme ich nichts?" Dabei hielt er seine Hand hin.

Bertha zog mechanisch ihr Portemonnaie und gab ihm ein Geldstück. Der Strolch besah es, dann bedankte er sich und sagte: „Also Sie kommen?"

Bertha nickte stumm und schritt zum Hause zurück. Ja, sie wollte hingehen, und wäre es noch ein schlimmerer Ort gewesen als der, an den sie gerufen wurde. Das Mitleid, das sie für den Armen empfand, unterdrückte alle selbstsüchtigen Regungen und Rücksichten.

Als sie das Haus erreicht hatte, mußte sie vor der Schwelle einen Augenblick Halt machen, dann trat sie schwankend in das Wohnzimmer, wo die Kinder neugierig ihrer harrten und sie verwundert anstarrten. Sie hatten vom Fenster aus ihre Unterhaltung mit dem Strolch gesehen.

Im nächsten Augenblicke aber schrien die Kinder laut auf. Bertha war mitten im Zimmer plötzlich zu Boden gestürzt. Die Frau des Hofbesitzers eilte herbei und erschrak nicht wenig, als sie Bertha ohnmächtig am Boden liegend fand. Die Kinder konnten keine weitere Auskunft geben; sie erzählten nur von der Unterredung mit dem Strolch.

Sie wurden hinausgeschickt, und die Frau beschäftigte sich mit Bertha, welche unter ihren Bemühungen endlich wieder zum Leben kam. Sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus und verbarg ihr Gesicht an der Brust der Bäuerin.

Digitized by Google

„Was ist geschehen, Kind?“ fragte die Frau. „Was hat's gegeben? Vertrauen Sie sich mir an! Sie sind ja ein braves Mädchen, und Schlimmes kann nicht passirt sein.“

Wie eine Last fiel es Bertha von der Brust, als sie erzählen konnte, um was es sich handelte, und auch aus den Augen der guten Bäuerin tropften Thränen des Mitleids. Dann aber erklärte sie, Bertha dürfe nicht allein zu dem Verletzten gehen, sie müsse Begleitung haben. Es sei gleich Mittag, der Bauer käme bald zurück und er werde das Richtige schon treffen.

Der Hofbesitzer kam pünktlich angefahren, und kaum hatte er gehört, um was es sich handle, als er zwei Bund Stroh auf den Wagen legen ließ, einige Decken mit sich nahm und mit zwei Knechten nach der Herberge fuhr. Auch ihn hatte es ergriffen, daß ein Mensch, der einst ein anständiger Mann, der guter Leute Kind war, nicht einmal einen Ort haben sollte, wo er in Frieden sterben könne.

Ein dritter Knecht aber sattelte auf Befehl des Besitzers ein Pferd und ritt zur nächsten Stadt, um einen Arzt zu holen.

— — — — — — — — — — — —

Gegen Abend lag Bernhard Elsner wohl versorgt in dem kleinen Häuschen, das auf dem Hofe für den Altentheiler bestimmt war. Es gab zu der Zeit Niemand, der das Altentheil auf dem Hofe gehabt hätte, das Haus stand also leer; ein Zimmer war nothdürftig zurechtgemacht worden, aber in einem reinlichen Bette, verbunden von dem Arzt und unter der Wartung einer Magd lag Bernhard Elsner als Gast des Hofbesitzers, wahrscheinlich nur für wenige Tage, wie der Arzt gesagt hatte. Die Wunde war sehr schwer, und der Tod wahrscheinlich.

In ihrer Kammer aber lag Bertha Behrens auf den Knieen und betete, daß der Verwundete am Leben bleiben

Digitized by Google

und das Unglück für ihn ein Wendepunkt sein möge, damit er noch einmal versuche, wieder ein ordentlicher Mensch zu werden und in die Gesellschaft zurückzukehren, aus der er ausgestoßen war.

4.

Und ihre heißen Wünsche für das Wohl des Schallerbruders gingen in Erfüllung. Bernhard Elsner's Befinden besserte sich. Seine kräftige Natur, die sorgfältige Behandlung des Arztes und die Abwartung und Pflege, die ihm die mildthätigen Hofbesitzersleute zu Theil werden ließen, retteten ihm das Leben.

Es dauerte freilich lange Wochen, ehe er zu sich kam und begreifen konnte, wo er sich befand und wie Alles gekommen war. Er seufzte tief auf. „Gerettet, wozu?"

Er war gerettet! Wäre es nicht viel verständiger gewesen, man hätte ihn ruhig sterben lassen, ohne daß er zum Bewußtsein gelangte? Wozu war er gerettet? Um ein Leben voll Jammer, Elend und Schande weiter zu führen?

Er dankte der Bäuerin; als diese aber zu ihrem Manne zurückkehrte, schüttelte sie den Kopf und sagte: „Es ist keine Lebensfreudigkeit in dem Menschen. Körperlich scheint er zu genesen, aber es scheint ihn irgend etwas zu drücken. Er hat keinen Muth zu leben. Geh' Du einmal zu ihm hin und rede ihm gut zu."

Der Hofbesitzer war eine gerade Natur; am allerwenigsten aber verstand er das Reden, um Einem in's Herz zu sprechen. Er kratzte sich lange den Kopf, aber endlich stopfte er sich eine frische Pfeife und ging zu dem Kranken. Er begrüßte ihn, und um ihn aufzumuntern, erklärte er ihm, er freue sich aufrichtig, daß es ihm besser gehe. Er solle sich nur ja nicht fürchten, daß er kein Unterkommen habe, wenn er genesen sei; den Winter über

Digitized by Google

bleibe er ohne Weiteres auf dem Hof. Er könne sich schon nützlich machen, auch mit Schreiben. Er, der Hofbesitzer, habe gehört, der Kranke sei ein Kaufmann, und dann werde er gewiß eine schöne Hand schreiben, und er könne ihm Register anlegen über Alles, was auf den Hof komme und vom Hofe gehe. Das bischen Essen und Wohnung sei Nebensache. Nur Muth solle er zum Leben haben, denn das schiene ihm zum Leben zu fehlen.

Die Rede des biederen Mannes hatte den Erfolg, daß Bernhard in Thränen ausbrach. An eine so großartige Wirkung seiner Rede hatte der Hofbesitzer gar nicht gedacht, er zog sich höchst selbstzufrieden zurück und berichtete seiner Gattin von dem, was er erreicht hatte.

Es waren aber nicht Thränen der Rührung, die Bernhard weinte, sondern solche des Schmerzes und der Reue über sein verlorenes Leben und über alle die Wohlthaten, die man an ihn verschwendete. Er kannte sich nur zu genau, er wußte es aus eigener Erfahrung, daß es fast unmöglich ist, aus einem solchen Sumpfe der Verkommenheit sich wieder emporzuarbeiten. Er hatte ja selbst schon wiederholt den Versuch gemacht, aber er war immer wieder zurückgefallen. Für ihn gab es keine Rettung mehr!

Wozu also hatte man ihn gerettet, wozu ihm eine Wohlthat erwiesen, die in Wirklichkeit keine war?

Er dachte an seine Genossen und an seine jetzige Umgebung; er dachte an den Abend, an dem ihn der Stich des rohen Schlächters getroffen, an seine blinde Wuth, seine Erbitterung über die Welt und über sich selbst.

Hatte er nicht allen Grund, dankbar dafür zu sein, daß er sich jetzt in ganz anderer Umgebung befand, daß ihm noch einmal die Hand geboten wurde zur Rettung? Und wem verdankte er das Alles?

Bertha Behrens!

War es nicht wie ein Wink des Schicksals, daß sich

Digitized by Google

ſein Lebensweg wiederholt mit dem des jungen Mädchens kreuzte, und daß ſie den kleinen Dienſt, den er ihr einſt erwieſen, ihm jetzt vergalt in ſo edler Weiſe, daß ihn ſein Gewiſſen mehr brannte, als die Wunde, daß er ſich noch erbärmlicher vorkam, als je?

In ſeinen wirren Gedanken wurde er geſtört. Die Magd kam herein und fragte ihn, ob er einen Beſuch empfangen könne.

Er richtete ſich halb auf und erkannte in der Eintretenden Bertha. Er ſchloß unwillkürlich die Augen, und ihre Nähe übte einen Einfluß auf ihn aus, ſo beglückend, ſo wohlthätig, daß er die Augen nicht öffnete, weil er glaubte zu träumen.

„Störe ich Sie?“ fragte Bertha vorſichtig.

„Nein,“ entgegnete er.

„Ich hätte Sie nicht geſtört,“ ſagte Bertha, „aber als Sie ſchwer krank waren, verlangten Sie nach mir. Ich konnte damals nicht mit Ihnen ſprechen, weil Sie bewußtlos waren. Jetzt bin ich wieder auf den Hof gekommen, um zu arbeiten, und ich erfahre, daß Sie nun zu ſprechen ſind. Was hatten Sie mir mitzutheilen? Was in meinen Kräften ſteht, will ich für Sie thun.“

Es dauerte lange, bis eine Antwort erfolgte. Endlich ſagte Bernhard verlegen: „Es iſt gewiß ein Irrthum. Ich hatte Ihnen nichts mitzutheilen und ich hätte es nicht gewagt, Sie zu mir bitten zu laſſen. Aber ich habe wohl Ihren Namen genannt in meinen Fieberphantaſien, und das hat der alte Mann, der ſich meiner annahm, falſch ausgelegt.“ Plötzlich ſtürzten Thränen aus ſeinen Augen, haſtig griff er nach der Hand Bertha's, die ſie ihm nicht entzog, und ſagte: „Sie wiſſen nicht, was Sie für mich geweſen ſind, welch' eine Erſcheinung Sie für mich waren, was für Erinnerungen Ihr Anblick in mir erregt hat. Die ganze Vergangenheit haben Sie in mir wieder lebendig

Digitized by Google

gemacht." Er preßte ihre Hand an seine Brust. „Ich danke Ihnen, aber es ist Alles umsonst und vergebens. Ich wünschte, Ihre Freundlichkeit und Güte hätte einen Würdigeren getroffen, als mich."

„Haben Sie denn gar kein Selbstvertrauen?"

Er schüttelte stumm den Kopf.

Dann legte sie ihre Hand auf seine Stirn, und er fühlte, wie ihre Finger zitterten. „Ich will jetzt nichts weiter mit Ihnen sprechen," sagte Bertha, „aber über Ihre Zukunft möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Mein Bruder lebt in Amerika und ist Farmer. In einem Jahre will ich selbst hinüber gehen, um bei ihm meinen Aufenthalt zu nehmen. Mein Bruder braucht kräftige Arme und einen treuen Genossen. Wie wäre es, wenn Sie zu ihm gingen, sobald der Winter vorüber ist? Der Hofbesitzer theilte mir mit, daß Sie bei ihm so lange ein Obdach finden werden. Ich habe meine Ersparnisse, und wenn Sie Reisegeld brauchen, ich kann es Ihnen geben. Dort drüben können Sie ein neues Leben anfangen, und es wird Ihnen gelingen. Ich weiß es, es wird Ihnen dort gelingen, wo keine alten trüben Erinnerungen Ihnen hindernd im Wege stehen."

Der Kranke schüttelte den Kopf. Er stöhnte tief auf, dann sagte er noch einmal: „Es ist umsonst! Verschwenden Sie nicht Ihre Güte an einen Unwürdigen. Ach, warum mußte ich Ihnen wieder begegnen!"

Er schlug die Hände vor das Gesicht. Als er wieder aufblickte, war Bertha verschwunden.

5.

Die Genesung Bernhard's hatte rasche Fortschritte gemacht. Er hatte zwar das Zimmer noch nicht verlassen, aber er saß bereits im Stuhl am Fenster, so lange es

Digitized by Google

der kurze Herbsttag gestattete. Er beschäftigte sich sogar schon damit, die Wirthschaftsregister des Hofbesitzers anzulegen. Die Arbeit war nicht so leicht, denn in den Notizen des Hofbesitzers fand er sich nur schwer zurecht.

Die geordnete Lebensweise, die leichte Beschäftigung, die Liebenswürdigkeit von allen Seiten hatten ihren Eindruck auf Bernhard nicht verfehlt. Sein Gesicht sah so verändert aus, daß man ihn kaum wiedererkannte. Die tiefen Züge, die das wüste Leben gegraben hatte, waren nicht ganz verwischt, aber gemildert. Die Stirn war rein und glatt geworden, das Auge klar.

Und eine ähnliche Umwandlung war in seinem Innern vor sich gegangen. Nichts erinnert ihn mehr an die Vergangenheit, als die Träume, in denen er immer wieder mit den Vagabunden zusammen war, mit ihnen durch Wind und Wetter dahin zog, mit ihnen die Nächte verbrachte in der Penne. Mit einem Schrei fuhr er oft empor und mußte sich besinnen, wo er sei. Aber dann überkam ihn ein hohes Gefühl der Freude, daß es ja nur ein Traum gewesen, und das Gefühl innigster Dankbarkeit für seine Retterin.

Aber er durfte nicht mehr an sie denken. Etwas war in seiner Brust erwacht, das er nur zu wohl kannte — die Liebe, und er tadelte sich selbst, daß er, der verkommene Wüstling, der Lump, dieses keusche, liebenswürdige Wesen verunehren wollte durch seine Liebe. Nein, er war ihrer nicht mehr werth! —

Seine Körperkräfte nahmen zu; mit ihnen seine Geisteskräfte. Aber keine Lebensfreudigkeit kam in ihm auf. Wie ein Alp legte sich auf sein Herz immer der Gedanke: Was bringt die Zukunft? Was wird aus Dir? Wie rettest Du Dich vor Dir selbst? Wie entgehst Du dem Dämon, der Dich jetzt auf einen Augenblick frei gibt, um Dich wahrscheinlich später um so fester zu halten, wenn er Dich wieder packt?

Digitized by Google

Er hatte nicht wieder nach Bertha gefragt, er hatte nur gestern aus den Reden des Hofbesitzers gehört, daß sie wieder auf dem Hofe sei. —

Es ist Abend. Die Herbstsonne geht unter und röthet den westlichen Himmel. Ihre letzten Strahlen fallen in das Gemach, in dem Bernhard am Fenster sitzt. Er hat die Arbeit aufgegeben, weil er am Tische nichts mehr sieht; man bringt ihm erst später die Lampe.

Es klopft. Bertha ist eingetreten. Ihre Hand hält ein Papier. Sie steht neben ihm und reicht ihm die Hand.

„Ich gehe morgen fort," sagt sie, „und komme erst zum Frühjahr wieder. Ich hoffe, Sie wiederzusehen; Sie bleiben den Winter über hier. Dies ist die Adresse meines Bruders in Amerika. Wenn Sie irgend etwas brauchen, wenden Sie sich an mich. Ich bin gewiß, wenn Sie nur wollen, sind Sie gerettet!"

Er hatte ihre Hand berührt und einen Augenblick mit der zweiten Hand zugefaßt. Er bezwingt sich, um diese Hand nicht an seine Lippen zu drücken. Aber er läßt sie fahren und wendet seinen Kopf weg.

Das ist der schmerzlichste Augenblick seines Lebens, in dem er dem Mädchen, das er über Alles verehrt und liebt, nicht sagen darf, was er für sie empfindet, daß er dies nicht einmal denken darf.

Er hört ihren Schritt sich entfernen. Ein Seufzer steigt aus seiner Brust, der wie Schluchzen klingt.

— — — — — — — — — — — —

Auf dem Hofe ging Alles seinen geregelten Gang. Der Winter war vorüber, die Frühlingsarbeiten begannen, und selbst Bernhard fühlte sich nicht mehr fremd, nicht mehr als Gast auf dem reichen Hofe, sondern wie ein Zugehöriger.

Er hätte sich wenigstens so fühlen können. Lag es an den Leuten oder lag es an ihm, er hatte noch nie so

Digitized by Google

gut in seinem Leben mit anderen Menschen sich gestanden, wie mit diesen hilfsbereiten, freundlichen und gutmüthigen Leuten. Er hatte redlich gearbeitet, was ihm der Besitzer aufgetragen hatte. Die Winterzeit hatte er benutzt, um den Kindern etwas Unterricht zu ertheilen, die bei tiefem Schnee und großer Kälte nicht gut nach der weit entlegenen Schule gehen konnten. Er hatte sich überall nützlich gemacht, und Alles hatte ihn liebgewonnen.

Sein stilles, bescheidenes Wesen, über dem eine gewisse Schwermuth lag, gewann ihm alle Herzen. Die Frau des Hofbesitzers betrachtete ihn mit stillem Lächeln; es kam ihr vor, als habe *sie* ihn für diese Welt gerettet. Der Bauer sprach mit Achtung von ihm, die Kinder empfanden etwas wie scheue Zuneigung zu ihm, und die Knechte und Mägde schienen es ganz vergessen zu haben, daß der Gast des Hauses früher ein Schallerbruder gewesen war. Sie sahen in ihm jetzt einen anderen Menschen, sie fühlten gewissermaßen das Uebergewicht der Bildung, das Bernhard besaß. Er kam ihnen nicht in den Weg, und wenn sie ihm begegneten, war er zurückhaltend, bescheiden und still.

In seinem Inneren war eine große Veränderung vor sich gegangen, die sich auch äußerlich ausprägte. Je weiter seine Genesung fortschritt, desto aufrechter wurde die Haltung seines Körpers. Das Gesicht mit dem sorgfältig gepflegten Kopf- und Barthaar war jetzt angenehm und Vertrauen erweckend; es lag eine nachdenkliche Ruhe darüber und manchmal blitzte es auch aus seinen Augen wie Unternehmungslust, wie Lebensfreude.

In den langen Winternächten hatte er Zeit gehabt, nachzudenken, sich klar darüber zu werden, daß die Zuversicht des gutmüthigen Mädchens, die an seine Thatkraft glaubte und so selbstlos für ihn sorgte, ihn zu einem neuen Menschen gemacht, ihn gerettet habe. Ihr edles

Digitized by Google

Beispiel hatte sein besseres Selbst geweckt. Er durfte ihr Vertrauen nicht täuschen, er wollte zeigen, daß er ihres Mitleids, ihrer Hilfe werth sei.

So hatte er beschlossen. Und mit dem festen Entschlusse kam die Kraft zur Ausführung, besonders da die äußeren Umstände so günstig waren, als nur möglich.

Mit allem Zartgefühl des im Wohlthun erfahrenen Menschen hatte der Hofbesitzer Bernhard behandelt. Er hatte ihn als Weihnachtsgeschenk einfach, aber vollständig mit Kleidung und Wäsche versehen, auch ein Geldgeschenk angeboten, aber Bernhard hatte dieses entschieden abgelehnt. Der Hofbesitzer vermied es, mit Bernhard über seine Zukunft zu sprechen. Als aber der Frühling kam, bat ihn Bernhard um eine Unterredung.

Mit Thränen dankte er dem braven Mann für das, was er an ihm gethan hatte; er bat ihn, der Frau, die wie eine Mutter an ihm gehandelt hatte, ebenfalls seinen Dank auszusprechen; gleichzeitig machte er ihm die Mittheilung, daß er den Hof verlassen wolle.

Als der Bauer nach dieser Unterredung zu seiner Frau kam, sagte er: „Ich glaube, Bernhard ist gerettet. Er thut recht, hinauszugehen und die Probe darauf zu machen, ob er ein Anderer geworden ist, oder nicht. Er hat es mir selbst gesagt, er will aus eigener Kraft das wieder zurückerobern, was er muthwillig vergeudet und von sich geworfen hat. Er ist auf dem besten Wege dazu, und es soll mich freuen, wenn ich mich nicht in ihm getäuscht habe."

In der Frühe des nächsten Tages zog Bernhard davon, in der Tasche den ersten Ausweis, den er in ehrlicher Weise in den letzten Jahren erworben, die Bescheinigung des Hofbesitzers, daß er bei ihm den Winter über redlich gearbeitet habe. Rüstig wanderte er nach Süden zu und am Abend des dritten Tages sah er an der mächtigen

Digitized by Google

Rauchwolke, die am Horizont lagerte und aus welcher einzelne ſchlanke Thürme emporſtiegen, daß er ſeinem Ziele nahe ſei. Mit Einbruch der Nacht hatte er Hamburg erreicht und ſuchte hier ein beſcheidenes Unterkommen. —

Unterhalb Altona liegen im Hamburger Hafen die großen engliſchen Kohlenſchiffe vor Anker, welche, theils Dampfer, theils Segelſchiffe, die ſchwarzen Diamanten von England herüberbringen. Die Schiffe werden geleichtert, d. h. aus den großen Fahrzeugen wird die Kohle in kleine, flachgehende Schiffe, die Schuten, oder in größere Elbkähne verladen, wenn ſie von Hamburg zu Waſſer ihren Weg in's Binnenland nehmen ſoll.

Auf den großen Frachtdampfern ſind die „Kohlenjumper" in voller Thätigkeit. Ueber einer Rolle, die oben am Maſt befeſtigt iſt, läuft ein Tau, an dem ein mächtiger Korb befeſtigt iſt, mit dem man aus dem Inneren des Schiffes die Kohle herausholt, um ſie über Bord durch Rinnen in die längs des Schiffes liegenden kleineren Fahrzeuge zu ſchütten. An dem Ende des Taues, an dem man den Korb in die Höhe zieht, ſind zahlreiche dünnere Taue angebracht, zehn bis fünfzehn Stück, und an dieſen Tauen ziehen die Kohlenjumper, die Arbeiter, welche im Akkord die Kohlenſchiffe entladen. Mit raſtloſem Eifer holen ſie Korb auf Korb heraus, und bevor ein ſolcher Korb hochgehißt iſt, müſſen ſie ſo und ſo oft ſprungartig an dem Tau in die Höhe greifen, um den Korb mit einem Ruck ein Stück weiter nach aufwärts zu befördern. Es ſieht wirklich aus, als ob die Arbeiter beſtändig in die Höhe ſpringen, und deshalb hat man ſie Kohlenjumper genannt, von dem engliſchen jump = ſpringen.

Dieſe Arbeit iſt eine der beſchwerlichſten, welche es gibt. Tag und Nacht wird gearbeitet, denn den Dampfern liegt daran, ſchnell wieder fortzukommen, da jede Stunde

Digitized by Google

sie Quai- und Hafengeld kostet, außerdem ihnen die Einnahmen für die Fracht verloren gehen, wenn sie zu lange im Hafen liegen. Diese Kohlenjumper bilden gewissermaßen Genossenschaften, die sich zusammenthun, um gegen einen Gesammtlohn ein solches Schiff zu entladen. Ihre anstrengende Arbeit bringt ihnen zehn bis zwölf Mark täglich ein, aber es handelt sich um fast achtzehn Stunden Arbeit in Kohlenstaub und Hitze im Sommer, in Regen und Wind im Herbst und Frühjahr. Die Gesellschaft dieser Jumper ist eine so bunt durcheinander gewürfelte, wie kaum eine zweite, die man in einer Hafenstadt findet. Unter diesen Jumpern befinden sich gescheiterte Existenzen aller Art, ein anständiger Arbeiter, der anderweitig Beschäftigung findet, läßt sich nicht leicht für das Kohlenjumpen engagiren.

Das Geld, das so schwer verdient wird, geht leicht fort. St. Pauli mit seinen Vergnügungen liegt zu verführerisch nahe. Gewöhnlich aber geht das Geld in den schlimmsten Spelunken darauf, in denen man nicht auf das Aeußere der Gäste sieht. Die meisten dieser Kohlenjumper scheinen den Kohlenstaub, der auf ihrem Gesicht und auf ihrer Kleidung lagert, für ein besonderes ehrenvolles Abzeichen zu halten, und das Waschen scheint bei Vielen etwas ganz und gar Unbekanntes zu sein; es hat ja auch keinen Zweck, sie werden ja doch wieder schmutzig, und im ersten Augenblick glaubt man Negern zu begegnen, wenn sie mit einem Bündel unter dem Arm am Hafen hin und her wandern, um zu sehen, wo sie Arbeit finden.

Es gehört viel dazu, um unter diesen Leuten charakterfest zu bleiben, sich bei der schweren Arbeit in der freien Zeit nicht zu Ausschreitungen hinreißen zu lassen, und für einen Menschen, der früher bereits tief in dem Sumpfe des Vagabundenthums gesteckt hat, scheint es fast unmöglich, hier an sich zu halten und ein anderes Leben zu führen, als die meisten dieser Kohlenjumper.

Digitized by Google

Und doch brachte Bernhard dies schon seit einigen Wochen fertig. Er galt bei den anderen Kohlenjumpern für einen Sonderling, man verlachte und verspottete ihn, sobald es eine Arbeitspause zuließ. Aber Spott und Hohn prallten wirkungslos an ihm ab. Er arbeitete so viel, wie jeder andere seiner Genossen, und Vorwürfe konnte man ihm daher nicht machen. Er lebte so bescheiden, wie nur möglich, er gönnte seinem Körper nicht mehr, als nöthig war, um die Kräfte für die schwere Arbeit zu erhalten. Aber jeden Tag konnte er eine Summe ehrlich verdienten Geldes zurücklegen, die er in bestimmten Zwischenräumen auf die Sparkasse brachte.

Als er zum ersten Male dorthin ging, um sein Geld aufzubewahren, denn in seinem einfachen Quartier lag es ihm nicht sicher genug, glaubte er an einen Traum. Wer ihm das noch vor drei Vierteljahren gesagt hätte, daß er Geld in die Sparkasse tragen würde, ehrlich erworbenes Geld! Dieser Tag aber war gewissermaßen ein Markstein für ihn, einer der wichtigen Wendepunkte in seinem Leben.

In den Mußestunden, die Bernhard hatte, gab es Augenblicke, wo es ihn in den Fingern juckte, einen Brief an Bertha Behrens oder an den gutmüthigen Hofbesitzer zu schreiben, um ihm mitzutheilen, daß es ihm gut gehe, daß er an seine eigene Besserung glaube. Aber dies kam ihm vor, wie übertriebene Eitelkeit, wie Voreiligkeit, wie Ueberhebung. Noch war das, was er sich vorgenommen hatte, nicht erfüllt. Aus eigener Kraft mußte er zum Manne werden, bevor er es wagen konnte, sich damit zu brüsten, Kunde von seinem Leben den Leuten zu geben, denen er so viel verdankte.

— — — — — — — — — — — —

Wer einmal das Leben eines großen Hafens, wie Hamburg, kennen gelernt hat, den zieht es mit magischer

Digitized by Google

Gewalt immer wieder an den Quai, um das Bild zu betrachten, welches so abwechslungsreich, so interessant, so voll Leben und Bewegung ist.

Mit einigen anderen Leuten, die auf Arbeit warteten, saß Bernhard auf der Bank in den Anlagen, auf deren Höhe die Seewarte und das Seemannshaus liegen. Ein Kommissionär kam, der mit den Leuten redete, aber die Meisten wendeten sich von ihm weg und lachten ihn aus. Er verlangte Kohlentrimmer für ein Schiff der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft, das nach Amerika gehen sollte.

Selbst der Jumper entschließt sich schwer, die Arbeit eines Kohlentrimmers auf einem solchen Oceandampfer zu übernehmen. Es heißt dies nicht nur einen schweren Dienst bei Tag und Nacht mit allen Unannehmlichkeiten der Seereise auf sich zu nehmen, sondern sich für so und so lange Zeit in den Maschinenraum eines solchen Schiffes einzuschließen und, ohne das Tageslicht zu sehen, schwere Arbeit zu verrichten. Dabei ist die Bezahlung gering, die Behandlung schlecht. Weiß man doch, daß die Leute, die das Kohlentrimmen übernehmen, meist im nächsten Hafen davonlaufen, weil ihnen überhaupt nur daran lag, umsonst mit einem Schiffe über den Ocean zu kommen; es heißt dann für die Rückfahrt neue Kohlentrimmer anzuwerben, denen wieder daran liegt, von New-York nach Europa zu kommen, ohne die Passage zu bezahlen.

Bernhard ließ sich mit dem Kommissionär auf eine längere Unterhaltung ein und ließ sich drüben auf der anderen Seite des Hafens die „Kaffeekirche" zeigen, ein rothes Backsteingebäude mit einem Thurm, von dem man eine herrliche Aussicht über den Hafen hat, welches als Restaurationslokal von der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft für ihre Beamten und Arbeiter errichtet ist, und wo man ausgezeichnete Speisen für

Digitized by Google

billiges Geld bekommt; die Tasse Kaffee kostet dort fünf Pfennig, und der Hamburger Volkswitz hat dieses Gebäude die „Kaffeekirche" getauft.

Dort sollte sich Bernhard am nächsten Morgen melden. Die „Rhätia", einer der mittelgroßen Dampfer der Gesellschaft, ging in zwei Tagen ab, und noch war die Zahl der Kohlentrimmer nicht vollständig.

Als der Kommissionär fort war, lachten die anderen Arbeiter Bernhard aus und erklärten, er sei verrückt. Er verdiene, wenn er bei ihnen bleibe, genug, sei nach der Arbeit sein freier Herr, habe alle Genüsse der großen Stadt zu seiner Verfügung; er sei ein Narr, wenn er sich als Kohlentrimmer für das Schiff engagiren lasse.

Bernhard antwortete nicht darauf. Er wußte, was er wollte.

6.

Der Bremer Lloyddampfer fuhr in den Hafen von New-York ein, die Passagiere waren sämmtlich auf Deck versammelt. Unter ihnen herrschte die leicht begreifliche Spannung, welche immer die Passagiere eines Schiffes ergreift, wenn sie sich dem Endhafen, dem Ziele der Fahrt, nähern, die unruhigsten unter ihnen brachten schon ihr Handgepäck auf Deck, trotzdem noch lange Zeit war, bevor sie gelandet wurden.

Staunend blickten sie auf das Panorama, das sich rings herum zeigte. In weitem Halbkreise breitet sich das Häusermeer aus. In der Mitte liegen die baumbepflanzten Straßen und Alleen New-Yorks, terrassenförmig aufsteigend, links Hoboken und Jersey, direkt vorn die Battery, der Hauptspaziergang der New-Yorker, und über dem Häusermeer der Stadt der schlanke Thurm der Dreifaltigkeitskirche, der Trinity Church; dann einige kolossale rothe Geschäftsgebäude, die besonders auffallen,

Digitized by Google

das langgestreckte Gebäude der Produktenbörse, rechts das runde, roth eingedeckte Gebäude von Castle-Garden, der berühmten Landungsstelle für Zwischendeckspassagiere bis vor kurzer Zeit. Rechts das ungeheure Bauwerk der Brooklynbrücke, die wie ein Traum, wie ein Gebilde der Phantasie aussieht, weil man die Kühnheit des Bauwerkes kaum zu fassen vermag.

Unter Führung des Lootsen nahm der Dampfer langsam seinen Weg zwischen den zahlreichen großen, aus und ein gehenden Schiffen, den Fischer- und Packetbooten, den Lastschiffen, den kleinen Dampfern, welche die Verbindung im Hafen aufrecht erhalten. Er nahm seinen Lauf links in den Hudson hinein, um zuerst in Hoboken die Kajütenpassagiere zu landen.

Auf dem Vorderdeck stand, an die Regeling des Schiffes gelehnt, Bertha Behrens, und betrachtete das landschaftliche Bild. Jetzt, wo sie den Hafen ihrer neuen Heimath erreicht hatte, kam es ihr vor, als habe sie etwas mehr jenseits des Meeres zurückgelassen, als Vaterland und Freunde. Hier fand sie eine neue Heimstätte, ihr Bruder sollte sie in Castle-Garden erwarten; er war sicher da, wenn nicht, wußte sie, welche Eisenbahnlinie sie zu benutzen hatte, um ihn zu erreichen.

Sie hatte eine glückliche und rasche Fahrt gehabt, eine der besten, die der Dampfer in dieser Jahreszeit machen konnte. Sie hatte sich unter den Frauen im Zwischendeck rasch Freundinnen und angenehme Bekanntschaften erworben, denn sie war hilfsbereit und freundlich, spielte mit den Kindern, half den Frauen beim Waschen und war, wie immer in ihrem Leben, gemüthlich und hilfsbereit. Aber es schien, als ob die Freude von ihr gewichen sei, seitdem sie an Bord des Schiffes gekommen war.

Bis zum letzten Augenblick, in dem sie abfuhr, hatte sie noch gehofft, wenigstens eine Nachricht von Einem zu

Digitized by Google

bekommen, an den sie ein ganzes Jahr lang gedacht hatte mit wechselnden Gefühlen, mit Hoffnung, mit Resignation, an dem ihr Herz hing, sie wußte nicht, weshalb, und sie wußte nicht, wie sehr.

Nie wieder war ein Lebenszeichen von ihm gekommen, weder ihr noch dem Hofbesitzer hatte er jemals Kunde gegeben. Sie war wiederholt auf den Hof gekommen und hatte dort genäht; das Gespräch hatte sich immer wieder um den sonderbaren Gast gedreht, der so spurlos verschwunden war. Es gab nur eine Stimme des Bedauerns bei allen Leuten, die ihn kannten. Offenbar war er gescheitert; die Probe, die er sich selbst auferlegt, hatte er nicht bestanden, er war wieder gestrauchelt und zu Falle gekommen! Er war und blieb eben ein Verlorener.

Und doch konnte Bertha nicht aufhören, an Bernhard zu denken. Sie ließ jenseits des Oceans ihr Herz zurück, ihr ganzes Empfinden, das sie an einen Mann verschwendet hatte, der dessen nicht würdig war. Jetzt kam sie, um eine tief schmerzliche, bittere Erfahrung bereichert, in eine neue Heimath, ein neues Leben begann für sie, ein einförmiges, wahrscheinlich freudloses Leben, denn sie hatte nichts mehr, was sie erhoffte, was sie erwartete, was sie ersehnte. Daher ihre Gleichgiltigkeit.

Die Sanitätskommission kam an Bord, dann die Polizei. Die Schiffspapiere wurden geprüft. Die Kajütenpassagiere wurden in Hoboken gelandet. Dann wurden die Zwischendeckspassagiere auf kleinen Dampfern mit ihrem Gepäck nach Castle-Garden gebracht, um dort vorläufig ein Unterkommen zu finden. Hier fand eine strenge Besichtigung des Gepäcks statt, sowie eine Prüfung der Papiere der Einwanderer. Es sollte Niemand den amerikanischen Boden betreten, der nicht Mittel besaß oder Angehörige in Amerika hatte.

Als Bertha's Name aufgerufen wurde, drängte sich

Digitized by Google

ein Mann durch die Schranken, und sie erkannte ihren Bruder, der ihr zurief. Der junge Farmer nahm seine Schwester mit sichtlicher Freude in Empfang, und als er sie aus dem Gedränge heraus und auf der Straße hatte, sagte er: „Wie wird sich Bill freuen, wenn er Dich sieht! Weißt Du, Du wärest eine Frau für meinen Bill!"

Bertha lächelte nicht, wie der Bruder erwartet hatte, aber sie fragte doch: „Wer ist Bill?"

„Bill," sagte Robert, „ist ein prächtiger Bursche, mein Nachbar. Er hat sich kürzlich dicht bei mir eine Heimstätte erworben und ein Haus darauf errichtet. Wir vertragen uns ausgezeichnet miteinander. Er freut sich auf Deine Ankunft ebenso wie wir Alle. Weißt Du, Schwester, es ist ein Ereigniß, wenn ein junges Mädchen aus Europa in unsere Wildniß kommt. Ich möchte wetten, Du hast in den ersten acht Tagen zehn Heirathsanträge, denn die Mädchen sind bei uns rar, und besonders die hübschen. Ich glaube, Bill wird alle Mühe haben, seine Nebenbuhler loszuwerden."

„Wer ist denn nur dieser Bill?" fragte nochmals Bertha. „Du schriebst mir niemals von ihm."

„Nein, ich that es nicht," sagte Robert. „Er ist erst seit einem halben Jahre da. Aber er hat gearbeitet wie ein Pferd und schon in diesem Jahre die beste Ernte gehabt. Na, Du wirst ihn ja kennen lernen. Aber erst sollst Du Dich von der Seefahrt ausruhen! Wir besehen uns einige Tage New-York, und erst am Ende der Woche fahren wir nach Hause. Was macht die Muhme?"

„Sie läßt Dich grüßen," sagte Bertha. „Sie hat in dem Stift ein Unterkommen gefunden und fühlt sich dort ganz glücklich. Ich muß aber Geld erheben," setzte sie hinzu; „ich habe mir meine Ersparnisse auf ein Bankhaus hier anweisen lassen."

Der Bruder nahm lachend den Wechsel und scherzte

Digitized by Google

darüber, daß sie als reiches Mädchen nach Amerika komme. Seine Heiterkeit steckte selbst Bertha an. Es war doch schön, hier in dem fremden Lande den leiblichen Bruder zu finden und mit ihm ein paar Tage ohne Kummer und Sorgen zu verleben!

— — — — — — — — — — — —

Die dreitägige Eisenbahnfahrt von New-York nach dem Westen griff Bertha mehr an, als die Fahrt über den Ocean. Auf einer Station mitten in der Prairie stieg sie endlich mit ihrem Bruder aus, und nun kam noch eine fast vierundzwanzigstündige Fahrt mit der Postkutsche über ungeebnete Wege. Aber auch das wurde überstanden.

Man landete endlich in einem kleinem Städtchen, das aus Holzbaracken bestand. Hier wurde Robert von einem Jungen mit einem Wägelchen erwartet, auf dem Bertha mit ihrem Bruder und ihrem Gepäck nach der Farm hinausgebracht werden sollte.

Robert Behrens, der noch immer unverheirathet war, hauste fast allein mit diesem halbwüchsigen Burschen da draußen, und Bertha sollte jetzt gewissermaßen als Hausherrin in das Blockhaus einziehen. —

Auf einer Lichtung inmitten des Waldes lagen hier und dort zerstreut die Blockhäuser.

„Da ist mein Haus!“ sagte Robert und hielt das Pferd vor der Hütte an. „Und da ist auch Bill! Komm her, mein Junge, da ist sie!“

Da ereignete sich zu Robert's Erstaunen plötzlich etwas Unerwartetes. Kaum war nämlich Bill mit glühend rothem Gesicht an den Wagen getreten, um der Schwester seines Nachbarn behilflich zu sein, als Bertha laut aufschrie und halb aus dem Wagen sprang, halb von Bill's kräftigen Armen herausgehoben ward. Und dann lag sie an seiner Brust und jubelte und lachte und weinte.

Bernhard Elsner war es. Er legte zärtlich den Arm

Digitized by Google

um Bertha's Schulter und führte sie nach seinem Blockhause, dessen Thür aufstand.

„Willst Du hier einziehen als Herrin?“ fragte er, innig Bertha an sich drückend. „Willst Du hier der gute Engel sein für die Zeit meines Lebens, wie Du es schon einmal für mich gewesen bist?“

Sie hatte keine andere Antwort, als einen innigen Kuß.

Digitized by Google

Die Weißiger Fehde.

Eine heitere Geschichte aus der guten alten Zeit.

Von

W. E. König.

(Nachdruck verboten.)

1.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts sah es in unserem lieben deutschen Vaterlande gar seltsam aus, und die Karte des weiland heiligen römischen Reiches deutscher Nation ließ an Buntscheckigkeit nichts zu wünschen übrig. Nicht blos die stattliche Anzahl regierender Fürsten, Grafen und Herren führten ihren Hofstaat, nein, selbst an kleinen Edelhöfen konnte man einen solchen und häufig sogar auch einen Hofnarren oder eine Hofnärrin finden. Und an Hochmuth und Selbstherrlichkeit war jeder dieser „hochmögenden Herren" ein kleiner Ludwig XIV., eine Anmaßung, welche durch die unglaublichen Rechtsverhältnisse bestärkt wurde.

Um diese schöne Zeit hauste auf seinem Stammsitze, dem Rittergute Weißig in der Niederlausitz, der kurfürstlich sächsische Oberst außer Dienst, Freiherr Johann Friedrich v. Flemming, ein gar sonderbarer Kauz, gemeinhin nur der „tolle Flemming" genannt. Er war ein tüchtiger Soldat, aber halsstarrig und rechthaberisch, und diese Charaktereigenschaften mochten wohl der Anlaß gewesen sein, daß er es nicht auch, wie sein Bruder, zum Generalfeldmarschall gebracht hatte, obschon er verschiedenen Po-

Digitized by Google

tentaten mit Ehren gedient, Frankreich, Holland und Deutschland bereist und sächsischer und polnischer Offizier gewesen war.

Jetzt bebaute er bereits seit Jahren auf seinem Stammsitze sein Land, pflegte die Jagd und trieb Viehzucht, war aber vom Scheitel bis zur Sohle Kriegsmann geblieben und hatte gar manche Schrullen und Sonderbarkeiten mit in den Ehestand gebracht. Hitzigen und aufbrausenden Temperaments, aber gutherzig und leicht wieder von denen besänftigt, die sich in seine Launen zu schicken oder ihm zu imponiren verstanden, hatten seine mildfreundliche Gemahlin und deren Ebenbild, seine schöne Tochter Marie, unter des Familienhauptes Eigenheiten bisweilen keinen leichten Stand. Im Uebrigen war er bei all' seiner Geradheit, die sich bisweilen zur Grobheit steigerte, in den Wissenschaften besser zu Hause, als viele seiner Standesgenossen. Hatte er sich doch sogar bis zur Schriftstellerei verstiegen — und das wollte in jenen Tagen doch etwas sagen — und zwei vielgelesene Werke geschrieben, daraus mancher Waid- und Kriegsmann geraume Zeit hindurch die Theorie seines Handwerks schöpfte. Flemming's Werke behandelten nämlich das edle Waidwerk und das Kriegshandwerk und führten die Titel: „Der vollkommene Jäger" und „Der vollkommene Soldat".

Auf seinem Edelsitze hatte er sich seinen Hofhalt, vor Allem aber eine Leibgarde gebildet, die seines Herzens Freude und seiner Augen Lust war. An der Spitze derselben stand ein ehemaliger sächsischer Lieutenant, Schulz mit Namen, Flemming's Faktotum, der nächst der Freifrau und dem Freifräulein den meisten Einfluß auf den Oberst ausübte.

Fünf Diener fungirten sodann am freiherrlichen Hofe, die zugleich seine Hof- und Kammermusiker und außerdem seine Militärkapelle ausmachten. Der erste derselben blies

Digitized by Google

einen Dudelsack, der die Form eines Wolfes mit gläsernen Augen hatte, zwei andere waren Waldhornisten und zwei Geiger.

Auf diese gar seltsam zusammengesetzte Kapelle that sich der Oberst nicht wenig zu gute und stellte sie in freundnachbarlicher Weise häufig der verwittweten Herzogin Amalie Agnes von Sachsen-Weißenfels-Dahme, welche vom Jahre 1715 bis zu ihrem im Jahre 1729 erfolgten Tode auf dem Weißig benachbarten Schlosse Drehna lebte und dort ihren Hofstaat hatte, zur Verfügung. Die fünf Flemming'schen Hofmusiker mußten dann am Hofe von Drehna Konzerte aufführen und zum Tanz aufspielen.

Die eigentliche Leibgarde des Edlen v. Flemming bestand aus dreißig in Uniformen gesteckten, wohlbewaffneten und gut gedrillten Bauernburschen. Mit dieser Garde hielt der Gutsherr Tag für Tag auf dem Schloßhofe die Wachtparade ab, bei welcher seine Gardekapelle aufspielen mußte, und gab dann die Parole aus. Drei Ehren- und Sicherheitsposten waren jederzeit ausgestellt.

Selbstredend war auch ein Arsenal vorhanden, in dem sich zehn Kanonen, dreißig Doppelhaken, hundert Flinten und etliche Trommeln befanden. Auch ein Arrestlokal fehlte nicht. Allwöchentlich zweimal beim Appell wurden des Freiherrn bäuerlicher Leibgarde die Kriegsartikel eingeschärft, und bei Tag und Nacht fanden unverhoffte Revisionen der Wachtposten statt, in welchem Dienste sich der Ober- und der Unterbefehlshaber ablösten. Und wehe dem Armen, der sich das leiseste Versehen im Wachtdienste zu Schulden kommen ließ! Der Verfasser des Werkes „Der vollkommene Soldat" kannte in solchen Dingen keine Gnade und wußte den Rohrstock zu schwingen, wie sein großes Vorbild, der wackere preußische Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I.

Und dieses Original, dieser Oberst außer Dienst und

Digitized by Google

vollkommene Soldat, erfreute sich geraume Zeit hindurch der ganz besonderen Gunst der auf Schloß Drehna lebenden Herzogin-Wittwe Amalie Agnes, bis schließlich eine grimme Fehde einen Riß in die freundnachbarlichen Beziehungen der beiden Mächte brachte.

Die Herzogin Amalie Agnes, die als Wittwe des Grafen Balthasar Erdmann v. Promnitz zu Sorau den Herzog von Sachsen-Weißenfels-Dahme geheirathet und nach dessen Tode Schloß Drehna zu ihrem Wittwensitz erwählt hatte, rief dadurch unter dem gesammten Landadel jener Gegend einen regen geselligen Verkehr hervor, und Alles, was irgend hoffähig war, drängte sich an den verhältnißmäßig glänzenden Hof der Herzogin, der aus dem Oberhofmeister v. Schulerburg, der Gesellschafterin, Gräfin Rindsmaul, nebst zwei Hofdamen, dem Kammerjunker v. Caprevi, den beiden Hofkavalieren v. Minckwitz und v. Nüßler, dem Hofbibliothekar und Geheimsekretär Schmidt und endlich — aus der „Hofnärrin", der Kathrinliese, bestand, die von allen diesen einflußreichen Personen die einflußreichste bei Ihrer Hoheit war.

Es war kaum zu begreifen, daß die sanftmüthige und mildthätige Fürstin unter all' den Landedelleuten, welche an ihrem Hofe Zutritt hatten, gerade dem rauhen Flemming ihre Gunst zuwandte, dessen Charaktereigenschaften den ihren schnurstracks entgegenliefen. Jedenfalls fühlte sie sich von seinen Sonderbarkeiten und seiner Geradheit mehr angezogen, als von dem geschmeidigen Wesen seiner Standesgenossen.

Nicht minder wie der Oberst waren die Freifrau v. Flemming und deren bildschöne Tochter bei der hohen Frau beliebt. Ja, es war der Fürstin sogar bekannt und sie drückte dazu ein Auge zu, daß das vielbegehrte Freifräulein Marie insgeheim zarte Bande an ihren Kammerjunker v. Caprevi fesselten.

Digitized by Google

Letzterer erfreute sich eines hübschen Angesichts und einer stattlichen Figur, zeichnete sich sonst aber, wie die Chronik berichtet, nicht gerade durch besondere Geistesgaben aus. Dies war vielmehr mit dem Hofkavalier v. Nüßler der Fall. Als Sohn des Doktor v. Nüßler, der Hofarzt des Fürsten Ferdinand August von Lobkowitz, und durch seine Mutter der Herzogin bekannt war, hatte ihn die hohe Frau an ihren Hof zu seiner Ausbildung genommen. Unter ihrer höchsteigenen Obhut wurde er als Gesellschafter ihres Enkels, des Grafen Balthasar Friedrich v. Promnitz, erzogen, und Beiden in der Person des Franzosen Lefebre ein Hofmeister beigegeben.

Junker v. Nüßler war anstellig, fleißig und strebsam und bildete sich unter Leitung des Geheimsekretärs und Hofbibliothekars Schmidt mit glänzendem Erfolg für den höheren Hofdienst aus. Dadurch gewann er die Zuneigung seiner hohen Beschützerin immer mehr, die ihn bald zur Ausführung mancher Aufträge und Reisen verwendete; dann führte er auch wohl ab und zu außerordentliche Sendungen aus, und zuletzt spielte er so ein Stück Diplomat, Minister und Geheimer vortragender Rath am Hofe der Herzogin-Wittwe zu Drehna. Dabei war er wirklich Diplomat genug, seine Herzensbeziehungen zu dem Hoffräulein v. Göritz geheim zu halten.

Caprevi dagegen konnte den Geheimnissen und Schleichwegen der höheren Diplomatie keinen Geschmack abgewinnen, die Schleichwege nach dem Garten und der Geisblattlaube des benachbarten Weißig kannte er besser, und die gute Herzogin war, wie gesagt, die stille Beschützerin seiner Liebe.

So lebte man am Hofe zu Drehna in schönster Harmonie miteinander und auch mit den Edelhöfen im weitesten Umkreis, bis urplötzlich der holde Friede gestört wurde, und eine heftige Fehde mit dem „tollen Flemming" ent-

Digitized by Google

brannte, welche die Diplomatie von Drehna und die Truppen von Weißig in Bewegung setzte.

Und dies kam so.

Zwischen den Landen der Herzogin, der Herrschaft Drehna, und denen des „tollen Flemming", der Herrschaft Weißig, bildete ein seichtes Bächlein eine kurze Strecke die Grenze, das im sumpfigen, schilfbestandenen Moore träge dahin rieselte, wenn es eben nicht gerade infolge der Sonnenhitze ausgetrocknet war. In der Nähe dieser „natürlichen Grenze" hatte ein Jäger der Herzogin eines schönen Tages einen Hirsch geschossen, und dieser unselige Schuß wurde die Ursache großer Kriegsrüstungen und diplomatischer Verwickelungen.

Der Oberst hatte den Schuß gehört, war zum Bache geeilt und schloß aus niedergedrücktem Schilfe, der Hirsch sei auf seinem Jagdrevier gefallen. Somit sei er sein Eigenthum, und er mußte das wissen, denn er war eine Autorität in solchen Dingen, hatte er doch das berühmte Werk „Der vollkommene Jäger" verfaßt!

Natürlich mußte nach seiner festen Ueberzeugung der Jagdfrevler ganz exemplarisch bestraft, und seine Herrin zur vollsten Genugthuung gezwungen werden.

Augenblicklich freilich ließ sich so recht nichts machen; aber der in seinen Hoheitsrechten gekränkte Herrscher der Weißiger Lande brannte vor Begier, der Herzogin sein „Ultimatum" zuzustellen und demselben, wenn ihm nicht die vollkommenste Genugthuung gegeben würde, die „Kriegserklärung" folgen zu lassen.

Die Gelegenheit hierzu fand sich denn auch sehr bald und zwar beim nächsten Abendcirkel der Fürstin.

Kochend vor schlecht unterdrücktem Zorn war Flemming nebst Gemahlin und Tochter zu demselben erschienen, und von der Herzogin, die inzwischen den streitigen Vorfall erfahren hatte, aber nicht des Aufhebens für werth hielt,

Digitized by Google

freundlich wie immer empfangen worden, obgleich derselben die geschwollene Zornader auf der Stirn des Gebieters von Weißig nicht entging. In ihrer Herzensgüte glaubte sie durch verdoppelte Liebenswürdigkeit den grollenden Herrn der Weißiger Lande beruhigen zu können.

Da kam sie aber schön an! Zwar nahm der zürnende Machthaber inmitten seiner Gemahlin und der Tochter Platz, betheiligte sich aber nicht im Mindesten an der Unterhaltung, wenn schon ihm kein Wort entging, bis schließlich das Gespräch auf die morgende Hoftafel kam. Das Wort Hoftafel drang ihm wie ein zweischneidiges Schwert in die Brust. Er gedachte des auf seinem Grund und Boden erlegten Hirsches, der darauf paradiren würde, und nun konnte er nicht länger an sich halten; der Gedanke an seine verletzten Landesherrenrechte hatte dem Fasse den Boden eingeschlagen, und wie eine Bombe in die Pulvertonne fällt, so schrie er wuthschnaubend mitten in das Gespräch hinein: „Hoheit werden morgen ein Gericht auf der Tafel haben, an dem sich ein ehrlicher Magen die Pestilenz frißt! Der Hirsch ist auf meinem Grund und Boden geschossen; ich verlange deshalb die Auslieferung des Hirsches mit sammt dem elenden Burschen, der das Bubenstück ausgeführt hat! Halten zu Gnaden, Hoheit — aber ein Hundsfott ist der, der sein gutes Recht mit Füßen treten läßt!“

Alles war wie erstarrt ob der Worte des Freiherrn, die Aufregung der Hofkavaliere und Hofdamen spottete jeder Beschreibung.

Die Theilnehmer des Abendcirkels sprangen entsetzt von ihren Sesseln, als fürchteten sie, der zürnende Kriegsmann würde sie sammt und sonders zerschmettern. Man umdrängte die Fürstin, als wolle man wenigstens ihr gesalbtes Haupt vor diesem Berserker schützen, während Flemming's Gemahlin und Tochter sich der hohen Frau

Digitized by Google

zu Füßen warfen und ihre Hände ergriffen, als wollten sie für den Frevler um Gnade bitten.

Die Herzogin war übrigens die einzige unter den Damen und Herren, welche keine Furcht verrieth und ihre Geistesgegenwart bewahrte. Mit Hoheit schaute sie fest auf ihren so plötzlich zu ihrem Gegner gewordenen Günstling und sagte, indem sie eine nicht mißzudeutende Handbewegung nach der Thür machte: „Ihr werdet begreifen, Herr Oberst, daß ich nichts mehr mit Euch zu reden habe!“ Dann zog sie die Freifrau v. Flemming zu sich empor, schloß sie in ihre Arme und küßte die schöne Marie auf die Stirn.

Der Freiherr aber ging hochaufgerichtet mit dröhnenden Schritten mitten durch den Kreis der Hofschranzen zur Doppelthür hinaus.

Kaum hatte er den Saal verlassen, als die Herzogin sich in ihre Gemächer zurückzog, und dies war das Zeichen zum Aufbruch auch für die herzoglichen Gäste; bald rollte ein Wagen nach dem anderen zum Schloßthore hinaus. Die letzte der Karossen, eine herzogliche Equipage, führte die Freifrau und das Freifräulein v. Flemming über die Grenze von Drehna, setzte Beide auf Weißiger Gebiet ab und — der Krieg war erklärt!

2.

In des Freiherrn Gemächern war noch Licht, als seine Gemahlin und Tochter in Weißig eintrafen. Sie schlichen an die Thür seines Zimmers, das er mit dröhnenden Schritten durchmaß; sie pochten und flehten, fanden aber keinen Einlaß und mußten sich unverrichteter Dinge zurückziehen.

Der sich schwer beleidigt fühlende Grundherr schellte einem Diener und ließ den Lieutenant Schulz sofort zu

Digitized by Google

ſich beſcheiden, und mit dieſem, ſeinem Kriegsminiſter, fertigte er ſofort die Mobiliſirungsordres aus, und entwarf Vertheidigungs- und Angriffspläne, deren Endziel ſchlimmſten Falles eine Belagerung und Einäſcherung des Schloſſes Drehna war. Am anderen Morgen ſollte das Heer einberufen und in Kriegszuſtand verſetzt werden.

Dann begaben ſie ſich zur Ruhe.

Beim Morgengrauen war der Oberſt ſchon wieder auf den Beinen. Sein Zorn ſchien ſich ein wenig abgekühlt zu haben, und vielleicht hätte er ſich ganz beruhigt, wäre ihm nicht eine neue Unbill widerfahren. Er fand nämlich, als er den Schauplatz des erſten Frevels noch einmal betrat, eine neue, ganz unerhörte Bosheit vor, die kein Anderer verübt haben konnte, als der Feind von Drehna. Das bildete er ſich wenigſtens ein.

An der Brücke jenes unſeligen Grenzbaches zwiſchen ſeiner Herrſchaft und Drehna, einer Art Knüppeldamm, dem einzigen Verbindungswege zwiſchen beiden Gebieten, die bisher meiſt nur von den beiderſeitigen Staatskaroſſen und friedfertiger Acker- und Wirthſchaftswagen benutzt worden war, ſtanden am Weißiger Ufer eine Reihe uralter hohler Weidenbäume, und von dieſen lagen zwei umgehauene am Boden. Das war eine Miſſethat in des Freiherrn Augen, die gen Himmel ſchrie. Sie konnte erſt vor wenigen Stunden begangen ſein, denn noch am Abend vorher glaubte Flemming die Bäume auf ihrem alten Flecke ſtehend geſehen zu haben. Sie konnten doch nur auf Befehl der Herzogin und aus Rache umgehauen ſein; gewiß vermeinte die Herrin von Drehna, dadurch ein Anrecht auf das Stückchen Moorland beweiſen zu wollen.

„Das ſchlägt dem Faſſe den Boden aus," knirſchte der Selbſtherrſcher aller Weißiger und ſtürzte athemlos auf den Schloßhof zur Wache. Sofort mußte der Trommler Alarm ſchlagen. Kriegsminiſter Schulz eilte herbei und

Digitized by Google

auf der Stelle wurde die vollständige Kriegsbereitschaft der freiherrlichen Streitkräfte anbefohlen. Die Mobilmachung war im schnellsten Gange und in kaum einer Stunde stand die ganze Armee bis auf den letzten Mann marschbereit da. Die Schloßwache rückte unter des Lieutenants Schulz Kommando sofort an die Grenzbrücke. Inzwischen sammelte sich das Hauptheer. Darauf wurden zwei alte Karthaunen unter begeistertem Hurrahrufen zu beiden Seiten der Brücke auf diesseitigem Gebiete aufgepflanzt und geladen; ihre Tod und Verderben drohenden Schlünde waren auf das Drehnaer Schloß gerichtet.

Der oberste Kriegsherr von Weißig war entzückt über die Schnelligkeit, mit welcher seine Befehle ausgeführt wurden, und fühlte sich ganz als Schlachtenlenker. Was Wunder auch, war er doch Verfasser des berühmten Werkes „Der vollkommene Soldat".

Drüben dagegen auf dem Drehnaer Schlosse herrschte um diese Morgenstunde noch tiefe Stille, und die Herzogin ahnte nicht, daß ein feindlicher Einfall ihrem Gebiete drohe.

Da wollte es der Zufall, daß der Amtmann und Gutsverwalter der Herzogin daher geritten kam und sich arglos der verhängnißvollen Brücke nahte. Schon von Weitem hatte der sorglose Mann von jenseits der Grenze Lärm und kriegerische Musik, auch ein paar Flintenschüsse vernommen.

„Der tolle Flemming hat vermuthlich seinen tollen Tag und wird mit seinem Heere heute 'mal wieder Felddienst üben," dachte der gute Amtmann und brummte dazu: „Sonderbarer Mann, dieser Flemming mit seiner Soldatenspielerei! Na, es muß auch solche Käuze geben! Im Grunde genommen ist er ja sonst so übel nicht, und es läßt sich schon mit ihm umgehen!" Und in bester Laune näherte er sich der Grenze und ritt über den Knüppeldamm.

Digitized by Google

Die dort aufgestellten Mannschaften ließen ihn ruhig näher kommen. Kaum aber war er auf Weißiger Boden, als ihn ein Leibgardist mit vorgestrecktem Gewehr anrief: „Halt! Wer da?"

„Wer wird wohl so dämlich fragen!" antwortete der Amtmann lächelnd. „Ihr kennt mich doch wohl Alle!"

Allein der Posten fragte weiter: „Losung? — Feldgeschrei?"

„Na, nun laßt's aber genug sein mit euren Dummheiten!" entgegnete der nichts Böses Ahnende mit einer abwehrenden Handbewegung und fuhr, auf die blank geputzten alten Feuerschlünde deutend, fort: „Was ist denn heute nur bei euch los? Doch nicht etwa ein Prinz angekommen?"

Da fiel plötzlich ein Kanonier seinem Reitpferde in die Zügel, ein anderer riß ihn zu Boden, und ein dritter stand schon mit handfesten Pferdesträngen bereit, ihn zu fesseln.

„Na, nun wird's mir aber zu bunt!" rief der Amtmann ganz verblüfft. „Seid ihr in Weißig denn heute toll geworden?" Er hob drohend die Reitpeitsche und fuhr streng fort: „Kerls! Das sage ich euch, wenn ihr eure Tollheiten gar so handgreiflich macht, hau' ich zu!"

Aber ehe er sich's versah, hatte ihm auch schon einer der Gardisten die Peitsche aus der Hand gerissen, und ein Anderer brüllte den völlig Verdutzten an: „Ihr seid unser Gefangener, Amtmann! Marsch fort zum Kommandeur!"

„Weiß Gott!" seufzte der Gefangene. „Jetzt ist auch die ganze Weißiger Armee verrückt geworden! Uebrigens Kerls, für euch bin und bleibe ich der Herr Amtmann; vergeßt das nicht!"

Da schrie ein vierschrötiger Leibgardist: „Was sagt der Kerl?" und hielt dem Gefangenen die Faust unter

Digitized by Google

die Nase. „Ich glaube, der Spion will hier gar noch mucksen!“ Dabei versetzte er dem guten Amtmann einen Kolbenstoß, während zwei seiner Kameraden ihn knebelten, und ein anderer sein Pferd fortführte.

So blieb dem armen Gutsverwalter denn nichts Anderes übrig, als Angesichts des Schlosses seiner Herrin diese Freiheitsberaubung geduldig über sich ergehen zu lassen und nach der Wache zu folgen. Dort empfing der „tolle Flemming“ den Kopfschüttelnden mit einer Fluth von Verwünschungen und spottete seiner Erklärung, daß er von den Streitigkeiten zwischen Drehna und Weißig nicht das Mindeste wisse.

„Schlimm genug!“ schrie der Schlachtenlenker. „In den Arrest mit ihm!“

Sogleich packten die Leibgardisten den Aermsten beim Kragen und warfen ihn ungeachtet seines Sträubens in einen feuchten, dunklen Keller. Dort legte ihm zum Ueberfluß einer der freiherrlichen Bauernsoldaten auch noch an eine schwere Kette.

Einen so plötzlichen Schicksalswechsel hatte der wackere Gutsverwalter allerdings nicht geahnt, als er vor einer halben Stunde im hellen Sonnenschein sich dem Knüppeldamm von Weißig genähert und auf ein gemüthliches Frühstück beim tollen Flemming gehofft hatte. Jetzt saß er nun da hinter feuchten, dunklen Kerkermauern und grübelte darüber nach, ob wohl Tollheit eine ansteckende Geisteskrankheit sei. Denn daß die ganze Flemming'sche Garde verrückt geworden war, davon hatte er die schlagendsten Beweise. Und wie zum Hohne hallten die Klänge der freiherrlichen Schlachtmusik, vornehmlich das Schnarren des vermaledeiten Dudelsacks, den er gar nicht ausstehen konnte, mitten in seine Kerkerbetrachtungen hinein. Es war eine ganz verzweifelte Geschichte.

Inzwischen waren dunkle Gerüchte von den kriegeri-

Digitized by Google

schen Unternehmungen ihres bisherigen Günstlings zu den Ohren der Herzogin gedrungen, welche die hohe Frau in nicht gelinden Schrecken versetzten.

Natürlich berief sie nunmehr auch ihren Hofstaat zu einer Sitzung, deren Ergebniß leider das Bekenntniß der Schwäche gegenüber einem so überlegenen Feinde war. Man war eben zu einem Feldzuge nicht im Mindesten vorbereitet. Es fehlte an kriegstüchtigen und geübten Mannschaften, an Kanonen, Munition und Gewehren, kurz an Allem, um den Kampf mit dem übermächtigen Weißiger Gegner aufnehmen zu können. Allerdings war unter den Hofherren taugliches Menschenmaterial zu Offizieren mehr, als hinreichend, vorhanden, indeß eigneten sich die betreffenden Herren zu solchen Posten nur in Friedenszeiten, und der Einzige, der vielleicht den Landsturm, die Bauern und Knechte von Drehna, hätte aufbieten und mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnen können, der Amtmann nämlich, schmachtete bereits in Kriegsgefangenschaft. Sonach war Land und Volk von Drehna in Noth, und guter Rath theuer.

In solcher Verzweiflung beschloß die Herzogin zu versuchen, dem Gegner auf diplomatischem Wege beizukommen und bestimmte ihren gewiegtesten Diplomaten, den Geheimsekretär und Hofbibliothekar Schmidt, zum außerordentlichen Gesandten an den Hof von Weißig, weil sie namentlich auf dessen ehrwürdige Erscheinung, Weisheit und Beredtsamkeit große Hoffnung setzte. Der gute Mann war indessen anderer Ansicht und hielt es für gerathen, weit weg vom Schuß zu bleiben. Eingedenk des alten, bewährten Sprichworts: „Wer sich in Gefahr begibt, der kommt darin um," wagte er es, seiner Gebieterin allerunterthänigst vorzustellen, daß sich die Ausführung eines so ehrenvollen Auftrages für ihn, ihrem bescheidensten Diener und Mann des Friedens, nicht schicke. So er-

Digitized by Google

wählte sie denn nunmehr den Geheimen vortragenden Rath v. Nüßler zu der außerordentlichen Mission. Der hätte zwar auch gern auf die Ehre verzichtet, allein, wie die Dinge einmal lagen, war das ganz unthunlich, er hätte denn für immer seiner Würden und Hofämter sich entkleiden müssen, so machte er also denn gute Miene zum bösen Spiel und nahm die Bestellung als außerordentlicher Gesandter des Hofes von Drehna an den Herrn von Weißig an.

Die Herzogin ertheilte ihm ihre Aufträge und ließ ihm seine Beglaubigung ausfertigen und mit dem großen Siegel des herzoglichen Hauses versehen. Dann ermahnte ihn seine hohe Gebieterin, keine Schwäche zu zeigen, vielmehr mit allem Nachdruck auf die sofortige Freilassung des in so schmachvoller Haft gehaltenen Amtmanns zu bestehen und mit allem Nachdruck die Streckung der Waffen zu fordern.

Den neuernannten Gesandten überlief eine Gänsehaut bei diesen landesmütterlichen Ermahnungen; indeß es ließ sich dagegen nichts machen. Sein einziger Trost war der Umstand, daß ihn seine Instruktionen ermächtigten, für den Fall eines Eingehens auf seine Forderungen einen Vergleich hinsichtlich des Streitobjektes in Aussicht stellen zu dürfen, im Ablehnungsfalle dagegen die Berufung an das Oberhofgericht zu Dresden, und wenn es sein müsse, beim römischen Kaiser deutscher Nation ein Einschreiten der Reichsarmee gegen den Landfriedensbrecher beantragen zu können.

Dem armen Junker wurde brühsiedendheiß beim Ueberdenken der ihm bevorstehenden Gefahr, und er hätte noch in der letzten Stunde lieber einen Gesandtschaftsposten bei der hohen Pforte angenommen, als am Hofe des tollen Flemming. Indessen über's Leben geht die Pflicht!

Vor Antritt seiner Sendung kam eine neue Trauer-

Digitized by Google

kunde an den Hof von Drehna. Die Weißiger hatten den Junker v. Caprevi aufgegriffen, und ihr gewaltiger Kriegsherr ihn als der Spionage verdächtig foltern und dann gleichfalls in Ketten legen und in's Gefängniß werfen lassen.

Ein jäher Schreck bemächtigte sich bei dieser Nachricht des gesammten Hofstaats; einige der Damen dachten schon an eine schleunige Flucht, und die Hofnärrin Kathrinliese meinte: „Nu, wenn das so fortgeht, dann haben wir ja die beste Aussicht, die nächste Soirée im Weißiger Thurme abhalten zu können; ich fürchte nur, es wird nicht Platz genug für uns Alle dort vorhanden sein!"

Endlich bestieg der außerordentliche Gesandte, vom gesammten Hofstaat geleitet, die vierspännige Staatskarosse, und bald rollte dieselbe, den Spitzreiter voran, mit dem Großwürdenträger dahin. Die heißesten Segenswünsche der Landesmutter und ihrer getreuen Palatine folgten ihm.

Es waren bange Minuten, welche der arme Junker auf der Strecke nach Weißig auszustehen hatte; allein die Reise hatte wenigstens das Gute, daß die Entfernung bis Weißig nur wenige tausend Schritte betrug. Hätte die Fahrt so viel Stunden als Minuten gewährt, der Herr v. Nüßler wäre in seiner Herzensangst gewiß ohnmächtig geworden.

Seine Befürchtungen waren auch nur zu gerechtfertigt. Die Staatskarosse mit dem Spitzreiter voran ließ man zwar die Grenzbrücke ungehindert passiren, aber Niemand dachte von den Bedienungsmannschaften an die den Gesandten zu erweisenden Ehren, und als das Gefährt auf den Schloßhof fuhr, unterließ es die Wache, vor dem Bevollmächtigten des Hofes von Drehna unter das Gewehr zu treten.

Eine Ordonnanz meldete einfach dem obersten Kriegsherrn das Eintreffen eines außerordentlichen Gesandten Ihrer Hoheit von, auf und zu Drehna.

Digitized by Google

Während sich die Ordonnanz entfernte, winkten die Damen des Hauses, welche den Bevollmächtigten von ihren Fenstern aus bemerkt hatten, demselben zu.

Der Diplomat, ein günstiges Vorzeichen darin erblickend, folgte sofort dem Winke und eilte in die Frauengemächer. Allein die Freifrau und das Freifräulein schwammen in Thränen und waren selbst auf dem Gipfel der Rathlosigkeit und Verzweiflung. Sie erklärten dem Diplomaten rundweg, daß sie weder eine Vermittelung wagen, noch als Verbündete auftreten könnten, wollten sie das Uebel nicht verschlimmern; allein beten wollten sie für sein Leben recht kräftig und anhaltend.

Rüßler überlief es eiskalt, zumal als das liebenswürdige Freifräulein, welches das schreckliche Schicksal ihres Geliebten noch gar nicht kannte, ihn schließlich in ihrer Unschuld noch bat, falls er wider Erwarten Drehna lebendig wiedersehen sollte, doch ja nicht zu vergessen, den Kammerjunker v. Caprevi herzlich zu grüßen. Damit schloß die Audienz bei den Damen des Schlosses.

Alsbald führte eine Dienerin den Botschafter in eine Art Wartezimmer. Kaum hatte er dasselbe betreten, als er die lautschallende Stimme des Gewaltigen und schwere Schritte, die näher kamen, vernahm. In demselben Augenblicke fiel eine mächtige Hand bleiern auf seine Schulter, und eine rauhe Stimme schrie ihn an: „Was thut Er hier?“

Erschrocken blickte sich der Gesandte um; vor ihm stand Leberecht Ehrenreich Schunke, wohlbestallter Kammer- und Leibhusar, Stiefelputzer und Faktotum Nro. 2 Seiner freiherrlichen Gnaden des Oberst v. Flemming, Erbherr von, zu und auf Weißig.

„Den Herrn Oberst v. Flemming möchte ich —“ stammelte der Diplomat kleinlaut; mehr vermochte er in diesem Augenblicke nicht über die Lippen zu bringen. Es

Digitized by Google

bedurfte eines Weiteren auch gar nicht; denn schon riß der Leibhusar die nächste Thür auf und schob mit heftigem Ruck den Botschafter in den Audienzsaal des Gewaltherrn. Dabei fehlte nicht viel, und der Diplomat wäre dem Allgewaltigen, der am Fenster stand und, an der Scheibe trommelnd, dem Treiben seiner Truppen auf dem Schloßhofe zuschaute, zu Füßen gefallen; der Stoß des Kammerhusaren war nicht sanft gewesen und hatte auf das Gefährliche des Galanteriedegens an der Seite des Diplomaten keine Rücksicht genommen, so daß der Botschafter statt gemessenen, würdigen Schrittes, etwas undiplomatisch über die Schwelle stolperte.

Da stand er nun im Scheine der Abendsonne, der arme, bebende Junker, angethan mit der Galauniform eines herzoglich Sachsen-Weißenfels-Dahme'schen Bevollmächtigten, in schwarzseidenen Strümpfen, Escarpins und blitzenden Schnallenschuhen, den Dreispitz in der Rechten und die Linke am Degenknauf.

Dem Junker war ganz elend zu Muthe. Plötzlich machte der Herrscher von Weißig stramm Kehrt, maß den Diplomaten mit funkelnden Augen vom Kopf bis zu den Füßen und herrschte ihn an: „Was will Er?"

Der junge Gesandte machte die vorschriftsmäßigen Kratzfüße, räusperte sich und sprach: „Ihre Hoheit die Frau Herzogin von Sachsen-Weißenfels-Dahme haben mich mit der außerordentlichen Botschaft betraut, Euer freiherrliche Gnaden —"

Hier hielt er inne in seiner wohl vorbereiteten Rede; denn in diesem Augenblick gewahrte er in einem anderen Winkel des sehr geräumigen Saales auf einmal die Anwesenheit noch einer Person, bei deren Anblick er den Faden seiner Rede verlor, und sich das Haar auf seinem Haupte sträubte vor Schrecken. Zerzaust und geknebelt stand da unter Bedeckung zweier Leibgardisten sein Freund

Digitized by Google

und Genosse, der Kammerjunker v. Caprevi, der Geliebte der schönen Marie, der holdseligen Tochter des gefürchteten Despoten von Weißig.

„Nun, wird's bald?" donnerte der Selbstherrscher aller Weißiger, der sich an der Angst des Junkers offenbar zu weiden schien, „was will Er? Er wundert sich wohl gar darüber, wie man einen Spion behandelt!"

Tief aufathmend setzte Nüßler wieder in seiner unterbrochenen Ansprache ein. „Die Frau Herzogin," hub er in sichtlicher Beklemmung an, „hat mich beauftragt, Euer freiherrlichen Gnaden einen Vergleich anzubieten für den Fall, daß Hochdieselben Ihren Truppen die schleunige Abrüstung zu befehlen geruhen; anderenfalls habe ich Namens Ihrer Hoheit Euer freiherrlichen Gnaden zu warnen, auf dem betretenen Wege des Landfriedensbruchs ferner verharren zu wollen. Vielmehr soll ich Hochdieselben bitten, auf die Bahn des Rechtes und der Gesetzlichkeit zurückzukehren. Glauben Eure Gnaden in Ihrem Besitze gestört worden zu sein, so bedarf es, Hochdieselben schadlos zu halten, keiner Gewaltakte, vielmehr gibt es einen Appell an das Oberhofgericht zu Dresden, das kaiserliche Kammergericht zu Wetzlar und endlich an Kaiser und Reich; Gewaltstreiche dagegen —"

„Wie? Was? Gewaltstreiche? Kammergericht? Kaiser und Reich?" brüllte der Angeredete, auf dessen Stirn sich furchtbare Zornesfalten, wie die Wolken eines schweren Gewitters, zusammengezogen hatten. „Da würde ich lange auf mein gutes Recht warten können! Uebrigens rathe ich Ihm, Er junger Pomadenhengst, mäßige Er sein loses Maulwerk, lerne Er erst Pulver riechen! Bin ich etwa nicht in meinem Rechte? Wer hat mir die Weiden auf meinem Grund und Boden weghauen, wer mir den Kapitalhirsch vor der Nase wegplatzen lassen? Wer schickte Kundschafter aus?" Bei dieser Frage streifte das zür-

Digitized by Google

nende Auge des Gewaltigen den trotz seiner fatalen Lage ein Lächeln nicht verbeißen könnenden Caprevi, und dann schrie er: „Mäßige Er sich, junger Mann, sonst lasse ich Ihn zusammen mit dem aufgegriffenen Spion da in den polnischen Bock spannen und bringe euch dahin, wo ihr Sonne und Mond nicht mehr scheinen seht!“

Das waren allerdings wenig verlockende Aussichten für einen außerordentlichen Gesandten. Dennoch wollte der junge Diplomat, nachdem er sich seines Auftrages soweit entledigt hatte, auch den Rest desselben vom Herzen los werden. Einen Schritt zurücktretend, begann er wieder: „Die Frau Herzogin läßt dem Herrn Oberst dagegen Höchstihre ganz besondere Gnade versichern, wenn Eure freiherrliche Gnaden in sich gehen und Ihrer Hoheit die Ihr angethane Ehrverletzung und Schmach abbitten, anderenfalls —“

„Was anderenfalls? Abbitten? Kerl, ist Er des Teufels?“ tobte der Oberst. „Da soll doch gleich ein Kreuzschockmillionendonnerwetter Euch mitsammt Eurer ganzen Sippschaft frikassiren. Ich will Euch gleich zeigen, wie ein Flemming sich Satisfaktion für erlittene Unbilden verschafft!“

Und mit Blitzesschnelle hatte der alte Haudegen seinen mächtigen Pallasch ergriffen und blank gezogen. Die Klinge in der nervigen Faust, stürzte er auf den Botschafter los.

Der aber hatte nicht Lust, sich so ohne Weiteres aufspießen zu lassen, sondern sprang mit äußerster Beschleunigung zur Thür hinaus und warf sie hinter sich so kräftig zu, daß das Schloß zuschnappte.

Wie ein gehetzter Hirsch stürzte er die Treppe hinab, in die herzogliche Staatskarosse hinein und jagte, was das Zeug hielt zum Thore hinaus, Drehna zu. Dabei hatte er als Gesandter ganz vergessen, sich seine Päße

Digitized by Google

ausfertigen zu lassen; glücklicherweise gelangte er jedoch auch ohne diese mit heiler Haut auf dem Schlosse seiner Herrin wieder an.

Inzwischen stand im Kabinet des Allgewaltigen der vermeintliche Spion v. Caprevi vor dem hochnothpeinlichen Halsgericht und bekannte, die Sehnsucht nach der Geliebten, des Freiherrn leiblichem Töchterlein, habe ihm keine Ruhe gelassen. Er sei nach Weißig herübergeschlichen, über die Gartenmauer geklettert und habe sich in der Laube versteckt. Von dort aus habe er versucht, nach der Hintertreppe zum Herrenhause zu gelangen, sei aber von einer Schleichpatrouille erwischt und zur Wache geschleppt worden. Dabei hätten ihn die groben Bauernlümmel in eine Brombeerhecke geworfen, gebunden, gestoßen und gepufft, und daher müsse der Herr Oberst schon entschuldigen, wenn er jetzt in einem so wenig salonmäßigen Aufzuge vor ihm erschiene. Uebrigens habe er mit vielem Vergnügen der Audienz seines Genossen Nüßler beigewohnt und besonders hell auflachen müssen, als der Gesandte seinen Rückzug angetreten, und der Herr Oberst beinahe mit seinem Pallasch die Thür durchbohrt habe.

Der Freiherr konnte bei diesem Geständniß das Lachen selbst kaum verbeißen. Um sich aber nichts zu vergeben, wandte er dem Angeklagten den Rücken.

Aus dieser schwierigen Lage erlöste ihn der Lieutenant Schulz, den er mit der Fortsetzung des Verhörs beauftragte, und dann, ohne Caprevi noch eines Blickes zu würdigen, das Zimmer verließ.

Diese Wendung seiner Vernehmung war dem der Spionage angeklagten Kammerjunker allerdings nicht gerade angenehm, indessen war er ja ein junges, leichtlebiges Blut und dachte: den Kopf kann die Geschichte in der Behausung der Geliebten wohl schwerlich kosten; ein wenig Unbequemlichkeit muß man nun schon einmal mit in den

Digitized by Google

Kauf nehmen. Zudem war er begierig auf den Ausgang der ganzen Fehde, vermochte im Ernst aber trotz aller Schreckniſſe an wirkliches Blutvergießen nicht zu glauben.

Lieutenant Schulz machte die Sache ſehr kurz. Ohne den Spion anzuſehen, befahl er, ihn bis auf Weiteres abzuführen.

Das geſchah. Die Soldaten ſchulterten ihre Gewehre, einer trat vor, der andere hinter den Gefangenen, der vorderſte kommandirte: „Marſch!“ und fort ging es, Caprevi in der Mitte, in's Erdgeſchoß und dann weiter zehn Stufen hinab. Dort öffnete Leibgardiſt Nro. 1 eine Fallthür, und Leibgardiſt Nro. 2 ſchob den Kammerjunker auf eine Treppe, die er hinunter klettern mußte; dann ſchloß ſich die Thür über dem vorwitzigen Liebhaber, und nun war er allein und hatte vollkommen Muße, über ſein tollkühnes Unternehmen Betrachtungen anzuſtellen.

Er befand ſich in einem Kellerraum; das ſagte ihm der ſchmale Streifen des Tageslichtes, das durch die Kellerluke fiel.

„Recht wohnlich hier!“ brummte er. „Wahrhaftig, der Herr Schwiegervater in spe hätte wohl auch ein wenig aufmerkſamer gegen den zukünftigen Eidam auftreten können!“

Und nun ſtellte er eine nähere Betrachtung ſeines Quartiers an, ſtreifte aber zuvor die ſehr loſe ſitzenden Feſſeln von ſeinen Handgelenken. Da fand er denn in dem einen Winkel einen Haufen Rüben aufgeſchichtet und in einem anderen einen Bund Stroh ausgebreitet und daneben einen Eimer Waſſer.

„Aha,“ dachte er, „das Lager und die Fütterung für den Spion, echtes Weißiger Gewächs,“ und ließ ſich ermattet auf das Strohlager nieder, an deſſen Weichheit er allerdings Manches auszuſetzen fand. Bald aber übermannte ihn der Schlaf und mit dem Seufzer: „Ach,

Digitized by Google

Marie, ahntest Du, wer unter Deines Schlosses Zinnen im Thurm schmachtet, Du würdest ihm gewiß Erlösung bringen!" schlummerte er ein.

Mancherlei Träume umgaukelten den nur leicht Schlummernden. Da war es ihm plötzlich, als neige sich eine hehre Gestalt aus lichten Wolken zu ihm herab. Auf Engelsflügeln kam sie näher und näher, und er erkannte die himmlischen Züge des Antlitzes der Geliebten. Sie legte die Rechte auf seine glühende Stirn und sprach leise: „Erhebe Dich und folge mir!"

Caprevi fuhr empor und wußte nicht, ob er träume oder wache; indeß bald überzeugte er sich, daß er wirklich gesprochene Worte vernommen, und sein Traumbild sich verkörpert habe; denn vor ihm stand seine angebetete Marie.

„Vorwärts," flüsterte sie, „schnell — schnell!" Sie warf ihm einen weiten Mantel um und zog ihn mit sich fort. Sie stiegen die Kellerstufen wieder hinan und schritten an der Gesindeküche vorüber. Durch die angelehnte Thür erblickten sie darin einen Leibgardisten, der sich an Speise und Trank gütlich that.

„Dein Kerkermeister!" flüsterte die Befreierin ihrem Schützling zu.

Vorsichtig schlichen sie weiter und gelangten an ein Pförtchen, welches in den Gemüsegarten führte. Dort reichte Marie dem Geliebten zum Abschiede die Hand, der sie stürmisch an seine Brust drückte und ihre rosigen Lippen mit seinen Küssen bedeckte.

Ach, leider währte der Rausch der Freude nur wenige Augenblicke; denn dumpf und schwer nahten sich Schritte.

„Fort, fort!" flüsterte das Freifräulein, sich aus des Geliebten Armen windend, „die Patrouille kommt!"

Und mit der Behendigkeit einer Katze schwang sich der Kammerjunker über die Mauer auf das Gebiet von Drehna.

Digitized by Google

Die Augen des jungen Mädchens folgten dem Flüchtlinge, der über die Aecker nach dem Schlosse seiner Herrin zurannte, und erst als sie ihn im Schlosse verschwinden sah, begab sie sich, mit dem Hochgefühl, eine Heldenthat verrichtet zu haben, in ihr Zimmer zurück.

3.

Die Rückkehr des außerordentlichen Gesandten v. Nüßler rief auf dem Schlosse Drehna neue Bestürzung hervor. Immerhin beglückwünschte man ihn, daß er mit heiler Haut den Klauen des Löwen entwischt sei. Dazu kam die Schilderung des dem Burgverließ glücklich entronnenen Kammerjunkers v. Caprevi, und ein Gruseln überlief die Herren und Damen des Hofes bei dem Gedanken an das Loos, das ihnen möglicherweise dort drüben gleichfalls bevorstand, falls der tolle Flemming sich beikommen lassen sollte, zum Angriff zu schreiten. Auch die Herzogin kam zur Erkenntniß, daß auf diplomatischem Wege und durch direkte Unterhandlungen mit dem halsstarrigen Herrn von Weißig nie und nimmer der Friede wiederhergestellt werden würde. Die Diplomatenuniform wurde deshalb für spätere Fälle wieder auf der herzoglichen Montirungskammer aufgehängt.

Nunmehr schlug die Herrin von Drehna den Weg Rechtens ein, der allerdings in jenen Tagen in den sächsischen Landen selbst für fürstliche Personen ebenso langweilig und langwierig, wie im weiland kaiserlich römischen Reiche deutscher Nation war.

Eine vom Geheimsekretär Schmidt aufgesetzte, wohl verklausulirte und fein säuberlich mit allen Respektsschnörkeln versehene Beschwerdeschrift wurde feierlich dem Kammerjunker v. Minkwitz zur Beförderung an die Oberamtsregierung in Lübben übergeben und von diesem pünkt-

Digitized by Google

lich überreicht. Darin forderte die Herzogin eine schleunige Untersuchung der Angelegenheit; indessen das Wort „schleunig" kannte jene Behörde gar nicht; sie folgte vielmehr dem Grundsatze des Reichkammergerichts in Wetzlar: „Eile mit Weile!" und die Sache ging, wie andere auch, den Schneckengang.

Inzwischen hielt der grimme Gegner in den Weißigschen Landen die Kriegsbereitschaft aufrecht und konnte jeden Augenblick über die Grenze rücken, das Schloß beschießen und dem Erdboden gleich machen.

Täglich wurde die Lage in Drehna unbehaglicher, und es war nur noch ein Glück, daß es auch dem Amtmann mit Hilfe der Freifrau v. Flemming gelungen war, aus dem Kerker zu entwischen, der dann die Landesvertheidigung wenigstens nothdürftig organisirte und den Landsturm aufbot. Allerdings traf den letzteren nur der Spott der Weißiger, die ihm über die Grenze allerhand Ehrentitel zuriefen, wie „Schwammklopper", „Krumm- und Lahmgarde", „Krüppelgarde" u. s. w., was die Drehnaer jedoch geduldig einsteckten. Der Amtmann beschränkte sich eben darauf, dem heißblütigen Gegner nur passiven Widerstand entgegenzusetzen.

Dem Oberst dagegen machte die Sache von Tag zu Tag mehr Spaß. Er war vollständig in seinem Elemente als „vollkommener Soldat".

Endlich erschien der Spruch der Oberamtsregierung zu Lübben, befriedigte aber keine der streitenden Mächte, obgleich der Weißiger sehr glimpflich dabei wegkam. Darnach sollte der Oberst v. Flemming sich wegen der von ihm begangenen Gewaltthätigkeit verantworten und solche bei Strafe von fünfzig Mark löthigen Silbers fernerhin unterlassen.

Die Herzogin fühlte sich durch die laue Auffassung der Angelegenheit Seitens der Oberamtsregierung geradezu

Digitized by Google

verletzt, und ihr Gegner kehrte sich nicht im Geringsten an den Spruch der Behörde und dachte gar nicht an Abrüsten, ja er führte auf seinem Grund und Boden vor den Augen der Drehnaer als „vollkommener Soldat“ täglich die tollsten Manöver und Scheinangriffe aus, und oft wurde bei all' dem Trommeln, Schießen und Hurrahrufen der Weißiger dem Hofstaate diesseits angst und bange.

Empört wandte sich die Herzogin mit ihrer dringenden Beschwerde nunmehr an das Hofgericht zu Dresden. Sie wußte zwar, daß auch bei diesem Gerichtshofe der Wahlspruch galt: „Nur immer langsam voran,“ glaubte aber doch, daß sie ein Urtheil noch erleben und daß es dann, wenn es recht lange gewährt, schließlich um so besser ausfallen würde.

Mittlerweile verblieb es in Weißig beim Kriegszustande, und in Drehna beim passiven Widerstande, und der armen Landesmutter blieb nichts Anderes übrig, als sich weiter in Geduld zu fassen.

Da griff schließlich das Schicksal, weniger pedantisch und ohnmächtig als die Gerichte, in den Handel ein, und zwar trat es in der Gestalt eines anderen Kriegsmannes auf die Bildfläche.

Auf einer Reise nach Polen kam nämlich der Bruder des Grundherrn von Weißig, der damalige Generalfeldmarschall Jakob Heinrich v. Flemming, durch die Niederlausitz und verfehlte nicht, der Herzogin-Wittwe auf Schloß Drehna einen Besuch abzustatten.

Er fand die gastlichste Aufnahme, war aber nicht wenig erstaunt, als er aus dem Munde der hohen Frau die Gewaltstreiche seines tollen Bruders vernahm und das Trommeln und Schießen drüben auf der Weißiger Seite hörte.

Ergrimmt über solche Thorheiten versprach Jakob

Digitized by Google

Heinrich v. Flemming in seiner Eigenschaft als Feldmarschall gegen den Oberst einzuschreiten und begab sich schnurstracks hinüber in's feindliche Lager. Die aufrichtigsten Wünsche der Herzogin und des Hofes von Drehna, daß er endlich den ersehnten Frieden herbeiführen möchte, begleiteten ihn.

Der kriegslustige Bruder war dagegen wenig erbaut über das plötzliche Erscheinen und Auftreten des Generalfeldmarschalls, wagte als „vollkommener Soldat" indeß nicht zu mucksen, so sehr es ihm auch gegen den Strich ging.

Zuerst befahl der Generalfeldmarschall als Vorgesetzter seines Bruders einfach die Geschütze nach Dresden abzuführen, und der „vollkommene Soldat" ließ es mit blutendem Herzen zwar, aber ohne Widerrede geschehen. Darauf erfolgte eine gründliche Besichtigung der Leibgarde Seitens der Marschalls, die ihm, da sie aus lauter gut einexerzirten großen und kräftigen Leuten bestand, gar nicht übel gefiel, so daß er meinte, sie sei zu Besserem da, als die friedfertige Herzogin in den Drehna'schen Landen zu schrecken. Er bot daher den Gardisten ein hohes Werbegeld, und fast Alle gingen darauf ein, in des Marschalls Armee einzutreten.

Der Lieutenant und bisherige freiherrlich Flemming'sche Kriegsminister Schulz aber erhielt einen ganz gehörigen Rüffel. Da er jedoch im Grunde genommen doch nur als „vollkommener Soldat" des Obersten Befehle ausgeführt hatte und diesem auch sonst stets ein treuer Diener gewesen war, so ließ der Feldmarschall Gnade vor Recht ergehen, und versprach ihm eine Anstellung in Dresden.

Zuletzt nahm der Marschall den Bruder in's Gebet und kanzelte den bärbeißigen Oberst ab wie einen Rekruten; und „der vollkommene Soldat" schluckte seinen Aerger hinunter und schwieg. Ohne eine Miene zu ver-

Digitized by Google

ziehen, führte er den brüderlichen Feldmarschall in's Arsenal, und mußte erleben, daß auch die Waffen und Montirungen fortgeführt wurden. Als „vollkommener Soldat" mußte er das Alles schweigend geschehen lassen.

Geduldig, wie ein Opferlamm, und artig, wie ein folgsames Kind, steckte er auch des Feldmarschalls beißenden Spott über den Dudelsackpfeifer der freiherrlichen Kapelle ein.

Aber es kam noch schlimmer. Der gewaltige Oberst mußte dem Feldmarschall sein Ehrenwort geben, der Herzogin in aller Form Abbitte zu leisten, dagegen versprach der Marschall seiner Schwägerin, für Beilegung des noch schwebenden Prozesses zu sorgen und sonstige nachtheilige Folgen von ihrem Hause abzuwenden.

Und wer hätte es gedacht! Der Oberst versprach Alles, was der Feldmarschall von ihm begehrte, und das sogar in Gegenwart des vom Marschall herbeigerufenen Hofjunkers v. Nüßler, so daß sich der Feldherr im Stillen gestand, daß er niemals einen so „vollkommenen Soldaten" gefunden habe, der so willig Ordre parirte, als sein Bruder, obgleich er demselben, im Grunde genommen, doch gar nichts zu befehlen hatte, da derselbe nicht mehr im Dienste war.

Nachdem also die Abrüstung und Auflösung der Weißiger Truppenmacht vollzogen war, kehrte der Hofjunker v. Nüßler mit der Freudenbotschaft nach Drehna zurück, wo die Herzogin sogleich den Befehl zur Entlassung des Landsturms unterzeichnete und durch Flaggen und Böllerschüsse der allgemeinen Landesfreude Ausdruck geben ließ.

Inzwischen speiste, stolz auf seinen errungenen Sieg, der Marschall mit seinem Bruder und dessen Gemahlin vortrefflich, ließ dann anspannen und reiste weiter nach der Polakei.

Lange schaute der Oberst ihm nach, und es kam ihm

Digitized by Google

vor, als sei er aus einem langen, schweren Traum erwacht. Er vermochte es gar nicht zu fassen, daß, nachdem seine Leibgarde, seine Kanonen und Flinten verschwunden, er und sein Weißig noch bestehen konnte. Indeß es war die nackte Thatsache, und diese beugte den kräftigen, selbstbewußten Mann tief, zumal er sich jetzt dem allgemeinen Gespött ausgesetzt vermeinte.

In dieser trüben Zeit bewährte sich Frauensinn in schönster Weise, und seine Gemahlin und Tochter legten Proben echter schönster Weiblichkeit ab, indem sie unablässig bemüht waren, den Gebeugten wieder aufzurichten.

Noch aber gab es für den Oberst die letzte und schwerste Friedensbedingung zu erfüllen. Er hatte sein Wort gegeben, und das mußte er einlösen, sollte es ihm auch das Leben kosten — es galt die Abbitte bei der Herzogin.

In zartester Weise leitete die Freifrau diesen letzten Schritt der Aussöhnung ein. Ihre Aufgabe war indessen keine leichte, denn die Herzogin glaubte jetzt Siegerin zu sein und stellte sich spröde. Sie wechselte die Rolle, spielte nun auch einmal die Unbeugsame und stellte sich taub gegen die Bitten der Weißiger Damen, und selbst gegen die des Amtmanns, der doch in der ganzen Weißiger Fehde am meisten gelitten hatte. Auch Herrn v. Caprevi's Flehen blieb unerhört.

Da war es schließlich der Geheime Rath und vormalige außerordentliche Gesandte v. Nüßler, der einen trefflichen Ausweg in diesem Dilemma fand.

„Ei!" rief er, „wozu ist denn die Kathrinliese, unsere Hofnärrin da? Ist sie nicht die einflußreichste Person am ganzen Hofe?"

Dem stimmten die Damen von Weißig bei, und alsbald wurde die wichtige Hof- und Staatsdame in's Komplot gezogen.

Digitized by Google

Kleine Aufmerksamkeiten und Geschenke förderten das Interesse der Einflußreichen an der Sache, und als sich eines Tages ein fetter Hammel von Weißig für Frau Kathrinliese's Küche einstellte, kam Zug in die Angelegenheit. Bereits am anderen Morgen waren Tag und Stunde des Versöhnungsaktes festgesetzt.

Schon am folgenden Abende sollte die große Feierlichkeit vor sich gehen, und sofort ergingen die Einladungen an den gesammten Landadel der Gegend, der sich in prächtigen Karossen und schlichten Landkutschen, je nachdem es die Mittel der Insassen erlaubten, denn auch pünktlich auf Schloß Drehna einstellten.

Im Schlosse war Alles prächtig erleuchtet, und die Dienerschaft flog geschäftig hin und her. Im Festsaale thronte bereits die Herzogin Amalie Agnes von Sachsen-Weißenfels-Dahme auf rothsammtenem Sessel, umgeben von ihrem Hofstaate, und überschaute die große Zahl ihrer Gäste.

Aller Blicke waren auf die Flügelthüren gerichtet. Plötzlich sprangen beide weit auf, und festen Schrittes trat der Erwartete, die Gemahlin zur Rechten, die Tochter zur Linken, in den Saal. Stolz und hoch trug er das Haupt und mit schnellem Blick überflog er die Gesellschaft. Geradewegs und straff schritt er auf die Herzogin zu.

Ein Lächeln des Triumphs glitt über das Antlitz der hohen Frau, Flemming schien es nicht zu bemerken. Völlig unbefangen ließ er sich auf ein Knie nieder und sagte, den Blick offen und gerade auf die Herzogin gerichtet, laut und vernehmlich: „Eure Hoheit werden dem tollen Flemming vergeben; er wird es nicht wieder thun."

Sichtlich befriedigt entgegnete die Fürstin: „Allerdings recht, recht toll! Indeß es ist Alles vergessen, der Herr Feldmarschall hat Alles gut gemacht!"

Digitized by Google

Sie reichte dem Oberſt mit einem gnädigen Lächeln die Rechte, die dieſer an ſeine Lippen führte. Dann ſagte er: „Wollen mir Hoheit aber die Frage erlauben: wer hat denn nun eigentlich geſiegt?“

„Nun, ich! Wer ſonſt?“ gab die Herzogin verwundert zurück.

„O nein!“ verſetzte der Freiherr ſelbſtbewußt. „Die Drehna-Weißiger Fehde hat drei Siege zu verzeichnen. In dieſem Augenblicke ſind Eure Hoheit allerdings Siegerin über mich, der Feldmarſchall war es auch, aber den größten und ſchönſten Sieg hat bei der ganzen Angelegenheit doch der tolle Flemming errungen!“

Alles horchte auf, und die hohe Frau fragte in ſichtlicher Spannung: „Wie das?“

Da ſagte der Oberſt und ſeine Stimme verrieth eine eigenthümliche Bewegung: „Der tolle Flemming hat den größten und ſchwerſten, den Sieg *über ſich ſelbſt* errungen, indem er Ordre parirte, ſo ſchwer es ihm auch wurde. Hoheit ſehen mithin, der tolle Flemming ſchrieb nicht blos ein Buch vom vollkommenen Soldaten, ſondern er *iſt* aus der Fehde auch als *vollkommener Soldat* hervorgegangen!“ —

So ſchloß die Drehna-Weißiger-Fehde doch mit dem Siege des tollen Flemming.

Digitized by Google

Wie unsere Gesetze entstehen.

Ein Wort zur Aufklärung.

Von

M. Piehlmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Leser hat gewiß schon von einer „Gesetzgebungsmaschine" gehört, einem bildlichen Ausdrucke, der besonders in Tageszeitungen öfters gebraucht wird, ist aber wohl meist nicht in der Lage, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie diese „Maschine" arbeitet, wie viel verschiedene Faktoren mitwirken müssen, bevor ein Gesetz fertig wird, und wie schwierig es ist, Gesetze zu geben. Wohl sind aus den Zeitungen die Verhandlungen bekannt, die in den Abgeordnetenhäusern oder im Reichstage über die Gesetze gepflogen werden, diese Debatten und die Annahme der einzelnen Paragraphen durch die parlamentarische Körperschaft ist aber nur der kleinere Theil der Arbeit bei der Herstellung der Gesetze, und es dürfte sich vielleicht empfehlen, den Lesern einen kleineren Einblick in die Schicksale und Wandlungen zu geben, die ein Gesetz von der ersten Idee bis zum Inkrafttreten desselben durchzumachen hat.

Der Artikel V der Reichsverfassung vom 16. April 1871 sagt: „Die Reichsgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrath und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse beider Versammlungen ist zu einem Reichsgesetze erforderlich und ausreichend." —

Digitized by Google

Auch hier ist also nichts weiter über die Herstellung der Gesetze zu erfahren, und wir werden uns vorerst mit der Frage beschäftigen müssen, welche Anregungen nothwendig sind, um die Ausarbeitung neuer Gesetze zu veranlassen.

Das Recht zu Gesetzes**vorschlägen** haben im Deutschen Reiche nicht nur die Regierung, der Kaiser, die Fürsten, der Bundesrath, der Reichstag, jeder einzelne Abgeordnete, wenn er nur eine Unterstützung von vierzehn seiner Kollegen findet, sondern auch die verschiedenen Stände und Korporationen, die Handelskammern, die Vertretungen großer Städte, die Einzelregierungen u. s. w. Alle diese haben das Recht, formulirte Gesetzesvorschläge, d. h. in Paragraphen eingetheilte Anträge, aus denen Gesetze werden sollen, einzureichen, wobei es natürlich von den maßgebenden Faktoren abhängt, ob diesen Anträgen stattgegeben werden soll oder nicht. Ja, auch eine Anzahl von einfachen Staatsbürgern kann um den Erlaß eines Gesetzes bitten, indem die Betreffenden einfach eine Petition an die Regierung oder an die Volksvertretung abgehen lassen, worin der Erlaß eines besonderen Gesetzes beantragt wird.

In den meisten Fällen wird es aber Sache der Regierung sein, die Gesetze einzubringen, weil dieselben sich als eine Nothwendigkeit erwiesen haben. Diese Art der Gesetzgebung ist die regelmäßige.

Nehmen wir, um einen festen Anhalt zu haben, eins der großen Gesetze, wie z. B. die Invaliden- und Altersversorgung, und betrachten wir den Weg, welchen das Gesetz bis zu seinem Erlaß durchzumachen hat.

Die Regierung bedarf vor Allem des Materials, auf Grund dessen die Gesetzesvorschläge gemacht werden sollen. Sie ist, um dieses Material zu erlangen, dazu gezwungen, Umfrage zu halten bei Persönlichkeiten und Korporationen, um sich Aufschlüsse aller Art zu besorgen. Man

Digitized by Google

nennt diese Besorgung des Materials eine „Enquete", und eine solche Enquete muß eventuell auch vor Erlaß eines Gesetzes auf Wunsch des Reichstages angestellt werden, ja der Reichstag hat das Recht, diese Enqueten selbst vorzunehmen, d. h. Mitglieder selbst in die verschiedenen Theile des Reiches zu senden, damit diese sich über die Bedürfnisse der Bevölkerung und über die Nothwendigkeit dessen, was in der Gesetzgebung enthalten ist, unterrichten können. Die Regierung besorgt diese Enqueten natürlich mit Hilfe der untergeordneten Behörden; die Ministerien der Einzelstaaten, die Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten mit ihren Beamten haben das statistische Material herbeizuschaffen, die Handelskammern, die Magistrate großer Städte, Vereine von Industriellen, ja sogar einzelne Innungen werden von der Regierung um Auskunft und um Zahlenmaterial gebeten, und dieses ganze ungeheure Material läuft schließlich in Berlin in dem betreffenden Staatssekretariat zusammen, um hier einer sorgfältigen Sichtung und Prüfung unterzogen zu werden.

Daß in dem Material sehr oft Widersprüche enthalten sind, daß über denselben Gegenstand verschiedene Korporationen und Behörden sich ganz verschieden äußern, ist wohl selbstverständlich. Ueberall werden sich außerdem sogenannte lokale Bedürfnisse geltend machen, so daß also bei den Stammes- und Bildungsverschiedenheiten einzelner deutscher Gegenden ein Gesetz, das im Osten durchaus passend ist, im Westen nicht besonders nützlich sein kann. Auf alle diese Eigenheiten muß bei der Sichtung und Prüfung des Materials Rücksicht genommen werden, dann aber erst kann man daran gehen, das Gesetz zu formuliren, d. h. seinen Inhalt in Paragraphen einzutheilen und seine Form und seinen Umfang zu bestimmen.

Dieses Formuliren ist eine außerordentlich schwierige Arbeit, zu der bedeutende Kenntnisse, insbesondere auf dem

Digitized by Google

Gebiete der Staatswissenschaft und der Rechtskunde, eine geschickte Hand, klares Denken und eine langjährige Uebung gehören. Es liegt den bedeutendsten und ersten Beamten in den verschiedenen Staatssekretariaten ob, gewöhnlich den Geheimen Oberregierungsräthen, und bei umfangreichen Gesetzen wird die Formulirung nicht von einem Beamten vorgenommen, sondern das Gesetz, je nach Materien und Abtheilungen, verschiedenen Bearbeitern übertragen.

Derjenige Leser, welcher jemals mit der Gesetzgebung im Kleinen sich befaßt hat, wer z. B. als Mitglied eines Vereins die Statuten desselben mitberieth, wird sich erinnern, daß auch dies schon keine leichte Arbeit ist. Das Aufstellen der Paragraphen an und für sich ist nicht so schwer, sehr schwer aber ist das Herausklügeln der Fälle, auf welche die Paragraphen nicht passen, gewissermaßen die Ausnahmen von der Regel, die der Gesetzgeber feststellen will. Diese Ausnahmen müssen in besonderen Paragraphen festgesetzt werden, und hier handelt es sich darum, so vorsichtig zu sein, so alle Zwischenfälle, alle Verhältnisse zu berücksichtigen, daß keine Lücke entsteht, durch welche das Gesetz werthlos, ja vielleicht schädlich werden könnte. Diese Arbeit geht verhältnißmäßig langsam vorwärts, bei jedem einzelnen Paragraphen muß der betreffende Beamte, der ihn formulirt, oft ganze Bibliotheken zu Rathe ziehen. Er muß nachsehen, ob Inhalt und Form nicht mit der Reichsverfassung oder mit anderen Gesetzen in Widerspruch stehen, ob nicht in anderen Gesetzen schon etwas Aehnliches bestimmt ist. Jedes Wort, das innerhalb des Paragraphen verwendet wird, muß sorgfältig überlegt werden, um jede Zweideutigkeit, jeden Irrthum zu vermeiden, damit jede Umgehung oder Verfälschung des Gesetzes ausgeschlossen sei.

Haben die einzelnen Beamten nun in wochenlanger Arbeit diese Formulirung und Eintheilung in gewisse

Digitized by Google

Paragraphen vorgenommen, so wird in gemeinsamen Besprechungen innerhalb des Staatssekretariats oder Ministeriums das Gesetz durchberathen, und gleichzeitig werden die sogenannten „Motive" festgesetzt, d. h. es wird der Inhalt des Schriftstückes berathen, welches jedesmal einem Gesetzentwurf von Seiten der Regierung beigegeben wird, und welches die Beweggründe enthält, durch welche die Regierung zum Erlaß des Gesetzes veranlaßt worden ist, welche aber auch darüber aufklären, warum gerade diese und nicht andere Bestimmungen getroffen wurden.

Diese sogenannten Motive sind zumeist umfangreicher als das Gesetz; wichtige Gesetze haben oft kaum einen Umfang von einem halben Druckbogen, während die Motive einen dicken Band von zwanzig bis dreißig Bogen bilden. Die Aufzählung und Darlegung der Motive erfordert große Kenntniß der Staatswissenschaften, der Gesetzgebung, der Statistik, der Nationalökonomie, kurz aller Verhältnisse des Landes und auch der Gesetzgebung der anderen Kulturstaaten, welche zum Vergleich angeführt werden.

Man kann sich denken, daß diese Vorarbeiten, bei denen oft wegen eines einzelnen Wortes besondere Erhebungen, wegen einer kleinen Aenderung in der Fassung oder einer anderen Abtheilung in Paragraphen tagelange Berathungen abgehalten werden müssen, sehr langsam vor sich gehen. Ist dann endlich das Gesetz „reif", so geht es an den Bundesrath.

Dieser hat sich jetzt darüber schlüssig zu machen, ob das Gesetz in der vorgeschriebenen Fassung an den Reichstag gehen soll, welche Aenderungen zu treffen sind, ob nicht bestimmte Paragraphen gestrichen oder vollständig umgearbeitet werden müssen, kurzum, er hat eine durchaus selbstständige Durcharbeitung und Beurtheilung des Gesetzentwurfs nach ganz bestimmten Prinzipien vorzunehmen,

Digitized by Google

und jedes einzelne Bundesrathsmitglied erbittet bei wichtigen Gesetzen erst Weisungen von seiner eigenen Regiegierung. Die Vertreter der Bundesstaaten reichen zu diesem Zwecke entweder den Gesetzentwurf, wie er an den Bundesrath gelangt ist, ihrer Regierung ein und erwarten deren schriftlichen Bescheid, oder sie begeben sich selbst nach der Residenz ihres Staates und halten dort den Ministerien Vortrag über die Vorlage. Erst nachdem dies geschehen, beginnen in Berlin die gemeinsamen Berathungen, aus denen das Gesetz fast ausnahmslos verändert hervorgeht. Diese veränderte Fassung des Entwurfs wird gedruckt und geht dem Reichstagspräsidium zu, um hier nach der Geschäftsordnung des Reichstags behandelt zu werden.

Ist das Gesetz ein größeres und wichtigeres, weite Volkskreise interessirendes, so treten die Vorstände der verschiedenen politischen Fraktionen des Reichstags zusammen, berufen ihre Mitglieder ein und besprechen ihr Verhalten zu dem neuen Gesetze oder, wie es offiziell heißt, ihre „Stellungnahme". Es wird dann sofort bestimmt, welche Redner für, beziehungsweise gegen das Gesetz sprechen sollen, die Leute aus der Fraktion oder Partei, welche besonders mit der Materie des Gesetzes vertraut sind, werden beauftragt, dasselbe zu empfehlen oder zu bekämpfen. Die pflichtgetreuen Abgeordneten aber studiren eifrig die Motive, um über die Absichten der Regierung und über das Material, das man gesammelt hat, unterrichtet zu sein.

Die Geschäftsordnung des Reichstags bestimmt über die Behandlung der Gesetzentwürfe kurz Folgendes:

„Gesetzentwürfe können im Plenum frühestens am dritten Tage nach Vertheilung der betreffenden Druckexemplare zur ersten Berathung gelangen. Abkürzung dieser Frist kann nur an einem früheren Tage als dem der Berathung dann beschlossen werden, wenn ihr nicht fünfzehn anwesende

Digitized by Google

Mitglieder, eventuell der Antragsteller widersprechen. Sobald nach Schluß der ersten Berathung, die auf eine allgemeine Diskussion über die Grundsätze des Entwurfs oder einzelner Abtheilungen desselben und, falls der Gesetzentwurf von einem Mitgliede beantragt ist, auf dessen Begründung zu beschränken, Verweisung in die Kommission nicht stattgefunden hat, kann die zweite Berathung frühestens am zweiten Tage nach dem Abschlusse der ersten Berathung und, wenn eine Kommission eingesetzt ist, frühestens am zweiten Tage nach Vertheilung des gedruckten Kommissionsberichts stattfinden. Eine Verkürzung dieser Frist und namentlich die Vornahme der ersten und zweiten Berathung an einem Tage kann nur an einem der Berathung vorhergehenden Tage mit Stimmenmehrheit und eventuell mit Zustimmung des Antragstellers beschlossen werden. Die dritte Berathung kann frühestens am zweiten Tage nach dem Schlusse der zweiten, beziehungsweise nach Vertheilung der Zusammenstellung der Beschlüsse zweiter Lesung stattfinden. Abkürzung dieser Frist kann an einem der Berathung vorhergehenden Tage nur dann beschlossen werden, wenn ihr nicht fünfzehn anwesende Mitglieder widersprechen und eventuell der Antragsteller zustimmt. Gesetzentwürfe, welche bei der zweiten Berathung in allen ihren Theilen abgelehnt sind, werden nicht weiter berathen. Gesetzentwürfe oder Theile derselben können in jedem Stadium der Berathungen bis zum Beginn der Fragestellung an eine Kommission verwiesen werden, können von dem Antragsteller zurückgezogen und von jedem anderen Mitgliede ohne weitere Unterstützung wieder aufgenommen werden. Die Beschlußnahme über die Gesetzesvorlagen wird mit diesem dem Reichskanzler übersendet."

Den Lesern ist es aus den Reichstagsverhandlungen bekannt, mit welcher Heftigkeit bei den Berathungen über ein Gesetz oft über ein oder zwei Worte eines Paragraphen

Digitized by Google

gekämpft wird. Wochenlang dauern die Debatten, welche mit Aufwand aller Geistesschärfe geführt werden. Die schlimmste Zeit aber während der Debatten im Reichstage hat das betreffende Ministerium durchzumachen, dem das Gesetz entstammt. Der Minister und seine Beamten müssen für den Reichstag und die Vertretung des Bundesraths im Reichstage ununterbrochen das nöthige Material schaffen, um neue Beweise für die Nothwendigkeit der Regierungsforderungen zu erbringen, statistisches oder anderes Material besorgen zur Entkräftung der Gründe der Gegner; und eine Debatte von einer halben Stunde, die am Morgen im Reichstage stattfindet, wird Veranlassung, daß die gesammten höheren Beamten des betreffenden Staatssekretariats schon Nachmittags, und wenn es sein muß, die ganze Nacht hindurch ununterbrochen arbeiten müssen, um für den nächsten Tag ihrem Chef oder anderen Vertretern des Bundesrathes das Material zur Erwiederung und Ergänzung zu schaffen. Gerade diese Arbeit ist so außerordentlich schwierig, so aufreibend, daß man sich nicht darüber wundern kann, wenn die großen sozialen Gesetze eine Menge von höheren Beamten „aufgebraucht" haben, die durch die anhaltende und aufregende Arbeit so erschöpft wurden, daß sie gezwungen waren, längeren Urlaub oder ihren Abschied zu nehmen.

Außer der Beschaffung des Materials finden aber auch schon während der Debatten Konferenzen in dem betreffenden Staatssekretariat statt. Man versucht, wenn nothwendig, eine neue Fassung der Paragraphen, man sucht dem Reichstage neue Vorschläge zu machen, die Minister untereinander halten Berathungen, selbst dem Kaiser werden Berichte über den Stand der Debatten und über die Aussichten auf Annahme oder Ablehnung des Gesetzes erstattet; der Bundesrath fragt durch seine Mitglieder bei den Einzelregierungen an, ob es möglich sein würde, dem

Digitized by Google

Reichstage entgegenzukommen, und die ganze sogenannte „Gesetzgebungsmaschine" befindet sich während der Debatten in vollster Arbeit, die erst ihr Ende erreicht, nachdem die zweite Lesung beendet ist. Die dritte Lesung im Reichstage ist gewöhnlich nur Formsache, und außerordentlich selten geschieht es, daß während derselben noch Aenderungen vorgenommen werden.

Ist das Gesetz fertig gestellt, so wird es vom Reichstagspräsidium auf amtlichem Wege wieder an den Bundesrath oder an das betreffende Staatssekretariat zurückgeschickt, und nun hat sich der Bundesrath darüber schlüssig zu machen, ob das Gesetz in der Fassung, wie sie der Reichstag bestimmt hat, angenommen werden soll oder nicht. Wie bereits erwähnt, hat man sich darüber, ob der Bundesrath seine Zustimmung geben kann, schon während des Laufes der Debatten unterrichtet, und das vom Reichstage angenommene Gesetz passirt daher den Bundesrath verhältnißmäßig sehr rasch. Dasselbe wird dann gewöhnlich noch einmal einem Ministerrath unterbreitet und endlich dem Kaiser zur Vollziehung vorgelegt.

Das Gesetz wird von dem Kaiser unterzeichnet, wobei die Einleitungsworte des Gesetzes lauten: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen u. s. w., verordnen hiermit im Namen des Deutschen Reiches, nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths und des Reichstags, wie folgt." — Es kommt nun das Gesetz und als Schluß die Worte: „Urkundlich unter Unserer höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem kaiserlichen Insiegel, Ort und Datum." Darunter die Unterschrift des Kaisers und die des Reichskanzlers oder seines Stellvertreters, eventuell des betreffenden Staatssekretärs.

Das Gesetz muß dann noch in der Reichsgesetzsammlung abgedruckt werden, bevor es Giltigkeit erlangt. Bei wichtigen Gesetzen, insbesondere bei solchen, die einiger-

Digitized by Google

maßen rückwirkende Kraft haben, bestimmt noch der Reichstag, von wann ab sie in Kraft treten. Bei Gesetzen, in welchen dies nicht besonders vorgesehen ist, geschieht dies durch die Veröffentlichung in dem Reichsgesetzblatt, und das Gesetz tritt dann an demselben Tage in Kraft, an welchem das betreffende Blatt der Reichsgesetzsammlung in Berlin erscheint.

Erwähnt mag noch werden, daß der in den Zeitungsberichten häufig vorkommende Ausdruck „der Gesetzgeber" sich natürlich nicht auf eine bestimmte Person bezieht; wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, ist der Gesetzgeber nicht eine einzelne Person, sondern der Kaiser, der Bundesrath, der Reichstag, die Minister mit ihren Beamten, also der Staat in seinen höchsten Vertretern. Bei besonders wichtigen und juristisch schwierigen Angelegenheiten werden bei Formulirung der Gesetze auch noch besondere Fachmänner zugezogen, welche mit der Materie der Gesetze besonders vertraut sind. Wie man weiß, besteht in Preußen und auch in einzelnen anderen Bundesstaaten für Gesetze, welche diese Staaten allein angehen, ein besonderer „Staatsrath", dem die Gesetze zur Begutachtung und Berathung zugehen, bevor sie noch an die Volksvertretung gelangen.

Nach dieser Darlegung wird sich der einsichtige Leser sagen, daß es auch einem Gesetze gegenüber viel leichter ist, zu tadeln, als es zu verbessern. Kein Gesetz kann es eben geben, das auf alle Fälle gleich gut paßt und allen Interessen in gleicher Weise gerecht wird. Grund zum Tadel und zur Klage wird daher ein jedes geben. Der Staat kann nichts thun, als bei Abfassung seiner Gesetze das allgemeine Beste im Auge haben, und muß sich, wenn dadurch die Interessen einer kleinen Minderheit etwa verletzt würden, über deren Unzufriedenheit eben trösten, da das Geheimniß, es Allen recht zu machen, noch nicht gefunden worden ist.

Digitized by Google

Beginnende Lungenschwindsucht.

Ein Mahnruf an das Publikum.

Von

Dr. med. Eugen Graetzer.

(Nachdruck verboten.)

Der ungeheure Jubelschrei, mit dem die Koch'sche Entdeckung überall empfangen wurde, ist verklungen, der maßlose Enthusiasmus, der die ersten Nachrichten von der Heilbarkeit der Schwindsucht begleitete, hat sich gelegt, die Kritik hat ihre Herrschaft wieder angetreten und die Würdigung der neuen Heilmethode endlich in vernunftgemäße Bahnen geleitet. In den Journalen und den politischen Tagesblättern verschwinden allmälig jene langen, oft ganze Spalten ausfüllenden Schilderungen, die das Laienpublikum über das Koch'sche Mittel belehren sollten und die mit demselben gemachten Erfahrungen, sowie die Vorgänge und Veränderungen in den Organen nach der Anwendung der geheimnißvollen Injektionsflüssigkeit bis in die kleinsten Einzelheiten hinein beleuchteten, so daß der Arzt nicht selten im Zweifel darüber sein konnte, ob er mit der Lektüre eines Fachblattes beschäftigt sei oder blos in einer für Laien bestimmten Zeitung lese. Auch hier scheint man in der letzten Zeit die rechten Schranken wiedergefunden zu haben, und nur kurze, über die wichtigsten Thatsachen sich auslassende Notizen unterrichten den Leser über die weitere Entwickelung der Angelegenheit und halten das Interesse für dieselbe wach, das ihr allerdings mit vollstem Rechte gebührt.

Digitized by Google

Ob es nicht besser und zweckmäßiger gewesen wäre, wenn man sich von vornherein damit begnügt hätte — diese Frage aufzuwerfen haben wir Aerzte wohl die Berechtigung und wir müssen dieselbe mit einem entschiedenen „Ja" beantworten. Daß bei einem so sensationellen Ereignisse, an dem Millionen von Menschen das persönlichste Interesse hatten, das Publikum fortdauernd über die hervorragendsten Punkte unterrichtet werden mußte, ist selbstverständlich, aber die kleinsten Einzelheiten zu enthüllen war überflüssig, ja sogar schädlich. Wir Aerzte betrachten die Sache mit anderen Augen; wir müssen darauf sehen, was und wie viel Jemand von der Nahrung, die ihm vorgesetzt wird, verdauen kann, und wir erklären das, was darüber hinausgeht, als unnützen Ballast, welcher Unpäßlichkeit und Beschwerden hervorbringen muß. Nicht anders ist es mit der geistigen Nahrung, und so können wir zweifellos die Behauptung aufstellen, daß der größte Theil des Publikums die Mittheilungen über die Koch'sche Entdeckung nicht verdaut hat.

So konnte es denn nicht ausbleiben, daß manches Mißverständniß sich geltend machte, manche irrige Ansicht Platz griff. Dadurch z. B., daß man die diagnostische Bedeutung der Koch'schen Methode in allen Tonarten pries, ohne das Publikum wenigstens einigermaßen darüber aufzuklären, wie weit unser diagnostisches Können bei diesen tuberkulösen Affektionen bereits vor der neuen Entdeckung gediehen war, mußte naturgemäß vielfach die Meinung aufkommen, als ob wir bisher jedes Mittels, die Tuberkulose als solche zu erkennen, bar gewesen seien, und im Finsteren herumgetappt hätten.

Gegen eine solche Unterschätzung unserer früheren diagnostischen Thätigkeit müssen wir entschieden Protest erheben, um so mehr, als die diagnostische Wirksamkeit der Koch'schen Injektion noch durchaus nicht über allen

Digitized by Google

Zweifel erhaben ist und bereits in vielen Fällen versagt hat, und zwar, wie angenommen wird, deshalb, weil oft durch anatomische Verhältnisse dem Eindringen des Mittels in den tuberkulösen Herd unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt sind.

Wie aber nun, wenn bei späteren Prüfungen sich noch weitere Einschränkungen ergäben, und wir vielleicht wieder ganz auf unsere früheren diagnostischen Hilfsmittel angewiesen sein würden, dieselben, welche das Publikum jetzt so gering achten zu müssen glaubt? Man würde dann unserem ärztlichen Handeln mit Mißtrauen begegnen, noch mehr, wie es jetzt bereits geschieht, sich Kurpfuschern in die Hände liefern, genug, es würde manches Unheil die Folge sein!

Unsere Pflicht ist es daher, zunächst diesen Irrthümern entgegenzutreten, und das können wir mit gutem Gewissen. Denn lange schon vor der Koch'schen Entdeckung waren wir im Besitze ausgezeichneter Untersuchungsmethoden, die es uns ermöglichen, die Lungenschwindsucht in allen ihren Stadien richtig zu erkennen und zu beurtheilen.

Und dies Leiden haben wir hier speziell im Auge; ist es doch diejenige Form der Tuberkulose, die am häufigsten vorkommt und die meisten Opfer fordert!

Der Grund, weshalb die Koch'sche Injektionsmethode als neues diagnostisches Mittel auch in der Aerztewelt so enthusiastisch begrüßt wurde, ist, daß wir von demselben bei den anderen, allerdings viel seltener auftretenden Formen der Tuberkulose das Beste erwarten. Sitzt nämlich das Leiden in anderen Organen, z. B. im Gehirn, an der äußeren Haut und an Schleimhäuten, in Knochen und Gelenken, dann ist freilich längere Zeit hindurch der Nachweis, daß es sich um eine tuberkulöse Erkrankung handelt, nicht leicht zu führen, und hier kamen früher manche Irrthümer und Verwechslungen vor, die wir eben nunmehr sicherer

Digitized by Google

zu vermeiden hoffen. Bei der Lungenschwindsucht aber liegen die Verhältnisse glücklicherweise seit langem ungemein günstiger, und nur bei einer verschwindend geringen Anzahl von Fällen ließen uns unsere bisherigen Untersuchungsmethoden im Stich, waren aber sonst in der Regel absolut ausreichend, um die sichere Diagnose zu ermöglichen. Ja selbst die ersten Anfänge dieses Leidens — und das ist das Wichtigste — entgingen ihnen nicht.

Leider jedoch kommen wir selten genug in die Lage, die Lungentuberkulose in ihrem Beginne zu beobachten, gegen die Weiterentwickelung der Krankheit wirksam anzukämpfen und Heilungen herbeizuführen! Denn dazu fehlen uns bei der Lungenschwindsucht, aber eben nur dann, wenn dieselbe in ihren ersten Stadien zur Behandlung gelangt, die Mittel keineswegs, ganz abgesehen von der neuen Koch'schen Injektionsflüssigkeit, die ja ihre heilende Wirkung auch nur bei beginnender Schwindsucht entfaltet, wodurch sie freilich eine recht werthvolle Bereicherung unseres Arzneischatzes darstellt.

Aber auch vordem besaßen wir Waffen, mit welchen wir dem verheerenden Leiden den Garaus machen konnten, wenn es uns in seiner ersten Entwickelung entgegentrat, so daß wir auch vor der Koch'schen Entdeckung mit Recht behaupten konnten: „Beginnende Schwindsucht ist, wenn die äußeren Verhältnisse des Kranken einigermaßen günstige sind, unbedingt heilbar!"

Die Höhe der Sterblichkeitsziffer ist also nicht uns Aerzten in die Schuhe zu schieben, sondern dem Publikum selbst, welches leider die Kranken uns meist erst dann übergibt, wenn es zu spät ist. Daß letzteres geschieht, ist in der Regel darin begründet, daß der Laie gewöhnlich viel zu wenig unterrichtet ist über den ersten Beginn des Leidens, dessen Anfangssymptome infolge dessen meist über-

Digitized by Google

sehen oder unterschätzt werden. Hier belehrend und warnend einzuwirken, ist Pflicht der Presse, die derartigen Unterweisungen nicht genug ihre Spalten öffnen kann, hier kann der Arzt unendlich viel Gutes stiften, namenloses Unheil verhüten, wenn er unablässig bemüht ist, durch Wort und Schrift zur allgemeinen Verbreitung der Kenntnisse beizutragen, welche den Laien belehren, was für Zeichen und Krankheitserscheinungen es sind, die den Verdacht einer tuberkulösen Erkrankung erregen, um bei jedem irgendwie verdächtigen Fall sofort den Arzt zu veranlassen, eine eingehende Untersuchung vorzunehmen.

Das ist ja das Schlimme, daß die Lungenschwindsucht in ungemein schleichender Weise ihren Anfang nimmt, unmerklich Fortschritte macht und bereits schreckliche Verwüstungen in dem Organ angerichtet haben kann, wenn der Laie die ersten bedenklichen Symptome wahrnimmt und ärztliches Eingreifen fordert. Wie oft führt nicht ein ganz unvermuthet eintretender Blutsturz den Kranken zum ersten Male dem Arzt zu, dessen Untersuchung dann ergibt, daß schon ein größerer Theil des Lungengewebes zerstört ist, so daß man annehmen kann, das Leiden habe schon lange Zeit hindurch bestanden!

Ganz ohne äußere Zeichen konnten natürlich diese Vorgänge im Inneren des Körpers nicht von statten gehen, aber der Kranke und seine Umgebung waren sich der Gefährlichkeit der scheinbar so unbedeutenden und belanglosen Krankheitserscheinungen nicht bewußt. Hier einen Anhalt zu geben, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

In welcher Gestalt, mit welchen Beschwerden tritt uns aber das so viel verbreitete Leiden in seinen ersten Anfängen entgegen?

In der Mehrzahl der Fälle ist es ein hartnäckiger Husten, der die Reihe der Krankheitserscheinungen eröffnet. Die Stärke dieses Hustens kann sehr verschieden sein;

Digitized by Google

manchmal ist derselbe nur in sehr mäßigem Grade vorhanden, leicht und oberflächlich, während er bei einem anderen Patienten äußerst quälend ist.

Nicht allzu selten kommt es dabei vor, daß absolut nichts ausgeworfen wird, der Husten ist ein ganz trockener; meist jedoch ist er von Auswurf begleitet, dem aber bei Beginn der Schwindsucht jede charakteristische Eigenschaft abgeht: er ist in der Regel hell, glasig, zäh und besteht nur aus Schleimmassen, denen allerdings schon häufig kleine blutige Beimischungen anhaften. Letztere haben aber in so geringen Quantitäten keine große diagnostische Bedeutung, da bei jedem gewöhnlichen starken Husten Gefäßchen springen können. Erst größere Mengen ausgehusteten Blutes, namentlich wenn dasselbe rein ist, deuten mit Bestimmtheit auf eine Gefahr hin.

Außer dem Husten pflegen Kurzathmigkeit und Schmerzen auf der Brust zu den ersten Anzeichen beginnender Schwindsucht zu gehören. Die Kranken verlieren den Athem, besonders bei körperlichen Anstrengungen, beim Laufen und Treppensteigen, sie empfinden zu Zeiten oder dauernd Seitenstechen oder Schmerzen an anderen Theilen der Brust, vorzüglich auch hinten zwischen beiden Schulterblättern.

Diese Schmerzen sind allerdings wiederum ein ganz unzuverlässiges Zeichen, denn oft treten sie auf, wo von Schwindsucht gar keine Rede ist, und häufig fehlen sie gänzlich da, wo der Tuberkelbazillus in der Lunge schon arg gewirthschaftet hat.

Leider ist es dem Publikum viel zu wenig bekannt, daß bedeutende Zerstörungen des Lungengewebes ohne alle Schmerzen stattfinden können und daß solche absolut kein Maßstab sind für die Schwere und Gefährlichkeit eines Falles!

Aber auch alle drei Symptome — Husten, Athemnoth

Digitized by Google

und Brustschmerzen zusammen genommen — bilden an und für sich kein für die beginnende Lungentuberkulose charakteristisches Krankheitsbild. Sie können auch bei anderen, der Schwindsucht ganz fernstehenden Leiden der Brustorgane auftreten, so z. B. bei einem einfachen Bronchialkatarrh, der von einer Erkältung herrührt und nach einiger Zeit wieder verschwindet, ohne eine Spur zu hinterlassen. Sobald sie aber sich als hartnäckig erweisen, müssen sie Verdacht erwecken und zur Vorsicht mahnen.

Dieser Verdacht wird noch bedeutend verstärkt, wenn bestimmte andere Symptome sich hinzugesellen, die der Lungenschwindsucht eigenthümlich sind. Ich führe hier dauernde Appetitlosigkeit, Blässe, Mattigkeit, namentlich allmälige Abmagerung, unregelmäßiges Fieber (besonders gegen Abend eintretende Temperatursteigerungen!) und nächtliche Schweiße an. In der Regel zwar stellen sich alle diese Erscheinungen erst im späteren Verlaufe des Leidens ein, häufig genug jedoch begleiten sie dasselbe schon in seinen ersten Anfängen und tragen dann wesentlich dazu bei, daß man die richtige Diagnose stellt. Das Hinzutreten eines oder mehrerer dieser Symptome zu einem hartnäckigen Husten mit Kurzathmigkeit ist also als ein sehr verdächtiges Zeichen anzusehen, das dem Laien dringend zur Pflicht macht, eine genaue ärztliche Untersuchung zu veranlassen.

Nicht selten kommt es vor, daß bei beginnender Lungentuberkulose die zuerst erwähnten drei Anzeichen gänzlich fehlen und daß nur eines oder mehrere von den Allgemeinerscheinungen vorhanden sind, so daß eigentlich nichts auf ein bestehendes Lungenleiden hindeutet. Es braucht also Jemand gar nicht zu husten und kurzen Athem zu haben, sondern er magert nur zusehends ab, leidet an hartnäckiger Appetitlosigkeit, erscheint blutleer, bekommt bleiche Gesichtsfarbe, Mattigkeit und Unlust zu jeder Arbeit, Schwere in den

Digitized by Google

Beinen, Herzklopfen u. s. w. und kann doch schwindsüchtig sein. Das sind die Fälle, die am meisten einer Verwechslung und Vernachlässigung ausgesetzt sind, und daher kann diese Eigenthümlichkeit der beginnenden Schwindsucht, sich nur in allgemeinen Zeichen kund zu geben, nicht genug betont werden! Wie oft wird eine solche Erkrankung vom Laien lange Zeit hindurch für Blutarmuth, Bleichsucht, Magenkatarrh gehalten, die mit Hausmittelchen behandelt werden, bis das Hinzutreten von Brustsymptomen die Hartnäckigkeit des Leidens oder ein plötzlich wie ein Blitz hereinschlagender Blutsturz endlich ärztliches Eingreifen nöthig erscheinen lassen, das aber nun meist erfolglos bleibt, da die Zerstörungen in den Lungen schon zu ausgedehnt sind.

Sind nun derartige hartnäckige, und durch bedrohliche Nebenumstände erschwerte Luftröhren- und Magenkatarrhe u. s. w. schon bei jedem vorher ganz normalen Menschen immerhin verdächtig genug, um eine weise Vorsicht zu rechtfertigen, so ist dies um so mehr der Fall bei solchen Personen, denen eine gewisse Anlage zur Lungenschwindsucht eigen ist, bei denen es also um so wahrscheinlicher ist, daß ihre Krankheit tuberkulöser Natur ist.

Bekanntlich gibt es Menschen, denen zu Infektionskrankheiten eine sogenannte „Disposition" innewohnt, so daß sie sofort, falls nur die Möglichkeit einer Ansteckung gegeben ist, dieser unterliegen, während Andere der Gefahr entgehen. Man muß annehmen, daß der normale Organismus die Fähigkeit besitzt, sich der von außen her auf ihn einstürmenden Krankheitserreger wieder zu entledigen, so daß diese Keime, wenn sie zufällig aufgenommen werden, wieder aus dem Körper herausgeschafft werden, ohne daß sie Zeit hatten, Schaden anzurichten, oder auch, daß sie nicht das Nährmaterial finden, welches sie für ihr

Digitized by Google

Fortkommen und ihre Entwickelung nöthig haben, so daß sie zu Grunde gehen müssen.

So ist es auch bei der Lungentuberkulose, deren Infektionsträger, die Tuberkelbazillen, von Schwindsüchtigen mit dem Auswurf auf den Boden entleert werden, hier eintrocknen und nun in alle Winde in Staubform zerstreut werden und tausend Gegenständen anhaften, so daß überall Gelegenheit geboten ist, diese Keime einzuathmen oder zu verschlucken. Man kann daher wohl sagen, daß jeder Mensch in seinem Leben schon in seinem Körper Tuberkelgift beherbergt hat, und die Thatsache, daß wir nicht Alle tuberkulös sind, erklärt sich eben daraus, daß die Natur uns Schutz gegen das weitere Vordringen dieser unsichtbaren Feinde verliehen hat, so daß deren Angriff auf unsere Gesundheit wirkungslos abprallt. Diejenigen Menschen nun, bei welchen jene Schutzeinrichtungen entweder von Geburt an fehlen oder erst im späteren Leben verloren gegangen sind, unterliegen der Ansteckung, sie besitzen eben eine „Disposition" zur Lungenschwindsucht; und solche Individuen sind es vorzüglich, bei denen jedes einigermaßen hartnäckige Leiden, insbesondere aber die oben angegebenen Krankheitszeichen den Verdacht auf Tuberkulose rechtzeitig erwecken müssen.

Es ist daher für den Laien ungemein wichtig zu wissen, woraus man schließen kann, daß ein Mensch zur Lungenschwindsucht disponirt ist.

Zunächst sind es schwere und langwierige Krankheiten, die solches bewirken, z. B. Typhus, Zuckerharnruhr, Blutarmuth, Wochenbettfieber, Lungenentzündungen, Eiterungen, und bei Kindern Masern und Keuchhusten. Alle diese hinterlassen im Körper eine erhöhte Neigung zum Beginn einer Lungentuberkulose, so daß hier jedes Sympton, das irgendwie auf das Leiden bezogen werden kann, zu äußerster Vorsicht auffordern muß.

Digitized by Google

Sehr disponirt sind auch Arbeiter, die viel mit Staub zu thun haben, also Feilenhauer, Müller, Cigarrenmacher, Glas- und Kohlenarbeiter, Steinmetzen, Nadelschleifer und viele andere.

Von ausgesprochenem Einfluß ist ferner das Lebensalter. Kinder unter drei Jahren erkranken selten an Lungenschwindsucht, von da an wird sie allmälig häufiger, das 15. bis 30. Lebensjahr ist am verdächtigsten, da hier die meisten Fälle von beginnender Tuberkulose der Lungen anfangen. Dann wird sie wieder seltener, und im Greisenalter erlischt die Disposition fast vollkommen. Gänzlich geschützt ist aber kein Lebensalter.

Der bei weitem wichtigste Faktor in dieser Frage ist zweifellos die gleich bei der Geburt dem Menschen mitgegebene Disposition zu dem Leiden, die erbliche Veranlagung. Neuere Forschungen haben nämlich ergeben, daß zwar Niemand mit Lungentuberkulose behaftet geboren wird, daß aber die Disposition dazu vererbt wird. Bei der kolossalen Ansteckungsgefahr, der wir täglich ausgesetzt sind, genügt eine so erhöhte Disposition vollkommen, um die Meisten, bei denen eine solche vorhanden ist, früher oder später erkranken zu lassen. Bei solchen Leuten, die aus Familien stammen, wo Schwindsucht herrscht, oder auch nur einmal vorgekommen ist, muß es unsere Pflicht sein, bei den geringsten Anzeichen einer Erkrankung sofort die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um einer weiteren Ausbreitung des Leidens entgegen zu arbeiten. Dabei wäre noch hervorzuheben, daß in solchen Fällen dem Laien nicht dringend genug an's Herz gelegt werden kann, den Arzt von vornherein darauf aufmerksam zu machen, daß in der Familie Fälle von Schwindsucht vorgekommen sind, damit auf diesen Umstand sofort Rücksicht genommen und die Untersuchung auf alle irgendwie verdächtigen Punkte ausgedehnt werde.

Digitized by Google

Recht oft ist allerdings diese angeborene Disposition zur Lungenschwindsucht dem Menschen auf den ersten Blick anzusehen. Es sind das jene blassen, lang aufgeschossenen Personen mit langem, dünnem Halse, flacher und schmaler Brust, dünner Muskulatur und sehr geringem Fettpolster, die jeder Laie schon als „Schwindsuchtskandidaten" zu bezeichnen pflegt. Aber auch herkulisch gebaute und korpulente Leute können von Schwindsucht befallen werden, worauf besonderes Gewicht zu legen ist, damit nicht bei verdächtigen Symptomen ein solches gesundheitsstrotzendes Aussehen zu allzu großer Sorglosigkeit verleitet und die Meinung festhalten läßt, ein solcher Mensch könne nicht schwindsüchtig sein. Ebenso wie kein Alter, so ist auch keine Körperkonstitution gegen Schwindsucht vollkommen gefeit.

Und noch in anderer, viel auffälligerer Weise pflegt die angeborene Veranlagung zur Lungentuberkulose sich zu äußern: nämlich durch das Auftreten jener bekannten, bei so vielen Kindern in mannigfachen Formen sich geltend machenden Krankheitsprozesse, die wir gewöhnlich unter dem Namen „Skrophulose" zusammenfassen. In neuerer Zeit haben sogar namhafte Forscher die Behauptung aufgestellt, diese skrophulösen Erkrankungen seien sämmtlich schon tuberkulöser Natur, und der Unterschied läge nur darin, daß die Krankheitserzeuger im Kindesalter andere Organe bevorzugten und erst später von diesen hinüberwanderten in die Lungen. Jedenfalls ist die Thatsache nicht hinwegzuleugnen, daß ungemein viele Schwindsüchtige in ihrer Jugend an Skropheln gelitten haben.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß jedes skrophulöse Kind dazu bestimmt ist, später von Lungentuberkulose befallen zu werden. Das ist keineswegs der Fall. Aber man soll stets dessen eingedenk sein, daß ein solches Individuum eine starke Disposition für das Leiden bei-

Digitized by Google

behält, und zwar das ganze Leben hindurch. Freilich wird solche Skrophulose bei rationeller Behandlung und steter Pflege oft genug vollkommen geheilt, und auch die Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen Ansteckung so gestählt, daß die Disposition eine wesentlich geringere wird, immerhin jedoch ist Skrophulose im Kindesalter ein nicht gering zu schätzendes Warnungssignal für's ganze Leben!

Das wären also die hauptsächlichsten Anzeichen, die den Laien auf die Gefahr einer beginnenden Lungenschwindsucht aufmerksam machen und ihn bewegen sollen, möglichst frühzeitig ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Ich bin mir bewußt, durch diese Schilderung Manchem Angst einzujagen, der zur Beunruhigung gar keine Veranlassung hat. Bei einem so tückischen und mörderischen Leiden aber, wie die Lungenschwindsucht, ist es meiner Ansicht nach besser, wenn von zehn Lesern neun ohne Grund ängstlich gemacht werden, als daß einer aus Unkenntniß der Sachlage den Beginn der Krankheit übersieht und ihr unterliegt. Es ist ja so leicht, sich Beruhigung zu verschaffen, indem man sich einer ärztlichen Untersuchung unterzieht, bei der es sich sofort herausstellt, ob Grund zu Befürchtungen besteht, oder nicht. Wie oft jedoch wird konstatirt werden können, daß die Besorgnisse nur allzu gerechtfertigt waren, wie oft werden dadurch Menschen gerettet werden, die sonst dem sicheren Untergange geweiht wären! Also besser zu viel Furcht, als zu wenig!

Wie statistisch festgestellt ist, stirbt ein Siebentel aller Menschen an Lungenschwindsucht; in den Städten des deutschen Reiches über 15,000 Einwohnern fallen allein jährlich über 30,000 Personen dieser verheerenden Krankheit zum Opfer! Diese hohe Ziffer ist eben nicht zum kleinsten Theile darauf zurückzuführen, daß durch die Unwissenheit des Publikums der Beginn der Krankheit allzu oft nicht erkannt und nicht gehörig gewürdigt wird.

Digitized by Google

Glücklicherweise ist der Arzt, wie bereits oben angedeutet, durch vorzügliche Hilfsmittel in den Stand gesetzt, die Lungenschwindsucht von ihrem ersten Beginne an zu diagnostiziren, und Jeder, der ärztlicherseits genau untersucht wird, kann versichert sein, daß die Natur des Leidens nicht verborgen bleibt! Wir orientiren uns, auf der Brust „herumhorchend und herumklopfend", wie die Untersuchungsmethoden oft von Laien genannt werden, genau darüber, ob und welche Veränderungen im Lungengewebe vorliegen, und den beiden so überaus einfachen Instrumenten, dem Hörrohr und Perkussionshammer, entgehen auch die kleinsten Krankheitsherde im Inneren der Brust nicht. Ein drittes Werkzeug im Bunde ist das Mikroskop, durch das wir im Stande sind, im Auswurf aller Derer, welche an Schwindsucht leiden, die 1881 von Koch entdeckten Tuberkelbazillen wahrzunehmen, deren Vorhandensein mit Sicherheit die Diagnose „Schwindsucht" ermöglicht und zwar, da jene winzigen Lebewesen sehr frühzeitig im Auswurfe aufzutreten pflegen, auch dann, wenn das Leiden im ersten Anfange zur Beobachtung kommt und noch alle anderen Zeichen der Lungenschwindsucht fehlen, mit Ausnahme des Luftröhrenkatarrhes, mit dem ja die meisten Fälle beginnen. Die mikroskopische Untersuchung des Auswurfes ist also ein ungeheuer wichtiger Faktor und ein sicheres Mittel zur Entdeckung beginnender Schwindsuchtsfälle.

Aber noch ein Moment muß berücksichtigt werden. Es kann vorkommen, daß irgend welche Krankheitserscheinungen dem Patienten oder seinen Angehörigen so verdächtig erscheinen, daß sie zum Arzte gehen, der konstatirt, daß das Leiden nicht Schwindsucht, sondern ein einfacher Bronchialkatarrh nicht tuberkulöser Natur ist. Wenn nun dieser Ausspruch auch den bestehenden Thatsachen entspricht, so darf nicht angenommen werden, daß auch für

Digitized by Google

die Zukunft alle Gefahr ausgeschlossen ist. Es kann ja leicht später eine Infektion hinzutreten, so daß im Anfange nicht tuberkulöse Uebel sich in Schwindsucht verwandeln. Eine einmalige Untersuchung schützt daher nicht, und wenn man Sicherheit haben will, muß man sich wiederholt untersuchen lassen, was namentlich bei Kranken anzurathen ist, denen die Disposition zur Tuberkulose innewohnt. Besonders Kinder aus schwindsüchtigen Familien sollten bei langwierigen Leiden immer und immer wieder dem Arzte zugeführt werden, wodurch manch' Unheil verhütet werden könnte.

Denn das Leiden im Keime zu ersticken ist nur möglich, wenn jeder Krankheitsfall schon in seinen ersten Anfängen richtig erkannt und sofort ärztlicher Behandlung anvertraut wird. Daher sollte Jedermann genau über alle Verhältnisse unterrichtet sein, die dabei in Betracht kommen, damit ein irgendwie verdächtiger Umstand ihm nicht entgeht, sondern sofort warnend zurufe: „Hab acht! es kann sich hier handeln um eine beginnende Lungenschwindsucht!"

Digitized by Google

Humoristische Streifzüge.

Von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

V.

Thiernarren.

Neben den durchaus lobenswerthen Thierfreunden, die aus angeborenem Herzensbedürfnisse allen Thieren eine schonende, oder, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, humane Behandlung angedeihen lassen, diesem oder jenem Thiere aber eine besondere durchaus natürliche und moralische Zuneigung widmen, gibt es auch nicht wenige Menschen, welche in gewisse Thiere im wahren Sinne des Wortes „vernarrt" sind, sich für dieselben ausschließlich interessiren und sie überhaupt höher stellen, als ihre Nebenmenschen.

Diese Handlungsweise wird von Gelehrten als unvernünftig verurtheilt, von gewöhnlichen Sterblichen jedoch blos lächerlich gefunden und demgemäß keineswegs mit sittlicher Entrüstung bestraft, sondern mit Spott und Hohn bedacht. Und dies mit Fug und Recht. Allerdings braucht man deshalb, weil Lord Seymour jener Stute, welche ihn mit einem „reizenden Füllen beschenkte", in der Freude seines Herzens eine mit echtem Hermelin gefütterte und mit dem Felle des seltenen Silberfuchses verbrämte, sowie reich mit Silber gestickte Decke verehrte, noch nicht in Entrüstung zu gerathen, denn der Mann

Digitized by Google

„hat's ja", und dergleichen Narren gibt es viele; allein wenn, wie dies ebenfalls in England geschah, ein Pferd aus obigem „freudigen Anlasse" von seinem Eigenthümer geküßt und geherzt wird, so geht das denn doch schon über das Zulässige weit hinaus und fordert nicht nur Spott, sondern auch die Geringschätzung und den Tadel heraus. Wir aber wollen die Sache hier nur von der heiteren Seite betrachten.

So übt die Thatsache, daß eine Wiener Dame ihren Rossen einen Prunkstall erbauen ließ und in demselben zusammen mit ihren Lieblingen wohnt, eine nicht unerhebliche Wirkung auf das Zwerchfell aus und regt die Hoffnung an, schon demnächst von Pferdepaläſten zu hören, deren Räume — Boudoirs, Salons, Kinder-, Eß- und Konversationszimmer — mit märchenhafter Pracht ausgestattet und an Geburts-, Namens- und sonstigen für ihre vierfüßigen Bewohner bedeutungsvollen Tagen der Schauplatz geräuschvoller Festlichkeiten zu sein bestimmt sind. Und es wäre wahrlich kein Wunder, wenn es so käme. Hat ja doch der pensionirte englische Oberst Mr. North die schönsten, mit allem Komfort eingerichteten Zimmer des ihm gehörigen Schlosses Etham seinen Hunden eingeräumt, und ein Kaufmann in St. Petersburg seinem Pferde „Cäsar" einen aus Salon und zwei Nebenzimmern bestehenden „Stall" zum Aufenthalte angewiesen. In diesem ebenso geräumigen als prächtigen, mit den Bildern Cäsar's und seiner Ahnen, sowie mit Darstellungen von wichtigen Momenten aus dem Leben der „Familie" gezierten Räumen wurde jüngst ein großes Fest, das Fest des zehnjährigen Jubiläums Cäsar's als Rennpferd, gefeiert. Mehr als hundert Gäste hatten sich daselbst versammelt, und unter andachtsvollem Schweigen richtete der Hausherr zunächst eine schwungvolle Ansprache an das jubilirende Roß, eine Ansprache, in welcher all' der Siege

Digitized by Google

gedacht wurde, die es auf der Rennbahn errungen. Sodann kam ein eigener für die Gelegenheit gemietheter Barde zu Worte. Er verlas ein Lobgedicht auf den Gaul, das in ein Hoch auf denselben ausklang und den Gästen Gelegenheit gab, die inzwischen kredenzten Champagnerkelche auf sein Wohl zu leeren. Aber auch der Gefeierte mußte mittrinken — man goß ihm nämlich eine Flasche Champagner in die Kehle. Schließlich wurde er mit Haferkuchen und ähnlichen Herrlichkeiten beschenkt, umarmt und geküßt und mit der Zusicherung einer glänzenden Altersversorgung seinen erhebenden Jubiläumsgefühlen überlassen.

Auf solch' eine Versorgung war auch ein bekannter Londoner Seifenfabrikant bedacht und legte deshalb für jedes seiner Pferde ein bedeutendes Kapital an. Ueberdies ging er auch noch mit dem Plane um, für die Kleinigkeit von 200,000 Pfund Sterling ein Grundstück anzukaufen. Auf demselben gedachte der Wackere einen Pferdefriedhof zu errichten und mit dem in Marmor ausgeführten Standbilde seines Lieblingspferdes zu zieren, allein das schöne Vorhaben wurde zu Wasser, da die Sanitätsbehörde die Anlage einer solchen Pferdebegräbnißstätte durchaus nicht gestatten wollte.

In Paris hingegen wird eine Hundefriedhof geduldet. Ein industriöser Kopf hat denselben auf einem um 1200 Franken erkauften Grundstücke in der Evangelistenstraße angelegt und macht so gute Geschäfte, daß er heute bereits zwei schuldenfreie Häuser besitzt. Dieser Erfolg ist nicht zu verwundern. Räumt ja doch die Pariserin ihrem geliebten Schoßhündchen Menschenrechte ein. Allerdings hat sich noch Keine entschließen können, es Miß Rutland, jener New-Yorker Schönheit, gleich zu thun, welche „Puppy", einen Pintscher, so sehr liebt, daß sie ihm ihre sämmtlichen Juwelen schenkte und ihn damit schmückt, wenn er

Digitized by Google

für einen Spaziergang „angekleidet" ist; allerdings ist weder ein Pariser noch ein Franzose überhaupt in der Liebe zu seinen Hunden so weit gegangen, denselben, wie der schon erwähnte Oberst North, eine eigene Dienerschaft, einen eigenen Arzt, sowie Köche zu halten, welche, unter der Aufsicht eines „Hundekommis" stehend, den Tisch der Herren Hunde mit den saftigsten Hammelskeulen, Beefsteaks und dergleichen Leckerbissen zu bestellen haben; allerdings hat man sich in Paris noch nicht so weit verstiegen, den Hunden, wie in New-York, menschliche Taufnamen, z. B. Bogumil, Friedrich, Jenny, Pauline u. s. w. zu verleihen; allerdings gibt es an der Seine blos Hundeschneider und nicht auch, wie am Hudson, „Putzmacherinnen für weibliche Hunde": dennoch aber dürften in Paris die meisten und größten Hundenarren und -Närrinnen zu finden sein.

Man wird dagegen vielleicht einwenden, daß das mit einem solennen Bankette gefeierte zwanzigjährige Jubiläum eines Hundes, wobei derselbe an der Tafel in einem prachtvollen Sessel, auf einem von seiner Herrin gestickten Sammetpolster saß, nicht in Paris, sondern in St. Petersburg gefeiert worden ist, allein trotzdem müssen wir bei obiger Ansicht bleiben. Denn abgesehen davon, daß man sich in Paris alljährlich mit der Erfindung neuer „Hundemoden" die Köpfe zerbricht, und daß die Garderobe des dortigen höheren Hundegeschlechtes — denn es gibt schon längst ein solches — Paletots, Staubmäntel, Kapuzen, Höschen und Kravatten aufweist, muß auch der vornehme Hund seit einiger Zeit Visitenkarten besitzen, welche immer dann zur Abgabe gelangen, wenn man eine Familie besucht, die gleichfalls Hunde hält. Dieselben werden einander also gleichsam angemeldet und, falls sie noch nicht die Ehre haben, sich zu kennen, auch vorgestellt.

Angesichts dessen hat ein Witzbold die Ueberzeugung

Digitized by Google

ausgesprochen, die Veranstaltung von Hundebällen sei nur noch eine Frage der Zeit. Und der Mann war kein falscher Prophet, denn der Vorschlag zur Veranstaltung derartiger Vergnügungen ist von Seite der Herzogin von M., einer Hundenärrin, wie sie im Buche steht, wirklich gemacht, von den betheiligten Kreisen jedoch mit der triftigen Begründung verworfen worden, der Gesundheit ihrer Plutos, Hektors u. s. w. sei nichts gefährlicher, als rauschende nächtliche Vergnügungen.

Um jedoch wenigstens einige Abwechslung in das tägliche Einerlei des Hundelebens zu bringen, haben sich — laut gedruckt vorliegender Karten — vor einigen Monaten die Hunde der Frau Gräfin H. die Ehre gegeben, die Hunde der Frau Marquise B., der Vikomtesse K. u. s. w. zu einem Frühstücke einzuladen. Diese Idee fand Anklang, und die Hundegesellschaften sind seither Modesache geworden.

Nun, den Hunden kann's recht sein. Sie büßen ihre Nachtruhe nicht ein und speisen noch vortrefflicher als sonst, trinken die beste Milch und das klarste Wasser und dürfen ungestraft ihre Allotria treiben, denn gleichwie sich, nach Herloßsohn, ein deutscher Dichter lieber die Nase abschneidet, ehe er ein Kind seiner Muse verbrennen würde, so prügelt ein echter und rechter Hundenarr lieber sich selber, als seinen unmanierlichen Liebling.

Hierfür gibt es unzählige Beweise, der beste aber ist in Warschau geliefert worden. Die drei „vergötterten" Hunde einer dort seßhaften reichen Dame hatten nämlich nach Pariser Muster ihre „Bekannten" zu einem Mittagessen eingeladen, und zur bestimmten Stunde kamen in Kutschen und anderen Equipagen die Gäste, zwölf an der Zahl, angefahren. Alle befanden sich in der rosigsten Stimmung und ließen sich die Pastetchen, das Roastbeef, den Kalbs- und Wildbraten, kurz ein echtes und rechtes

Digitized by Google

Pariser „Hundediner", in schönster Eintracht trefflich munden. Als jedoch Geflügel aufgetragen wurde, entstand, der Knochen wegen, ein lebhafter Streit, der sehr bald in eine allgemeine Beißerei ausartete, wobei sich die Gastgeber durch kräftige Bisse besonders hervorthaten. Nun wollten die Besitzer der gefährdeten Thiere die Gewaltthätigen mit Stöcken zu Paaren treiben, allein die Hausfrau deckte ihre Lieblinge mit ihrem Leibe, wobei sie sehr schlecht wegkam, wie sich später vor den Schranken des Gerichtes zeigte.

Vor denselben wird der Lieblinge aus der Thierwelt überhaupt sehr oft gedacht. Wohl erscheinen sie bei dem Umstande, als das sonderbare Gesetz, wonach auch Thiere gerichtlich zur Verantwortung gezogen werden können, nur im Staate Massachusets besteht, nicht als Angeklagte, dafür aber spielen ihre Eigenthümer häufig und zwar zumeist deshalb diese Rolle, weil sie sich von ihren Lieblingen absolut nicht trennen können und dieselben an Orte mitnehmen, wo ihre Anwesenheit gesetzlich verboten ist. Und wie listig sie dabei zu Werke gehen! So hat eine Wienerin ihren geliebten „Puffi" auf ihren Fahrten mit der Pferdebahn stets in einer Handtasche geborgen mit sich geführt, und eine andere Dame ist, um auf ihren Reisen mit der Eisenbahn ihren Seidenpintscher nicht in den Hundekasten stecken zu müssen, sogar auf den Gedanken verfallen, die Tournüre derart gestalten zu lassen, daß das Hündchen darin Platz fand.

Ganz anders ging ein Engländer zu Werke. Er miethete immer ein ganzes Coupé für sich und seine theure „Lady", eine riesige Dogge. In der Regel wurde dagegen keine Einwendung erhoben. Einmal jedoch, als sich der Hund auf den kostbaren Polstern eines Wagens erster Klasse breit machte, erschien der Stationsvorstand und forderte energisch die Entfernung des Thieres. Der Eng-

Digitized by Google

länder weigerte sich, die Dogge knurrte, kurz es blieb nichts Anderes übrig, als den Wagen vom Zuge loskoppeln zu lassen und zurückzubehalten. Der Engländer war um einen Ausweg nicht verlegen; er setzte seine Reise mit dem nächsten Zuge in einem Güterwagen fort. Seitdem fährt er immer so und fühlt sich sammt seiner Dogge kannibalisch wohl dabei.

Aber nicht nur in Eisenbahn- und sonstigen Wagen, sondern auch in Theater werden Lieblingshunde und Katzen eingeschmuggelt. Die Polizeibehörden aller Länder wissen davon zu erzählen. Die Thatsache, daß unter den Trümmern des 1881 niedergebrannten Wiener Ringtheaters in den Armen einer weiblichen Leiche das verkohlte Gerippe eines Hundes gefunden wurde und daß sich erst jüngst wieder eine Wienerin vor dem Strafgerichte zu verantworten hatte, weil sie ihren geliebten Moppel selbst in der Theaterloge nicht missen mochte, zeigt deutlich genug, wie weit die Thierliebe unter Umständen zu gehen vermag.

Uebrigens sind die eben angeführten Fälle sehr leicht im Vergleiche mit jenem, der vor einiger Zeit ein italienisches Tribunal beschäftigte. Beim Pfarrer einer nächst Treviso gelegenen Ortschaft war nämlich der Gutsbesitzer L. erschienen und hatte um Veranstaltung des Leichenbegängnisses für seinen angeblich verstorbenen Freund — er nannte irgend einen Namen — gebeten. Der Geistliche that, was ihm die Pflicht gebot; er erschien im Schlosse und schickte sich eben an, den Verstorbenen einzusegnen, als der Verdacht laut wurde, daß der Sarg einen todten Hund umschließe. Das war denn auch richtig. Der Gutsbesitzer wurde alsbald wegen Verhöhnung der Kirche angezeigt und vor die Geschworenen gestellt. Er bekannte sich nicht schuldig, denn, führte er aus, vor Allem sei der Hund auch ein Geschöpf Gottes, und dann habe der große

Digitized by Google

Philosoph Jean Jacques Rousseau den Hund sehr richtig „den besten Freund der Menschen" genannt. Sonach wäre es höchst ungerecht, ja abscheulich gewesen, einen Hund, der — wie der verstorbene — seinem Herrn lange Jahre in seltener Treue angehangen, nach dem Tode einfach auf den Mist zu werfen. Ueberdies sei auch noch zu bedenken, daß Hunden wiederholt Menschenrechte zuerkannt worden seien.

In der That habe dies zuletzt und zwar erst jüngst die Direktion des Seebades Treport gethan, wohin der Herzog von Sutherland mehrere seiner Hunde als Kurgäste schickte, weil sich dieselben durch allzu üppiges Leben die Gicht zugezogen hatten. Freilich war sich die Direktion nicht sogleich klar darüber, wie sie die Hunde zu behandeln habe, allein sehr bald schwanden alle Bedenken und man las unter den angekommenen Fremden: „Killa, Bianca, Bella, Hunde Sr. Gnaden des Herzogs von Sutherland sammt Gefolge und Dienerschaft."

Der angeklagte Gutsbesitzer wollte noch weiter sprechen, allein die Geschworenen wußten genug, um ihr „schuldig" abgeben zu können, worauf das Tribunal den Vertheidiger der Menschenrechte des Hundes zu einer längeren Freiheitsstrafe verdonnerte.

Solch' ein Urtheil forderte auch jene Edinburger Dame, welche vor Gericht erschienen und Namens ihres Hundes klagbar geworden war, derselbe habe unter der gewissenlosen Pflege des Stubenmädchens 1½ Kilo an Körpergewicht verloren; allein der Richter bedauerte sehr, diese Klage nicht annehmen zu können. Ebenso wurde von einem Wiener Strafgerichte das Begehren, „jene ruchlose Person gebührend zu züchtigen, welche den Hund der ergebenst gefertigten Klägerin beschimpft habe und durch fortwährendes Reizen zum Zorne an seiner Gesundheit gefährde", abgewiesen, denn Hunde sind vor dem Gesetze

Digitized by Google

bislang blos „Sache", nicht Person. Gleichwohl werden die zu ihren, sowie zu Gunsten sonstiger Lieblinge aus der Thierwelt errichteten Testamente als giltig erkannt, sofern sie die Rechte von Menschen nicht verletzen. Deshalb wurde die von der reichen Lady A. dem Hundeasyle von Battersea (London) testirte Summe von 10,000 Pfund Sterling anstandslos ausbezahlt. Die 150,000 Mark aber, welche der in Berlin verstorbene frühere Besitzer der „Akademy of Music", Benjamin Moore, der Thierwelt vermachte, „weil die Menschen kein Gemüth besitzen," haben wegen Vorhandensein anderweitiger Erben weder ihrer vornehmsten Bestimmung — sämmtliche Ziehhunde Berlins anzukaufen, freizulassen und zu verpflegen — noch sonst einem thierfreundlichen Zwecke zugeführt werden können. Das Recht zieht eben den Thiernarren unübersteigliche Grenzen, die Moral verurtheilt sie nur. Und dies ist in einzelnen Fällen auch gar nicht anders möglich. Denn der Spott verstummt, und Entrüstung macht sich geltend, wenn man hört, eine Millionärin in Frankfurt a. M. habe für ihren Schoßhund „Mary" eine zweimonatliche Trauer angeordnet und jenen Diener, der sich erfrechte, bei seiner Arbeit ein Liedchen zu summen, sofort davongejagt, die Anderen aber, die Trauerflor um den Rockärmel trugen, reich belohnt. Im Uebrigen weinte sie fortwährend um ihren todten Liebling, und ihre Umgebung fürchtete eine Zeitlang, sie werde es so machen, wie Frau G. in Wien, die Gift nahm, „um mit ihrem vorangegangenen Hunde vereint zu werden." Zum Glücke vereitelte ärztliche Kunst diese Vereinigung, und auch die Hausiererin Anna B., gleichfalls eine Wienerin, die sich den Umstand, daß ihr Hund vom Abdecker eingefangen und getödtet worden war, so sehr zu Herzen nahm, daß sie irrsinnig wurde, ward bald wieder hergestellt.

Wie wir sehen, hat sich das Hundegeschlecht einer ganz

Digitized by Google

besonders tiefen und nachhaltigen Zuneigung des Menschen zu erfreuen, und nur eine Stadt gibt es, wo die Katze dem Hunde vorgezogen wird. Und diese Stadt ist Venedig. Freilich besitzt sie nicht, wie Florenz, ein eigenes Katzenhospital, dafür aber fehlen in keinem Hause die „langgeschwänzten Lieblinge", und in manchem Palazzo mag es so zugehen, wie in einem gewissen Hause der Oberwasserstraße zu Berlin, wo dessen Eigenthümer, ein Junggeselle, vierzig Katzen hält, von denen zwanzig in seinen Zimmern wohnen, mit ihm an einer Tafel essen und ihm wahrscheinlich ebenso heilig sind, wie sie es einst den alten Egyptern waren.

Wenn übrigens bedacht wird, daß jede Stadt im Pharaonenlande ihren Katzenfriedhof hatte, und daß erst vor Kurzem wieder in der Nähe von Kairo solch' ein Friedhof entdeckt wurde, auf welchem 180,000 einbalsamirte Katzenleichen bestattet waren, so darf wohl angenommen werden, daß die Katze einstens der Liebling der Lieblinge aus der Thierwelt gewesen ist. Heute nimmt diesen Rang entschieden der Hund ein. Tausend und aber tausend Thorheiten wurden und werden aus Liebe zu ihm begangen, und die geringste war es sicher nicht, welche im vorigen Jahrhunderte grassirte und darin bestand, daß die Hunde in Wien und anderwärts mit „Sie" angesprochen werden mußten. Damals ist auch ein Hunde- und Katzenalmanach erschienen. Derselbe dürfte jedoch weder von Hunden noch von Katzen, sondern von Menschen gelesen worden sein und dieselben begeistert haben, auf dem Gebiete der Thierliebe das Höchste zu leisten. Gleichwohl flocht ihnen weder die Mit- noch die Nachwelt die wohlverdienten Kränze, und das ist's, was uns bestimmte, einige der bewährtesten Thiernarren der Gegenwart für die Unsterblichkeit zu retten.

Digitized by Google

Wüstenfabeln.

Geographische Skizze

von

E. Falkenhorst.

(Nachdruck verboten.)

Die Wüstenforschung ist noch verhältnißmäßig jung, und in weiteren Kreisen, die infolge ihrer Berufswahl der geographischen Wissenschaft fern stehen, sind noch über die Natur der Wüste und die in ihr herrschenden Gefahren sonderbare Ansichten verbreitet, wie sie uns von Reisenden früherer Zeiten überliefert wurden. Berühmte Wüstenreisende der Neuzeit haben es wiederholt versucht, in ihren Werken diese „Wüstenfabeln" zu widerlegen; wir wollen an dieser Stelle einige der interessantesten darauf bezüglichen Thatsachen hervorheben.

Es gibt noch viele Leute, die sich die Wüste als ein ungeheures Sandmeer vorstellen, in dem der Wind hohe Dünenwälle aufwirft und jene gefürchteten Sandstürme erzeugt, die ganze Karawanen verschütten.

Ohne Zweifel hat jede Wüste solche Strecken aufzuweisen, die Sandmeeren gleichen; in der Sahara z. B., die mit Recht als ein Urbild der Wüste stets angeführt wird, liegt ein solches Sandmeer westlich von Egypten in der Libyschen Wüste. Aber die Sahara bietet noch andere Landschaftsbilder; gewaltige Hochflächen und selbst Gebirge, die bis 2500 Meter aufsteigen, durchziehen sie, und tragen mehr zum Wechsel der Scenerie bei, als die

Digitized by Google

Oasengruppen, die wie grüne Inseln aus dem Sande auftauchen.

Auf diesen Hochflächen finden wir die Gebiete der Steinwüste, welche der Araber die Hamada nennt; hier sieht man, soweit das Auge reicht, nicht leichten Flugsand, sondern lauter gewaltige Stein- und Felsblöcke; neben den Hamadas dehnen sich andere Strecken aus, auf denen der Boden mit kleinen erbsen- bis wallnußgroßen Steinchen bedeckt ist. Man nennt sie Serir, und eine der größten dieser Serirebenen durchwanderte der berühmte Afrikareisende Rohlfs auf seinem Marsche nach der Oase Kufra. Vier Tage und zehn Stunden lang zog die Karawane Tag und Nacht durch eine Ebene, die mit erbsengroßen Steinchen bedeckt war, nicht die geringste Erhöhung, nicht ein Felsblock bot sich dem Auge dar, die Serirebene war glatt beinahe wie eine Tischfläche.

Welche Bewandtniß hat es nun mit den erwähnten Sandstürmen? Ist der Samum wirklich so gefährlich, ist er ein Giftwind, der Menschen und Thieren Verderben bringt?

Versuchen wir an der Hand der erfahrensten Wüstenreisenden, diese eigenartige Naturerscheinung im wahren Lichte zu schildern.

Wie wir zwischen Wind und Sturm unterscheiden, so gibt es auch in der Sahara Sandwinde und Sandstürme. Nachtigal berichtet, daß während seines Aufenthaltes in Murfuk die Luft tagelang mit Sand und Staub verhüllt war, so daß Alles, die Palmenpflanzungen und die Gärten der Oase, eine fahle Färbung annahm, und ein solcher Staubschleier den Himmel verdeckte, daß die Sonne nur undeutlich als weißlicher Fleck mit verschwommenen Rändern erschien und nur ein kümmerliches Licht herabsenden konnte. Es herrschten eben damals Sandwinde. Der Samum oder Sandsturm tritt anders auf. Schon eine

Digitized by Google

Stunde oder auch mehr vor Ausbruch desselben sieht man am Horizont die schweren gelben Sandwolken langsam heranziehen. Die Luft wird schwüler; Mattigkeit befällt die Menschen, und selbst die Kameele werden unruhig. Kommt der Sturm heran, so muß die Karawane ihn über sich hinwegbrausen lassen. Die Thiere werden genöthigt, sich niederzulegen, und zwar mit dem Rücken gegen den Wind; die Menschen hüllen sich fest in ihre Kleider ein und verdecken möglichst dicht ihr Gesicht. Die heiße Windsbraut dauert in der Regel nicht lange, in 10 Minuten bis ½ Stunde ist der Sturm vorüber.

Der Samum wird oft von eigenartigen Nebenerscheinungen begleitet. Einen Samum mit Sturzregen erlebte Rohlfs am 12. April, dem Ostermontag 1879. Dieser kündete sich schon Morgens durch die bleierne Luftfarbe an und entwickelte sich im Laufe des Tages zu einem Orkan. Rohlfs ließ sein Zelt niederlegen, da es das größte der Karawane war, und verkroch sich unter einen Palmenbusch, der Dinge wartend, die nun kommen sollten. Der entfesselte Sturm tobte immer heftiger, dicke Wolken, von denen man nicht sagen konnte, ob es Sand- oder Dampfmassen waren, wirbelten mit rasender Geschwindigkeit über den Köpfen der Reisenden dahin, donnerähnliches Getöse erdröhnte zuweilen, und dann und wann hörte man das Krachen einer geknickten Palme. Auf einmal flog ein Zelt in die Höhe, fing sich aber glücklicherweise in einem Palmenbusch. „Um aber die Verwirrung voll zu machen," schreibt Rohlfs, „ergoß sich, als der Orkan den höchsten Punkt erreicht hatte, plötzlich ein Sturzregen über uns, der zwar nur einige Sekunden anhielt, aber vollkommen hinreichte, uns bis auf die Haut naß zu machen. Es war, als ob man einen ungeheuren Eimer Wasser über uns ausgeleert hätte, oder eine Wasserwoge über uns weggerollt wäre, und ich weiß jetzt noch nicht mit Bestimmt-

Digitized by Google

heit zu sagen, ob die Fluth von oben oder von seitwärts in Gestalt einer Wolkenwasserwoge kam. Dann aber plötzlich wie durch Zaubermacht war es still, und die glänzend aus klarster und heiterster Höhe hervortretende Sonne hatte im Augenblick unsere durchnäßten Kleidungsstücke und übrigen Gegenstände getrocknet."

Während des Samum ist die Luft in der Regel sehr stark mit Elektrizität geladen, und es wird von dem jüngst verstorbenen Afrikareisenden Dr. Anton Stecker berichtet, daß ihm während eines Samum die fast ein Decimeter langen Haare wie Borsten zu Berge standen, und daß sein Begleiter Hubmer ihm mehrere Centimeter lange Funken aus dem Körper lockte. Ja, Dr. Stecker war derart elektrisch geladen, daß er an der dem Sandsturm ausgesetzten Wand des Zeltes durch Darübergleiten mit dem Finger feurige Schriftzüge hervorbrachte. Auch von anderen Reisenden wurden ähnliche Beobachtungen gemacht.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Samum zu den schlimmsten Plagen der Wüste gehört. Sein Anprall erschöpft Menschen und Thiere, der Staub, den er aufwirbelt, dringt selbst durch die festesten Hüllen in Nase und Mund, aber doch nicht in solchen Mengen, daß er nicht mit Leichtigkeit entfernt werden könnte. Der feine Sand dringt selbst, wie Lenz berichtet, in die Uhren ein, aber er kann schwerlich einen Menschen ersticken.

Ein Samum, auch wenn er noch so stark ist, kann die Karawane mit einer mehr oder weniger dicken Staubschicht bedecken, aber nicht Sandhügel aufwerfen, die ganze Karawanen begraben. „Es gehören diese Sandstürme," schreibt O. Lenz, „welche Karawanen von Hunderten von Kameelen bedecken und vernichten sollen, zu den vielen Fabeln, die über die Wüste geschrieben sind."

Die Wüstenstürme können allerdings den Reisenden gefährlich werden, aber in einer ganz anderen Weise. Der

Wasservorrath der Karawanen wird in Schläuchen aus Ziegenfellen mitgeführt. Diese sind kein besonders gutes Transportmittel; denn wie fest auch die Schläuche zusammengenäht sind, sie lassen doch Wasser verdunsten und zwar mitunter in sehr beträchtlichen Mengen. Rohlfs hatte darum einmal in die Technik des Wüstenreisens Blechkisten für den Wassertransport eingeführt. Der heiße Sandsturm nun beschleunigt die Verdunstung des Wasservorraths sehr. Diese kann mitunter so groß werden, daß die Karawane der Gefahr des Verdurstens ausgesetzt wird, namentlich dann, wenn der Samum auch die unterwegs gelegenen Brunnen austrocknet oder die Brunnenlöcher verweht.

Man muß dabei die außerordentliche Trockenheit und Hitze der Wüstenwinde in Betracht ziehen. Die Luft in der Wüste ist manchmal so trocken, daß wenn Regenwolken aus der Ferne herbeigetragen werden, der Regen zur Erde nicht herabfallen kann, da die Tropfen schon in den oberen Luftschichten verdunsten. Man hört alsdann nur ein eigenartiges Geräusch in der Luft, wie dies neuerdings aus unserer Wüstenkolonie hinter Angra Pequena berichtet wurde.

Es wurden schon Wüstenwinde mit Temperaturen von 40—50 ° C. im Schatten beobachtet. Besser aber als Temperaturgrade werden folgende Thatsachen die sengende Kraft der Wüstenwinde unseren Lesern anschaulich machen. In Centralaustralien hatte einmal ein heißer Wüstenwind am Hunt River auf einer Strecke von nahezu 50 Kilometer allen Weizen zerstört. Neumayer beobachtete einmal in Melbourne die Wirkung eines solchen aus der Wüste kommenden Windes; er erzählt, daß durch ihn die Aepfel an den Bäumen buchstäblich gebraten wurden.

Diese Beobachtungen klingen noch wunderbarer als die Berichte von verschütteten Karawanen und machen

Digitized by Google

uns begreiflich, daß solche Winde die Verdunstung der Wasservorräthe und damit den Untergang von Karawanen herbeiführen können.

In den centralasiatischen Wüsten, namentlich in der Wüste Gobi, sind die Sandstürme noch heftiger als in der Sahara. Sie treten dort zu gewissen Jahreszeiten ungemein häufig auf und dauern fast den ganzen Tag hindurch. Die aufgewirbelten Massen sind dabei so gewaltig, daß die Sonne selbst um die Mittagsstunde verdunkelt wird, und völlige Finsterniß herrscht; aber selbst diese Stürme können schwerlich eine Karawane, die mit Wasser reichlich versehen ist, vernichten. —

Eine andere Wüstenfabel besteht in der vielverbreiteten Meinung, die noch vor Kurzem in Schulbüchern zu finden war, daß das Kameel in seinem Magen ein Wasserreservoir besitze, und daß die Wüstenaraber, wenn sie dem Verdursten nahe sind, das Kameel tödten und das Wasser aus dem Magen trinken. In der Wüste selbst weiß man von diesem Märchen nichts.

Die Menschen, die in der Wüste ihre Heimath haben, ertragen leichter, als wir, den Durst. Es ist eine unter den Wüstensöhnen weit verbreitete Meinung, daß die Europäer in Sümpfen und Seen leben und ein halb amphibisches Dasein führen; denn den Arabern ist der starke Durst der europäischen Reisenden ebenso unerklärlich, wie uns die Sparsamkeit jener im Wassergenuß.

Für den Europäer bedeutet eine zweitägige Wasserentziehung während des heißen Sommers in der Wüste den sicheren Tod, von den Tubu in der Sahara berichtet dagegen Nachtigal, daß ein Mann dieses Stammes vier Tagemärsche ohne Wasser zu ertragen vermag, wenn er im Besitze eines Kameeles ist, wohlverschleiert bei Nacht reist und bei Tage regungslos und schweigsam im Felsschatten liegt, ohne durch Einnahme von Nahrung oder

Digitized by Google

überflüssige Bewegungen den Durst zu vermehren. Erst nach dieser Zeit sollen sich seine Sinne trüben, und er zum letzten Mittel greifen, sich am Sattel seines Kameels zu befestigen, jeder eigenen Führung zu entsagen und sich rückhaltslos dem Ortssinn des Thieres anzuvertrauen.

Auch das Kameel ist ein echtes Kind der Wüste und vermag länger noch als der Mensch ohne Wasser zu leben. Wie lange, das hängt von seinem Ernährungszustande ab. Bei starkem Futtermangel unterliegt es dem Durste eher, in der Regel kann man annehmen, daß Kameele fünf, unter Umständen selbst zehn Tage leistungsfähig bleiben, ohne getränkt zu werden. —

„Wüstenkönig ist der Löwe," diese Worte könnten uns Veranlassung zur Widerlegung einer dritten Wüstenfabel geben. Der König der Thiere braucht viel zu seinem Unterhalt; man hat den Werth der Thiere, die er in einem Jahre niederreißt, zu berechnen gesucht und und ihn auf etwa 8000 Mark beziffert. Das mag vielleicht zu hoch gegriffen erscheinen; jedenfalls aber lebt, wie Schweinfurth sagt, der Löwe nur dort, wo er tributpflichtige Unterthanen findet: Viehheerden, Büffel, Antilopen, und zwar in großer Anzahl. Die Wüste ist an Thieren selbst in den Oasen und Weideplätzen viel zu arm, um seinen königlichen Haushalt zu decken. Es gibt zwar Reisende, die den Löwen in der Sahara gesehen zu haben behaupten, aber sie sind sehr in der Minderzahl, so daß man der Meinung ist, der „Wüstenlöwe" sei eine Fabel, ebenso wie das Reservoir der Kameele.

Nicht eine Fabel, aber ein Irrthum ist es ferner, anzunehmen, daß es möglich sein würde, die Sahara in ein Meer zu verwandeln, indem man von ihr Kanäle nach dem Mittelmeere grübe. Die Forschungsreisenden haben auf ihren Wegen die Höhenlage der Wüste gemessen und gefunden, daß sie mit einigen sehr geringfügigen Ausnahmen

Digitized by Google

eine Hochebene bildet, welche die Wasser des Weltmeeres niemals erreichen können. Der Gedanke, die Wüste zu überschwemmen, ist unausführbar, und die Furcht, daß dadurch das europäische Klima verändert werden könnte, somit gegenstandslos.

Kein leerer Wahn ist es dagegen, daß es gelingen wird, durch Anlage von artesischen Brunnen neue Oasen zu schaffen und so einen Theil der Wüste für die Kultur zu gewinnen. Die Versuche im Kleinen sind schon gelungen und artesische Brunnen in der algerischen Sahara geben bis zu 6000 Liter Wasser in der Minute. Die Römer haben einst in der Sahara Burgen und Städte gebaut, deren Ruinen noch heute dastehen. Die Neuzeit trägt sich gleichfalls mit Kolonisationsplänen in Afrika, und wer weiß, ob es noch so lange dauern wird, daß man den Sudan mit der geplanten Sahara-Eisenbahn leichter und bequemer erreicht, als auf den Fluthen des Kongo oder des Nils.

Der Werth der Waaren, welcher von den Karawanen durch die Sahara geführt wird, ist viel größer, als man gewöhnlich annimmt. Lenz berichtet von der westlichen Sahara, daß dort Karawanen gebildet werden, die für 750,000 Mark Waaren mit sich führen, und Rohlfs erzählt von einer Karawane von 800 Kameelen, die von Tripolis nach Wadai im Sudan ging und Waaren für etwa 700,000 Mark mitnahm. —

Die obigen Zeilen sind nur ein kleiner Beitrag zur Wüstenkunde, sie sollen nicht deren Natur ausführlich schildern, sondern nur die landläufigen, meist irrigen Vorstellungen von diesen Gebieten berichtigen, was durch Widerlegung einiger der weitverbreitetsten „Wüstenfabeln" gelungen sein wird.

Digitized by Google

Cirkusblut.

Eine Erinnerung aus meinem Vagabundenleben.

Von

Signor Saltarino.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 187., als der Cirkus Costy zwei Monate lang in der rheinischen Industriestadt C. spielte. Die Geschäfte waren glänzend, der geräumige Cirkus wochenlang allabendlich ausverkauft, und der alte Costy rieb sich von Tag zu Tag vergnügter die fleischigen Hände, während seine Gemahlin der Kirche eine Altardecke und den Armen fünfhundert Mark schenkte.

Und wer war die Ursache des großartigen Besuches des Cirkus? — Ein einfacher Löwenbändiger mit acht Thieren. Freilich, die Vorführungen dieses Mannes waren höchst sehenswerth; er arbeitete in der sogenannten „zahmen Dressur", also ohne Schreien, Schießen und sonstigen Spektakel, welcher dem Publikum immer ein angenehmes Gruseln verursacht. Die großen, gelben Katzen waren auch nicht auf das sogenannte „falsche Attackiren" dressirt, mit welchem Ausdruck man den wüthenden Anprall an die Eisenstäbe des Käfigs versteht, sobald der Bändiger die Thüre hinter sich zugeworfen hat. Die Löwen gehorchten ihrem Herrn willig, ohne Fauchen und Zähnefletschen, und achteten auf jeden Wink und Blick des Bändigers, dessen Nummer somit nichts Aufregendes an sich hatte, wodurch er viele Leute in den Cirkus zog, die

Digitized by Google

sonst solchen tollkühnen und lebensgefährlichen Vorführungen abhold sind.

Nur einen „Tric" hatte der Löwenbändiger, der auf stärkere Nerven berechnet war; er steckte nämlich zum Schluß seinen Kopf vollständig in den Rachen des größten Löwen und ließ das gelockte und frisirte Haupt einige Sekunden in dieser ungemüthlichen Lage. Dann eilte er nach der Thür, sprang heraus, empfing den üblichen Beifall, verbeugte sich nach zwei Seiten und schritt stolz von dannen, während seine Löwen sich wieder auf den Boden des Käfigs niederlegten, augenscheinlich froh, daß die allabendliche Arbeit erledigt war.

Mr. Balazza, so nannte sich der Löwenbändiger, hieß eigentlich Johannes Baltz, und seine Wiege hatte im Lande der rothen Erde gestanden. Er mochte zu der Zeit, in welcher diese Geschichte spielt, ungefähr dreißig Jahre zählen, war aber doch schon über zehn Jahre beim Fach, d. h. so lange schon durchreiste er mit seinen dressirten Thieren die Welt. Auf welche Weise Balazza Löwenbändiger geworden — Gott und die gluthäugige Spanierin, die allabendlich auf dem Telegraphendraht ihre Kunststücke machte, wußten es allein. Auf dem Zettel nannte man sie Señora Carmencita, im bürgerlichen Leben hieß sie aber einfach Frau Cora Baltz, geb. Pereira.

Balazza war das Urbild einer brutalen Kunstreiterschönheit. Sechs Fuß hoch, mit einer Brust wie ein Wäscheschrank und Armen wie die Gießkannen, hatte er auf dem mächtigen Oberkörper einen verhältnißmäßig kleinen, nicht unedel geformten Kopf; in dem ebenmäßigen Gesicht fielen zwei große blaue Augen auf, die nicht gerade klug, doch recht gutmüthig in die Welt hineinschauten, aber einen starren, gläsernen Glanz annahmen, sobald er sich bei seinen Thieren befand oder gereizt wurde. Der

Digitized by Google

blonde Schnurrbart war an seinen Enden haarscharf zugedreht und reichte fast bis zu den Ohren.

Der Bändiger hatte einen ungemein gutmüthigen Charakter und hing mit treuer Liebe an seinem Weibe. Dieses vergalt dieselbe mit wilder, überschäumender Leidenschaftlichkeit. Heiß und verzehrend liebte das spanische Vagabundenkind den starken, blonden Germanen, der einst zerlumpt in den Cirkus des Vaters gekommen war, wo er Aufnahme, Pflege und Arbeit gefunden hatte. Von diesem Tage an ließ Cora Pereira den Bändiger nicht mehr aus ihrem Gesichtskreis, bis sie sein Weib geworden war, und dann folgten ihre nachtschwarzen Augen erst recht jedem Schritt und Tritt des Geliebten. —

Die Panneaureiterin unserer Truppe war eine Südfranzösin, Namens Leontine Bazola, ein immer noch schönes Weib, wenn auch ihre Blüthezeit schon hinter ihr lag. Sonst träge, schläfrig, interesselos, kam der leibhaftige Satan in sie, sobald sie sich auf dem Pferderücken fühlte. Sie ist schon mehrere Jahre todt, aber heute noch gedenke ich mit Bewunderung ihrer „Arbeit", so kühn, so graziös und so voll südlichen Feuers, daß nicht nur die „goldene Jugend" im Zuschauerraum ihre Handschuhe entzwei klatschte, sondern auch alte, vielerfahrene und weitgereiste Kunstreiter ihrer Anerkennung lauten Ausdruck gaben, wenn sie auf ihrem kleinen Podium — und ein kleineres als das Brett eines Panneau's gibt es ja nicht — in den graziösen Stellungen des Bolero alle Stadien der Liebe, von der erwachenden Leidenschaft an, entzückenden Ausdruck gab, wenn sie im Kamarinskij uns ein Stück russischen Volkslebens zeigte.

Diese Leontine Bazola blieb nicht lange bei der Truppe. Sie ging infolge eines schrecklichen Ereignisses, an welchem sie mitschuldig war. Ob direkt oder indirekt kann ich nicht sagen, wie denn überhaupt der ganze Sachverhalt

Digitized by Google

niemals völlig klargelegt worden ist. Daß aber ihr kokettes Lächeln, das Feuer ihrer schönen Augen auch einen Mann wie Balazza berücken konnte, steht außer jedem Zweifel.

Der Bändiger bewohnte zwei Zimmer in einem kleinen Gasthofe an der in frischem Grün prangenden Promenade. Und als der laue Wind des Mittags in die Räume drang, der das Zwitschern der Vögel herauftrug, da ergriff Balazza die Guitarre, und bald entquoll seinem Munde eine jener schwermüthigen deutschen Weisen, die selbst Angehörige fremder Nationen zu Thränen rühren können.

Das schmale Kinn in die kleine, weiße Hand gestützt, saß Carmencita zu Füßen ihres Mannes und lauschte den einfachen Strophen des Liedes. Und als der Bändiger geendet, erhob sie die nachtschwarzen Augen und sagte mit leiser, verschleierter Stimme: „Das war ein sehr schönes deutsches Lied, Geliebter, aber nun auch ein spanisches, einen Bolero!"

Und Balazza begann einen Bolero.

Da sprang Carmencita mit funkelnden Augen auf und wiegte sich, den Oberkörper halb zurückgebogen, rhythmisch in den Hüften, während ihre Finger den Schlag der Kastagnetten nachahmten. Auch der Bändiger hatte sich erhoben — schnell, wie elektrisirt beim Anblick seines dämonisch schönen Weibes.

Bei dieser Gelegenheit fiel ihm eine Visitenkartentasche aus dem Jaquet und mit dieser eine Photographie, das Bildniß Leontine Bazola's!

Balazza bückte sich schnell, um es aufzuheben, aber die Frau kam ihm zuvor. Sowie sie des Bildes ansichtig wurde, überzog eine fahle Bläße ihr bronzefarbenes Antlitz, jäh wechselte die Färbung ihrer Augen, heiß schoß ihr das Blut zum Herzen, die bläulichen Adern ihrer Stirn schwollen drohend an und: „Verräther! Treuloser Verräther!" zischte es von ihren Lippen.

Digitized by Google

„Es ist nichts, Carmencita, es ist nichts!“ rief der Gatte; „Mademoiselle Bazola hat es mir gegeben als Andenken an eine Kameradin!“

„Es ist nicht wahr! Lüge, Lüge! Sie liebt Dich! Ich ahnte es schon lange!“ schrie das erregte Weib.

Der Löwenbändiger richtete sich in seiner ganzen Größe auf; seine Augen nahmen den gläsernen Glanz an, welcher die Löwen zurückscheuchte.

„Ich lüge nicht, Carmencita. Die Kollegin gab mir heute Morgen vor der Probe die Photographie als Erinnerung an unser Engagement bei der Gesellschaft Costy.“

Finsteren Blickes, die geschwungenen Augenbrauen tief zusammengezogen, stand die Spanierin da.

„Gib mir das Bild!“ herrschte sie.

„Wozu, Carmencita?“

„Das Bild will ich haben, das Bild!“ schrie das schöne Weib. „Ich will nicht, daß ein anderes Wesen sich zwischen uns stellt, ich will es zerreißen, vernichten!“

In unerschütterlicher Ruhe stand der Bändiger vor dem gereizten Weibe. „Es wäre unhöflich von uns,“ sagte er, „die Photographie zu vernichten; Du weißt, daß ich Dir treu bin, daß ich Dich liebe mit jeder Faser meines Herzens, und daß niemals ein anderes Weib Dein Bild aus demselben verdrängen kann.“

Doch die heißblütige Spanierin war nicht zu beruhigen. „O, ich weiß es wohl, daß diese französische Schlange Dich liebt,“ antwortete sie; „ich habe sie genau beobachtet, ich habe gesehen, wie ihre Augen leuchten, wenn Du arbeitest, wie sie Dir auf Schritt und Tritt folgen, wie sie nur auf die Gelegenheit wartet, sich Dir zu nähern. Aber ich schwöre Dir: ich erdolche die Bestie in dem Augenblicke, wo ich Gewißheit darüber erlange, daß ihr im Einverständnisse miteinander seid!“

Digitized by Google

„Du redeſt irre, Carmencita — Du biſt krank, lege Dich in's Bett!"

„Nein — das Bild her! Es ſoll vernichtet werden!"

„So nimm doch Vernunft an!"

„Das Bild — das Bild!"

„Nein!"

„Bitte, bitte, das Bild!"

„Sei vernünftig — nein!"

Carmencita ſtand einen Augenblick ſtill da; hörbar knirſchten die kleinen weißen Zähne aufeinander, und ihre Augen funkelten wie die einer Tigerin. Dann aber riß ſie in wahnſinniger Wuth einen kleinen Dolch aus dem Schubfach eines Nähtiſchchens — ein Sprung! und die Klinge fuhr in die Bruſt des Bändigers.

Dieſer, die drohende Gefahr erkennend, hatte ſich blitzſchnell zur Seite gebogen, ſo daß der Stahl in ſchräger Richtung traf und an einer Rippe abglitt. Der Bändiger wankte einen Augenblick, während das Weib ſtumm und ſtarr daſtand, als ſie das Blut aus der Bruſt des Mannes rieſeln ſah. Dann aber faßte er ſie um den Leib, hob ſie hoch empor und ließ ſie auf das Sopha hinfallen.

Hier löste ſich die Wuth und der Schmerz der Spanierin in einem kreiſchenden Weinen.

„Ich will ſterben — ſterben, denn er liebt mich nicht mehr — er liebt eine Andere!"

— — — — — — — — — — — —

Am Abend hatte ſich Carmencita ſoweit beruhigt, daß ſie zu arbeiten wünſchte. Vergebens rieth ihr der Mann, einen Abend auszuſetzen. Die Spanierin ſchüttelte nur den ſchönen Kopf. „Pah, mein Freund, eine Pereira kann kein Seelenſchmerz von ihrem Berufe abhalten."

Und ſie ließ ſich am Laufſeile emporwinden bis hoch hinauf unter die Decke, unter welcher ſich der blitzende Draht wie ein dünner, ſilberner Faden durch die Luft zog.

Digitized by Google

Kalt, mechaniſch, das übliche Lächeln der Seiltänzerinnen auf dem Geſicht, machte Carmencita ihre Kunſtſtücke, während ihr Mann in Stallmeiſteruniform unten in der Manège ſtand und unverwandt jede ihrer Bewegungen verfolgte.

Carmencita war ein Vollblut des Cirkus; jede ihrer Bewegungen war graziös, jeder „Tric" verwegen-kühn, aber mit abſoluter Sicherheit vollzogen. Sie wußte nicht, was Furcht iſt; ſie hatte Muskeln von Eiſen und Nerven von Stahl!

Jetzt kam der Schluß ihrer Nummer: die Pirouetten, jene gefährlichen Kreiſeldrehungen um die Körperaxe auf dem dünnen Drahte, die den gerechten Stolz aller Seiltänzerinnen der Welt bilden, von denen etwa ein Dutzend einfache, ein halbes Dutzend doppelte und vielleicht Zwei oder Drei dreifache Pirouetten hintereinander machen können.

„Là!" kommandirte Balazza.

Carmencita drehte ſich einmal.

Beifall.

„Doublez!"

Zweimal. Noch mehr Beifall.

Da war es der Seiltänzerin, als ſchauten ein paar leidenſchaftliche, haßerfüllte Augen zu ihr herauf, die Augen der Franzöſin, deren Bild ihr Gatte auf dem Herzen trug. Und wiederum zog eine unſagbare Wuth durch ihr Inneres, eine blinde Wuth, die ihr das Blut nach dem Kopfe drängte und ſie faſt beſinnungslos machte.

„Trois!"

Ein tauſendſtimmiger Schrei des Entſetzens ließ den Cirkus erzittern. Die Spanierin ſtürzte, und der ſchöne Leib zerſchellte auf dem harten Boden der Manège. Ein leidenſchaftlich Leben hatte ausgerungen — Carmencita war nur noch eine blutige, verunſtaltete Fleiſchmaſſe.

Und als man den Leichnam auf das Stroh des Stalles

Digitized by Google

bettete, da warf sich der Bändiger über denselben, küßte das entstellte, blutige Antlitz, und der löwenstarke Mann weinte bitterlich.

Drei Tage später schon wurde das Wiederauftreten des Bändigers angekündigt. Cora Balazza ruhte auf dem städtischen Friedhofe für immer von ihrem ruhelosen Wanderleben aus, während an den hinterbliebenen Gatten die Forderungen des Lebens gebieterisch herantraten. Mochte ihm der Tod des geliebten Weibes noch so sehr zu Herzen gehen — die Löwen wollten fressen, er mußte „arbeiten", um sein und der Thiere Leben zu fristen.

Mit begreiflicher Spannung sah das Publikum dem Wiederauftreten des Mannes, dessen Weib ein Opfer ihres gefährlichen Berufes geworden war, entgegen. Und als sich die hünenhafte Gestalt des Bändigers vor den Zuschauern verneigte, da lag ein Lächeln auf den blutleeren Lippen — er schien sich gefaßt zu haben.

Aber es schien nur so. Als er in den Käfig gestiegen war und die Fallthür hinter sich zugeworfen hatte, überkam den starken Mann ein Wuthanfall. Auch die Thiere befanden sich in der schlechtesten Laune; widerwillig kamen sie heran, träg setzten sie über die vorgehaltene Barrière, als mit furchtbarer Wucht der stählerne Riemen der Dressurpeitsche um ihre Schnauzen pfiff. Fauchend wichen die Bestien zurück und blieben, zu einem großen Knäuel zusammengedrängt, in einer Ecke des Käfigs sitzen.

„Brutus! Prinz! Allez-donc!" herrschte der Bändiger.

Umsonst, die geängstigten Thiere blieben in der Ecke.

Da schwollen die Adern auf der Stirn des Artisten an, in den Winkeln des Mundes wurde weißer Schaum sichtbar, und die gläsernen Augen unterliefen mit Blut. Drei Schritte ging er vorwärts, dann wendete er die Peitsche und stieß dem größten Löwen die mit Blei gefüllte Stahlstange in den Rachen.

Digitized by Google

Das Thier erhob ein fürchterliches Gebrüll, so daß die Zuschauer sich entsetzt von den Sitzen erhoben, und viele sich anschickten, den Cirkus zu verlassen.

Der Direktor Costy war mittlerweile benachrichtigt worden, daß Balazza nicht recht bei Sinnen sei, und athemlos eilte er in die Arena.

„Der Kerl ist verrückt geworden — er muß 'raus — es gibt sonst ein Unglück!" schrie er mit hochrothem Kopf und besorgt auf das Publikum blickend, das sich von den Plätzen erhoben.

„Herr Prinzipal — er hat nicht gefüttert!" schrie jetzt der Bursche des Bändigers, „Herr Balazza hat das Fleisch erst für elf Uhr bestellt!"

Costy, der alte Kunstreiterchef, der über fünfzig Jahre die Welt durchzogen und manche zerschellte Artistenleiche gesehen hatte, erbleichte.

„Jesus Maria!" betete er, „lasset nur noch einmal es gnädig vorübergehen." —

Nach dem gewaltigen Stoß des Bändigers hatte sich der Löwe aufgerichtet, die auf und neben ihm liegenden Kameraden abschüttelnd. Langsam schritt er vorwärts, um mit einem gewaltigen Satz auf seinen Peiniger loszuspringen. Doch Balazza hatte den Angriff erwartet und zum zweiten Mal stieß er den Stiel der Peitsche in den Rachen der großen gelben Katze. Vom Schmerz gepeinigt biß diese in die lederumsponnene Stahlstange und ließ sie nicht mehr los.

„Pascholl — Brutus — Pascholl!" schrie der Bändiger. Umsonst — der Löwe ließ nicht los.

Da sauste mit furchtbarer Wucht die eiserne Faust des Bändigers auf die Schnauze des Löwen nieder. Blitzschnell ließ das Thier jetzt los und zog sich scheu und entsetzt in die Ecke zurück. Und trotz heftiger Schläge arbeiteten die Thiere jetzt so brav wie sonst.

Digitized by Google

Nun stellte sich Balazza in die Mitte des Käfigs, legte die Peitsche weg und rief Brutus herbei, während er sich nach hinten beugte. Der Löwe öffnete den Rachen und langsam schob der Bändiger seinen Kopf in den heißen, furchtbaren Schlund.

Todtenstille lagerte über dem weiten Raum.

Da plötzlich ließ ein unterdrücktes dumpfes Brüllen alle Herzen erbeben — aus dem Rachen des Löwen tropfte Blut, erst langsam, dann stärker und stärker.

Balazza hatte die Hände erhoben und „Brutus" in die Augen gekrallt; der Löwe, von Schmerz gepeinigt und erschreckt, schloß die Kiefern.

Ein entsetzliches Krachen — ein zweites Vagabundenleben hatte ausgerungen.

— — — — — — — — — — — —

Auf dem Friedhofe zu C. ruhen der Bändiger und seine Frau in einem gemeinsamen Grab. Eine Marmorplatte auf demselben trägt Beider Namen: „Johannes Baltz, geboren den 12. Dezember 1848 zu Münster, gestorben den 12. Juli 187. — Cora Baltz, geb. Pereira, geboren den 14. Juni 1856 zu Santander, gestorben den 9. Juli 187. in C."

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Der Lancier Griesbach aus Kolmar. — Allbekannt ist die heitere, von Hackländer erzählte Skizze von der Stufenleiter des militärischen Rüffels, der vom General anfangend schließlich an einem armen Rekruten hängen bleibt. Eine ähnliche Geschichte, jedoch mit anderem Ausgang, erzählt der französische Publizist des Quatrelles.

Achtzigtausend Mann Infanterie, Kavallerie und Artillerie standen kurz nach Beendigung des italienischen Feldzuges (1859) in Parade auf dem Marsfelde. Napoleon III. läßt die Truppen Revue passiren, die Kaiserin und der kleine dreijährige Prinz sind an seiner Seite. Um die kaiserliche Familie schaart sich eine funkelnde, ordenstrahlende Suite von Generalen und fremden Militärattachés. Die Herrschaften folgen dem großen Vorbeimarsch mit Spannung.

Plötzlich wendet die Kaiserin sich zum Kaiser. Ihr scharfes Auge hat mitten unter ihren weißgrünen Dragonern einen blaurothen Lancier entdeckt.

„Weshalb reitet jener Lancier dort in meinem Dragonerregiment?" fragt die Kaiserin ihren Gemahl.

„Das habe ich gar nicht bemerkt," erwiederte der Monarch. — „Marschall!"

Der Marschall-Kriegsminister nähert sich seinem kaiserlichen Herrn.

„Wie kommt denn der Lancier in die Reihen der Dragoner der Kaiserin?"

„Ich werde hierüber Informationen einholen, Sire."

Und der Kriegsminister galoppirt in die Nähe des Marschall-Kommandanten der kaiserlichen Garden.

Digitized by Google

„Lieber Marschall, der Kaiser sendet mich zu Ihnen, um von Ihnen zu erfahren, auf welche Weise der Lancier, den Sie dort sehen, mitten unter die Dragoner der Kaiserin gerathen ist.“

„Verehrter Freund, ich gestehe ganz offen, daß ich nicht minder erstaunt bin, als Seine Majestät, den Lancier da zu sehen. Ich eile, um Erkundigungen einzuziehen, und werde Sie in wenigen Minuten verständigen.“

Der Befehlshaber der Garden galoppirt zum Aufstellungsplatze des Divisionsgenerals und Kommandanten der Kavallerie.

„Sacrebleu! General, erklären Sie mir doch gefälligst, was dieser Lancier unter den Dragonern der Kaiserin zu suchen hat! Seine Majestät ist nicht wenig ungehalten hierüber.“

„Ha! In der That, das ist stark! Ich hatte den Kerl nicht bemerkt! Sofort werde ich mich erkundigen, was das heißen soll!“

Der Divisionsgeneral und Chef der Gardereiter trabt zum Brigadegeneral. Er hat sich ganz außer Athem geritten.

„Mein Bester! ... Ich kann mich nicht fassen ... der Kaiser ... verlangt zu wissen ... was zum Teufel dieser Lancier unter den Dragonern bedeuten soll?“

„Eine Sekunde Geduld, General, und ich bringe Ihnen eine Erklärung dieses unbegreiflichen Vorfalles.“

Spricht's und gibt seinem Pferde die Sporen, um den Obersten der Dragoner zur Rede zu stellen.

Das Kavallerieregiment hat sich mittlerweile in Bewegung gesetzt und defilirt unter Trompetengeschmetter und Trommelwirbel in einer riesigen Staubwolke.

Der Brigadegeneral galoppirt mit verhängten Zügeln über die Ebene. Nach zehn Minuten erreicht er den Obersten.

„Oberst! ... O ... berst! ... Der Kaiser läßt Sie fragen, seit wann Lanciers in Dragonerregimentern reiten?“

„Ah! Ich kann die Tête des Regiments nicht verlassen!“ ruft der vor Zorn puterroth gewordene Oberst, der dem General entgegen galoppirt, „aber wenden Sie sich an den Chef der zweiten Eskadron, der wird vielleicht Aufschluß geben können, wie dieses Verbrechen in meinem Regimente vorkommen konnte!“

Der Brigadegeneral winkt einen Adjutanten herbei, der sofort en carrière zu ihm jagt.

Digitized by Google

„Ich bitte Sie, den Kommandanten der zweiten Eskadron des Garde-Dragonerregiments im Namen Ihrer Majestäten zu fragen, was es denn eigentlich mit diesem verfluchten Lancier ist, der sich in die Reihen der Dragoner verirrt hat."

Der Adjutant salutirt und rast davon. „Herr Major, Ihre Majestäten wollen wissen, was der Lancier in Ihrem Truppenkörper zu suchen hat!"

„Was? Wir hätten einen Lancier unter unseren Dragonern? Wo ist der Kerl? ... Ha, richtig! ... Na warte! Wie kommt der Lancier ... Achtung! ... Ich kann nicht von der Tête ... Defilée! ... Aber ... der Rittmeister dort ... Präsentirt! ... Der Rittmeister Grindemil wird Ihnen Auskunft geben: dort hinten bei der Eskadron ... Vorwärts, marsch!"

Der Adjutant galoppirt zum Rittmeister Grindemil im verdreifachten Tempo.

„Herr Rittmeister! Auf Befehl des Kaisers! Weshalb haben Sie einen Lancier unter Ihren Reitern?"

„Was? Wie? Ein Lancier? Bei mir? Ha! Daran ist Niemand schuld, als der Herr Oberlieutenant Cladomir! Ich hab's ja immer gesagt, dieser Oberlieutenant Cladomir! Jeden Tag macht er eine neue Dummheit. Aber diesmal werde ich ein Exempel statuiren!"

Der Rittmeister galoppirt zum Zug des Oberlieutenants Cladomir. „Herr Lieutenant Caspocal! Wo ist der Oberlieutenant Cladomir?"

„Der Herr Major hat ihn soeben zu sich rufen lassen."

„Ich nehme Ihren Platz hier ein, Herr Lieutenant. Suchen Sie indessen so rasch als möglich den Herrn Oberlieutenant auf und sagen Sie ihm, daß Ihre Majestäten im höchsten Grade aufgebracht sind, einen Lancier in seiner Eskadron zu sehen. Die hohen Herrschaften erwarten von ihm eine Aufklärung über diesen unerhörten Fall."

Unterdessen defiliren die Truppen immer fort.

Lieutenant Caspocal sucht den Oberlieutenant Cladomir; die Säbelscheide schlägt klirrend an die Sporen des galoppirenden Offiziers. Es vergehen zehn Minuten, Caspocal kehrt nicht zurück. Endlich erhebt sich eine leichte Staubwolke, und der in Schweiß gebadete Offizier taucht auf.

Digitized by Google

„Herr Rittmeister! Melde gehorsamst, die Antwort des Herrn Oberlieutenant Cladomir lautet, daß er nichts davon wisse. Der Wachtmeister Cornemusette sei Schuld an Allem! Beruhigen Sie den Herrn Rittmeister, ich will mich sofort erkundigen!"

Das Regiment defilirt, der Adjutant wartet, der Lieutenant versucht den Rittmeister zu beruhigen; endlich fliegt Oberlieutenant Cladomir herbei.

„Nun, Herr Oberlieutenant?!"

„Melde gehorsamst, daß der Wachtmeister Cornemusette als Bedeckung der Ambulanz zugetheilt wurde!"

„Millionen Bomben und Granaten! Jetzt stehen wir hübsch da!"

„Bitte gehorsamst, Herr Rittmeister," wendet nun schüchtern der Lieutenant Caspocal ein, „wie wär's denn, wenn wir den Lancier selbst fragen würden, auf welche Weise er unter unsere Reiter kam?"

„Nicht übel, wenngleich gegen den vorgeschriebenen Dienstweg ... Aber der kaiserliche Befehl ... Herr Lieutenant Caspocal, ich bitte über die Herkunft des Lanciers bei ihm selbst Informationen einzuholen."

Lieutenant Caspocal im Galopp zum Lancier. „He! Sie! Lancier! Ganz recht, Sie dort! Wie heißen Sie?"

„Griesbach aus Kolmar, Herr Lieutenant!"

„Wie kommen Sie in dieser Uniform zu uns?"

„Ich bin gestern von meinem Regimente zu den Dragonern übergeführt worden, und habe noch keine neue Uniform erhalten."

„So? Und da reiten Sie in diesem Zustande mit, bei einer Parade vor Ihren Majestäten? ... Zwei Tage Kasernenarrest sind Ihnen sicher."

Galopp des Lieutenants Caspocal zum Oberlieutenant Cladomir. „Herr Oberlieutenant! Der Lancier ist gestern zu uns übergeführt geworden und hat noch keine Montur gefaßt!"

„Dachte ich mir's doch! Der Elende! Fünf Tage Mittelarrest!"

Oberlieutenant Cladomir zum Rittmeister Grindemil: „Herr Rittmeister, Ihre Majestäten mögen erfahren, daß der gestern bei uns eingereihte Lancier Griesbach noch keine Uniform erhalten hat."

„Vierzehn Tage strengen Arrest!"

Digitized by Google

Rittmeister Grindemil erstattet dem Chef die Meldung: „Herr Major, die gepflogene Untersuchung ergibt, daß der Lancier gestern zu uns übergeführt wurde und bisher noch keine Montur gefaßt hat."

„Sechs Wochen Dunkelarrest!"

Der Major im Galopp zum Obersten: „Herr Oberst, der Lancier, der unser Regiment geschändet hat —"

„Was ist's mit ihm?"

„Es ist ein gewisser Griesbach, der zu uns übergeführt wurde und noch keine Montur gefaßt hat."

„Drei Monate sollte man den Burschen auf die Festung schicken!"

Der Adjutant des Generalstabes: „Nun, Herr Oberst?"

„Ich kann nicht von der Tête des Regiments während des Defilirens. Melden Sie Seiner Majestät, daß das Vergehen strenge geahndet werden wird. Der pflichtvergessene Lancier Griesbach war nicht vorschriftsmäßig, weil er seine Uniform noch nicht gefaßt hatte. Legen Sie den Majestäten den Ausdruck meines tiefsten Bedauerns zu Füßen."

Der Adjutant vor dem Brigadegeneral: „Herr General, der Lancier Griesbach, der das Mißfallen der Majestäten in so hohem Grade erweckte, ist noch nicht im Besitze seiner Uniform!"

„Und da rückt der Mensch mit aus? Vor's Kriegsgericht mit ihm!"

Der Brigadegeneral eilt zum Divisionär: „Excellenz! Der gestern in das Dragonerregiment eingereihte Lancier Griesbach hat noch nicht seine Uniform gefaßt."

Der Divisionsgeneral galoppirt zum Marschall-Kommandanten der kaiserlichen Garden: „Herr Marschall, der Lancier —"

„Welcher Lancier?"

„Derselbe, den der Kaiser vor einer Stunde unter den Dragonern Ihrer Majestät mit so großem Unwillen entdeckte."

„Aha, ich erinnere mich! Nun?"

„Es ist der Lancier Griesbach aus Kolmar. Hat seine Uniform noch nicht."

Der Marschall zum Kriegsminister: „Herr Marschall, ich erfahre soeben, daß der Lancier —"

„Lancier? Von welchem Lancier reden Sie?"

„Nun, von dem Lancier Griesbach, dem die Uniform noch

Digitized by Google

nicht ausgefolgt war. Ich bitte dies dem Kaiser, der sich darnach erkundigte, mittheilen zu wollen."

„Seine Majestät ist eben damit beschäftigt, die Dekorationen und Auszeichnungen zu vertheilen; ich weiß nicht, ob ich ihn stören soll."

„Da der Kaiser wissen wollte, welche Bewandtniß es mit dem Lancier habe, glaube ich doch, Sie sollten —"

„Ganz recht!"

Und der Kriegsminister reitet an den Kaiser heran: „Eure Majestät —"

„Was wünschen Sie, Marschall?"

„Ich komme wegen des Lanciers Griesbach, desselben, welcher —"

„Es ist gut. Geben Sie ihm die Medaille. Es freut mich immer, einen braven Soldaten belohnen zu können."

Auf diese Art erhielt der Lancier Griesbach aus Kolmar die Tapferkeitsmedaille. E. Schlack.

Das Mahagoni. — Die wenigsten Personen, welche in mit Mahagonimöbeln ausgestatteten Zimmern wohnen, haben auch nur die entfernteste Ahnung, mit wie viel Arbeit und Mühseligkeit die Beschaffung des Mahagoniholzes verbunden ist.

Das wegen seiner leichten Polirfähigkeit, Härte und Dauer als Fournierholz so sehr geschätzte Mahagoniholz stammt von dem Mahagonibaum, einem in Westindien und auf der Landenge von Panama auf felsigem Boden wachsenden, 30 bis 36 Meter hohen Baume mit weit ausgebreitetem, dicht belaubtem Wipfel. Das frische Holz ist gelbroth, färbt sich aber später dunkelbraun, endlich ganz schwarz. Durch die seidenartig glänzenden Spiegel und die vielen Poren erscheint es fein gestrichelt; häufig ist es schon gestreift und geflammt oder mit pyramidenartigen Zeichnungen geziert. Die Rinde des Mahagonibaumes hat einen bitteren, zusammenziehenden Geschmack, wird im Heimathlande gegen Wechselfieber und Durchfälle angewendet (Amarantrinde) und dient auch zur Verfälschung der Chinarinde. Durch Einschnitte gewinnt man aus dem Baume ein Gummi, das als Acajougummi in den Handel kommt.

Im Handel unterscheidet man das Mahagoniholz theils nach dem Vaterlande, theils nach dem Ansehen. Am geschätztesten ist

Digitized by Google

das von Jamaica, woher aber infolge des schonungslosen Fällens der Bäume jetzt nur noch geringe Mengen ausgeführt werden; das meiste, aber auch geringwerthigste, weil schrammige, grobfaserige Mahagoniholz kommt von den Küsten der Hondurasbay (Centralamerika). Härter und schöner gefärbt ist das Mahagoniholz von Haiti, Cuba und den Bahamainseln, welches im Handel als spanisches Mahagoniholz bezeichnet wird. Es ist schön braun, dunkelt stark an der Luft, spaltet sich sehr schwer, schwindet sehr wenig, nimmt eine schöne Politur an und verträgt auch gut Temperaturwechsel. Da das Mahagoniholz von Würmern nicht angegriffen wird und im Wasser von ungewöhnlicher Dauer ist, so ist es auch zum Schiffsbau sehr geeignet; außerdem dient es zu Lagern für Maschinentheile.

Das unter dem Namen afrikanisches Mahagoniholz, Madeiramahagoni oder Kailcedraholz seit Anfang dieses Jahrhunderts in den Handel gebrachte Mahagoniholz stammt von dem in Senegambien und am Grünen Vorgebirge wachsenden Mahagonibaum. Neuholländisches Mahagoni oder Kolonialmahagoni heißt das dichte, rothe, veilchenartig riechende Holz von einigen Eukalyptusarten, welches aus Neu-Südwales importirt wird.

Der Mahagonibaum ist vor einigen Jahren auch in den nordwestlichen Provinzen Indiens angepflanzt worden und verspricht dort von großer wirthschaftlicher Bedeutung zu werden.

Die größten Mahagoniwälder aber befinden sich auf St. Domingo und in den centralamerikanischen Staaten. Von letzteren liefert Britisch-Honduras und Guatemala die bessere Qualität, wie auch die stärksten Stämme, die zumeist nach England verschifft werden, während die kleineren Stämme — von 1 bis 1¾ Meter Durchmesser — unter dem Namen „Yankeeholz" nach den Vereinigten Staaten gehen. Die Ausbeute erstreckt sich natürlich zuerst auf diejenigen Theile, welche durch Flüsse einen leichten Transport nach den Häfen ermöglichen. Größere Wälder und ganze Landstrecken werden von der Regierung für eine gewisse Anzahl von Jahren gegen wenige hundert Dollars jährlich verpachtet. Für jeden gefällten, beziehungsweise verschifften Stamm müssen außerdem 5 bis 10 Dollars (21 bis 42 Mark) bezahlt werden; die Taxen der einzelnen Staaten sind verschieden.

Digitized by Google

Um das Geschäft in großem Maßstabe zu betreiben, braucht ein Unternehmer etwa 100 Arbeiter, welche nach den verschiedenen Verrichtungen in Abtheilungen getheilt werden und meist aus den verschiedensten Nationen zusammengewürfelt sind: Karaiben, Mischlinge, Indianer, Kreolen. Dieselben werden auf zehn Monate angenommen, da während der Monate Dezember und Januar wegen der heftigen Regengüsse nicht gearbeitet wird. Die Leute erhalten 10 bis 12 Dollars im Monat und ihre wöchentlichen Rationen, welche aus 8 Liter Mehl und 1½ Kilogramm gesalzenem Schweinefleisch bestehen.

Die Arbeiter sind nach ihrer Nationalität und der Arbeit, die sie zu verrichten haben, in Rotten eingetheilt. Die schwerste Arbeit wird von den Karaiben und Mischlingen ausgeführt; die Kreolen haben die Wartung und Aufsicht über das Vieh, während die Indianer als Lastträger, Kundschafter, Jäger ꝛc. verwendet werden. Die gesammten Arbeiter stehen unter der Leitung und Aufsicht eines Kapitäns oder Inspektors, dem zwei oder mehrere Aufseher untergeben sind.

Zu allererst werden die erforderlichen Wege geschaffen, die nach dem Wasser führen. Um 4 Uhr Morgens wird auf einer Muschel zum Aufstehen geblasen. Die Leute bereiten dann in der Eile ihr einfaches Frühstück, welches aus gekochtem Schweinefleisch und einem Brei aus Mehl und Wasser besteht. Auf ein zweites Zeichen haben sie sich mit ihrem Handwerkszeug vor der Hütte des Inspektors zu versammeln. Nachdem die Namen aufgerufen und die Fehlenden notirt sind, führt der Inspektor die Leute zur Arbeit ab. Es wird nicht nach Stunden gearbeitet, sondern der Abtheilung von dem Aufseher ein bestimmtes Tagewerk zuertheilt, welches allerdings auf jeden Fall bis Abends geleistet werden muß.

Dieses Tagewerk ist aber häufig genug derart, daß die Arbeiter, wenn sie sich gegenseitig in zweckmäßiger Weise unterstützen, oft schon Vormittags damit fertig sind. Sie treiben dann Nachmittags Garten- und Getreidebau auf den Stücken Land, welche um ihre Hütten herum liegen, oder gehen auf die Jagd, da viele von ihnen Frauen und Kinder bei sich haben, und die gewöhnlichen Rationen für die Bedürfnisse einer ganzen Familie

Digitized by Google

nicht ausreichen würden. Die verschiedenen Nationalitäten halten sich von einander getrennt, und die Kolonie gliedert sich dadurch in mehrere Gebäudegruppen. Die Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Einwohnern vermehren in hohem Grade die mancherlei Unannehmlichkeiten, denen der Unternehmer ausgesetzt ist.

Während ein Theil der Arbeiter die Wege vorbereitet, werden mehrere Kundschafter nach verschiedenen Richtungen in die fast undurchdringliche Wildniß gesandt, um weitere, gute und gesunde Mahagonibäume ausfindig zu machen und zu bezeichnen. Viele von den stärkeren Bäumen erweisen sich beim Fällen als theilweise hohl und sind dann ganz werthlos. Der Kundschafter erhält für jeden Baum, den er anzeichnet, 25 bis 30 Cents (93 bis 126 Pfennig). Er hat weder einen Kompaß noch sonstige Mittel, welche ihn über seinen Standort in diesem ungeheuren Walde aufklären könnten; sein einziger Führer ist die Sonne, und oft genug muß er einen Baum erklimmen, um derselben erst ansichtig zu werden.

Das Fällen der Bäume ist zuweilen mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Da nämlich die Wurzeln des Mahagonibaumes oft mehr als 3 Meter über den Erdboden emporragen, so muß erst ein Gerüst bis zu der Höhe errichtet werden, in welcher der eigentliche Stamm des Baumes beginnt. Beim Bau des Gerüstes werden meist die umstehenden Bäume als Pfeiler ausgenutzt. Das Fällen mittelst der Axt wird hauptsächlich von den Karaiben besorgt, welche sich hierbei mit vieler Gewandtheit auf den einzelnen Gerüststangen und Wurzelzweigen bewegen. Das erfolgreiche Fällen der Bäume hängt sehr vom Wind und Wetter ab. Weht der Wind der Richtung entgegen, nach welcher die Bäume fallen sollen, so hat man günstigeren Wind abzuwarten; auch herrscht der Glaube, daß bei zunehmendem Monde keine Bäume gefällt werden dürfen, da das Holz alsdann für den Gebrauch nicht von Werth wäre. Die eigentliche Fällzeit beschränkt sich auf vier Monate im Jahre, und es wird hierzu Alles in geeigneter Weise vorbereitet. Die Abfuhr der Bäume auf Wagen oder Schlitten nach dem Flusse oder Bache ist eine andere wichtige Arbeit. Gewöhnlich werden 14 Stück Vieh vor einen Wagen gespannt, bei den größeren Bäumen entsprechend mehr, oft bis zu

Digitized by Google

28 Stück Zugochsen. Im Allgemeinen werden an einem Tage drei, zuweilen auch nur zwei solche Fahrten gemacht; zu jeder werden andere Thiere genommen. Es ist fast unmöglich, dem Leser eine Vorstellung zu geben von den Schwierigkeiten und der Langsamkeit eines solchen Transportes, denn es ist gewiß nichts Kleines, 28 halbwilde Ochsen zu lenken. Sobald sich die Regen eingestellt haben, beginnt der Transport der Stämme auf Schlitten; das schlammige Erdreich vertritt alsdann den Schnee nördlicher Klimate. Sind die Flüsse und Bäche von den heftigen Regengüssen angeschwollen, so beginnt das Flößen der gefällten Stämme. Diese Arbeit erfordert viel Achtsamkeit und Berechnung. Werden die Flöße nicht gehörig aneinander befestigt, so ereignet es sich leicht, daß das Holz in die See geschwemmt wird, wo es natürlich verloren geht. In den Häfen werden die Stämme auf das Uferland gezogen, ausgemessen und zur Verschiffung in Klötze von passender Länge zersägt.

Wir haben in Obigem die Gewinnung des Mahagoniholzes nur in ihren rohesten Umrissen geschildert, die Leiden, welche der Unternehmer zu erdulden hat, sind endlose, und dennoch ist es durchaus erforderlich, daß er auf dem Platze sei, um Ordnung zu halten und das Geschäft selbst zu überwachen. Obwohl seine Baracke etwas besser sein mag, als diejenige seiner Leute, so kann er doch nur wenig Bequemlichkeiten haben, er ist, wie alle Uebrigen, ob in oder außer dem Hause, von Skorpionen, Taranteln, Fröschen, Schlangen, Ratten und zahllosen anderen Thieren belagert, welche sein Haus zu ihrer Wohnung machen. Das Klima, die Sümpfe und Schlingpflanzen sind die Ursachen von Fiebern, die ihn befallen. Dies sind indessen nur körperliche Leiden, an welche sich die menschliche Natur mehr oder weniger gewöhnen kann; aber die eigentlichen Geschäftsleiden sind noch größer. Jede besondere Arbeitsleistung muß mit einem Trinkgelde bezahlt werden, und sollte der Unternehmer es vernachlässigen, einen Vorrath von Rum für die Leute zu halten, so könnte dies für seine Sicherheit die ernstesten Folgen nach sich ziehen. Hat er nicht das Glück gehabt, einen vertrauenswürdigen Aufseher zu bekommen, so wird er beständig betrogen; aber er ist machtlos, dem vorzubeugen, da er nicht an zwei Plätzen zu

Digitized by Google

gleicher Zeit sein kann. Die Unternehmer mitsammt ihren Aufsichtsbeamten sind stets auf einen Angriff Seitens der Arbeiter vorbereitet und gehen niemals ohne Büchse und Revolver aus.

Großen Verdruß bereiten dem Unternehmer ferner die „Auskneifer" unter den Arbeitern. Er steht mehr oder weniger im Abhängigkeitsverhältniß zu seinen Leuten. Die gesetzlichen Bestimmungen sind der Art, daß er verpflichtet ist, seine Leute zwei bis drei Monate im Voraus zu bezahlen. Mit diesem Vorschuß gehen sie nur zu oft zu benachbarten Unternehmern, von denen sie sich unter einem anderen Namen wieder anstellen lassen. Glückt es dem früheren Herrn, in Erfahrung zu bringen, wohin sich seine Auskneifer begeben haben, so kann er seine Rechte doch erst geltend machen, nachdem der Zeitraum, für welchen sie von ihrem neuen Herrn angenommen worden sind, abgelaufen ist. Und dann kann er sie nur anhalten, den empfangenen Vorschuß abzuarbeiten; aber dies entschädigt ihn nicht für den gehabten Verlust, denn meistens sind die wenigen Arbeitsmonate vorüber.

Ein eigenartiges und oft auch anziehendes Bild gewährt so ein Mahagoniholzplatz des Abends nach der Arbeit. Geht man des Abends durch die verschiedenen Niederlassungen, so findet man überall hellglänzende Feuer, um die Thiere abzuhalten, die des Nachts herumzuschleichen pflegen, und die Insektenschwärme zu vertreiben, welche die Luft erfüllen. Männer, Weiber und Kinder sitzen um das Feuer herum und verleihen der Scene ein zigeunerartiges Aussehen. Die Niederlassung der Karaiben ist stets besonders lebendig. Unter ihnen befindet sich immer ein gewandter Bursche, der die Kosten der abendlichen Unterhaltung trägt. Man sieht denselben auf dem Stamme eines umgestürzten Baumes oder auf einer leeren Mehltonne herumbalanciren und unter vielen Gestikulationen eine Rede halten. Man versteht wenig von seinem Geschwätz, die Worte „Vater" und „Mutter" werden oft wiederholt und von der aufmerksamen Zuhörerschaft jedesmal mit lautem Beifall aufgenommen. Elternliebe ist ein hervorstechender Zug in dem Charakter dieses Volkes und bildet den am meisten beliebten Gegenstand für derartige Ansprachen. Im Ganzen sind sie äußerst ungestüm in Wort und That. Der Fremde wird bei ihrem Anblick in den Glauben versetzt, daß sie miteinander streiten oder

Digitized by Google

kampfbereit sind, bis ihn ein plötzlich ausbrechendes Lachen über seinen Irrthum aufklärt.

Beim Weiterschreiten trifft man auf ein anderes Bild. Man ist unter den spanisch redenden Arbeitern. Diese sind viel ruhiger. Man bleibt stehen, um einer eintönigen Weise zu lauschen, welche von einem Eingeborenen mit Falsettstimme gesungen und auf der Guitarre begleitet wird. Liegt auch nicht viel Kunst in ihren Gesängen, so sind sie doch melancholisch und rühren das Herz.

Der größte und schönste Block Mahagoniholz, der jemals zur Ausfuhr gelangte, wurde auf der Werft in Liverpool vor längerer Zeit für 378 Pfd. Sterl. (7711 Mark) meistbietend versteigert und von dem Käufer gleich darauf aus freier Hand für 525 Pfd. Sterl. (10,710 Mark) anderweit verkauft. Dieser Block wog 133 Centner. Dr. A. Berghaus.

Klassische Unwissenheit. — Der berühmte Schauspieler B. erzählte mit Vorliebe die folgende Anekdote. Einst kam der Künstler zu einem kurzen Gastspiel nach der krain'schen Hauptstadt Laibach. B. war bereits einmal mit großem Beifall aufgetreten und beabsichtigte jetzt, den von der Censur verbotenen „Faust" zur Aufführung zu bringen. Zu dem Zweck begab er sich zu dem Statthalter Freiherrn v. E., einem bejahrten Bureaukraten von altösterreichischer Gemüthlichkeit und Beschränktheit. Der Empfang war freundlich genug: „I hob' Sie gestern g'sehen; Sö hob'n Ihr Sach' ganz brav g'macht. Was wollen's von mir?"

„Ich wollte Eure Excellenz um die Erlaubniß bitten, den Faust aufführen zu dürfen."

„Den Faust? Was ist denn dös für a Stück?"

„Der Faust von Goethe, Excellenz."

„Goethe! Goethe! — Was ist das für ein Goethe?"

„Johann Wolfgang v. Goethe, der große deutsche Dichter und frühere großherzoglich weimarische Minister."

„Ah, Minister! — So, schau, schau! Na, darf denn dös Stück hier nicht gegeben werden, Herr v. Sterzelhuber?" wandte er sich an seinen Sekretär, „was ist denn dös mit dem Faust vom Minister v. Goethe, ist denn der bei uns verboten?"

„Zu Befehl, Excellenz, es ist ein gefährliches Stück!"

Digitized by Google

„Aber, mein Herr," warf B. ein, „der Faust wird ja im Wiener Hofburgtheater vom Direktor Laube schon längst anstandslos aufgeführt."

„Ja, wenn Sö mir das beweisen könnten," meinte der Statthalter.

„Euer Excellenz brauchten nur die Gnade zu haben, an den Direktor Laube telegraphiren zu lassen!"

„Na, na, dös is z'umständlich. Was kommt denn in dem Stück vor?"

„Der Teufel kommt darin vor, Excellenz," erklärte Herr v. Sterzelhuber.

„Der Teu — der Teufel! No, dös wär' a schöne G'schicht, den Teufel auf's Theater zu bringen. O je, o je! Sö san zwar a guter Mann, aber mit so 'was müssen's mir nit kommen. Haben's kan andres Stück?"

Und anstatt Goethe's „Faust" mußte Halm's „Der Sohn der Wildniß" angesetzt werden. W. H.

Merkwürdige Beispiele von Thierverstand. — Einem Orangutan wurden zwei junge Kätzchen als Gespielinnen beigegeben, mit denen er sich gerne unterhielt, und die er sich namentlich gern auf den Kopf setzte. Es war natürlich, daß sie ihm wehe thaten, wenn sie sich, um nicht herunterzufallen, mit den Krallen festhielten. Nun betrachtete der Affe ihre Pfoten sehr aufmerksam, entdeckte die Krallen und suchte sie mit den Händen auszureißen. Da ihm dies aber nicht gelang, ertrug er lieber das Kratzen, als daß er das Vergnügen, mit den Katzen zu spielen, aufgegeben hätte.

Das im Frankfurter zoologischen Garten gehaltene Chimpanseweibchen „Molly" gab ein auffallendes Beispiel von Intelligenz. Durch die Rückwand ihrer Wohnung wurde ein Nagel geschlagen. Das Thier horchte und sah, wie die Nagelspitze immer weiter hereindrang. Jetzt ergreift der Affe seinen steinernen Trinknapf, und schlägt damit den Nagel wieder zurück. Der Nagel ist fort, aber an seiner Stelle sieht Molly ein Loch. Sie nimmt Stroh vom Boden und steckt es hinein; da aber dieses immer wieder herausfällt, klettert sie auf den Baum ihrer Wohnung, beißt einen Span ab, steckt ihn in die Oeffnung und nun ist sie zufrieden.

Digitized by Google

Einem anderen Affen, der besonders geistige Getränke liebte, wurde eine Flasche Anisgeist so auf dem Boden befestigt, daß er sie nicht wegbringen konnte. Dieser schlürfte nun, so lange er das Niveau der Flüssigkeit erreichen konnte. Als dies aber nicht mehr möglich war, blieb der Affe geraume Zeit nachsinnend neben der Flasche sitzen. Plötzlich springt er auf, streift mit den Pfoten auf dem Fußboden herumliegende Steine zusammen, wirft sie in die Flaschenmündung und wiederholt dies Manöver so lange, bis er die dadurch steigende Flüssigkeit wieder zu erreichen vermochte.

Fr. Koch.

Ein Held. — Beim Feldzuge, den Napoleon im Jahre 1798 nach Egypten unternahm, griff sein Gefolge in Kairo einen jungen, schwächlichen Burschen auf, der sich, gleich dem Möros „den Dolch im Gewande", an den Oberbefehlshaber zu drängen suchte. Vor der Militärkommission gab er an, er heiße Suleyman-el Haleby, sei vierundzwanzig Jahre alt und stamme aus Syrien; er habe sich, vom Janitscharen-Aga beauftragt, von Aleppo, wo er als Schreiber thätig gewesen, nach Kairo aufgemacht, um den Generalissimus zu ermorden. Nach diesem Geständniß war das Urtheil bald gefällt: Suleyman sollte gespießt werden, nachdem man ihm die rechte Hand verbrannt, und seine Leiche sollte auf dem Pfahle stecken bleiben, bis ihn die Raubvögel verzehrt haben würden. Das Urtheil wurde im Angesicht des Heeres und der Einwohnerschaft Kairo's vollzogen. Suleyman zeigte sich als wahrer Moslim; er ging zum Tode ohne Furcht. Man zog ihn aus und hielt ihm den Unterarm über das Feuer. Diese schreckliche Qual hielt er fünf Minuten lang aus, ohne einen Laut von sich zu geben. Als ihm aber eine glühende Kohle, die vom Holzstoß aufflog, auf den Arm fiel, rüttelte er den Arm und verlangte, daß man die Kohle wegnehme. Der Henker machte die Bemerkung, daß er nicht begreifen könne, wie ein Mann, der so viel Muth gezeigt, eines so leisen Schmerzes wegen sich beschwere. — „Der Schmerz ist's nicht," entgegnete der Delinquent, „aber ich bestehe auf meinem Rechte; die Kohle steht nicht im Urtheil!" — Nachdem das Faustgelenk verbrannt war, wurde Suleyman auf die Zinne der nächsten Moschee geführt und auf eine Spitze der Kuppel gespießt. In dieser Lage verharrte er volle viertein-

Digitized by Google

halb Stunden, ehe er starb, und sagte Verse aus dem Koran her. Endlich hatte der Scharfrichter Mitleid mit ihm und reichte ihm einen Becher mit Wasser; Suleyman trank es und gab den Geist auf. — Der Körper blieb vier Wochen auf der Kuppel; während dieser Zeit vollzogen die Raubvögel den letzten Theil des grausamen Urtheilsspruches. Kl.

Frühere deutsche Münzrechnung. — Das heranwachsende Geschlecht weiß es gar nicht zu schätzen, welchen Segen uns das neue deutsche Reich durch die Einführung eines einheitlichen Gewichts- und Münzsystems gebracht hat. Wie sah es früher in letzterer Beziehung in Deutschland aus! Seit dem 25. Oktober 1825 rechnete Preußen und Waldeck den Thaler zu 30 Silbergroschen à 12 Pfennig; den Thaler zu 24 Groschen à 12 Pfennig im Konventions-20-Guldenfuß rechneten dagegen Sachsen, Braunschweig, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, ebenso (aber im 14-Thaler- oder 21-Guldenfuß) Hessen-Kassel, Hannover und die anhaltinischen Fürstenthümer. Nach Gulden und zwar zu 60 Kreuzer à 4 Pfennig rheinisch rechneten Bayern, Baden, Hessen-Darmstadt (seltener nach Reichsthalern zu 90 Kreuzern à 4 Pfennige im 24-Guldenfuß), Meiningen, Nassau, Koburg, Frankfurt a. M. Dagegen hatte der württembergische Gulden 60 Kreuzer à 6 Heller im 24-Guldenfuß. Weil jedoch der Kronenthaler in allen diesen Ländern zu 2 Gulden 42 Kreuzer angenommen wurde, sich demnach also ein 24⅔-Guldenfuß herausstellte, so beschloß der Münzkongreß zu München 1836 den 24½-Guldenfuß als gesetzmäßig anzunehmen. — Lippe-Detmold rechnete nach Thalern zu 36 Mariengroschen à 6 Pfennig à 2 Heller im Konventions- oder 20-Guldenfuß, Lippe-Schaumburg entweder ebenso oder nach Reichsthalern. Mecklenburg-Schwerin rechnete nach Reichsthalern zu 24 Groschen oder 48 Schillingen à 12 Pfennig, wie auch Mecklenburg-Strelitz, oder auch nach Gulden zu 16 Groschen oder 32 Schillingen oder nach Mark zu 8 Groschen oder 16 Schillingen à 12 Pfennig. Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit hatten Oldenburg und Bremen mit ihren Reichsthalern zu 72 Groten à 5 Schwaren. Hamburg und Lübeck rechneten die Mark zu 16 Schilling à 12 Pfennig. Cleve, Krefeld und Elberfeld rechneten neben dem preußischen

Digitized by Google

Thalerfuß auch nach Reichsthalern zu 60 Stübern à 12 Pfennig clevisch (oder 4 Füchse), Koburg zuweilen auch nach Thalern zu 90 Kreuzern à 4 Pfennig rheinisch oder nach Gulden zu 20 Groschen à 12 Pfennig fränkisch. Im Danziger Privatverkehr war es Sitte, den Werth einer Sache in Gulden (3 = 1 preußischer Thaler) anzugeben. Oft gab es bei gewissen Handelsartikeln einen besonderen Rechnungsfuß. So rechnete man in dem bayerischen Ulm beim Leinwandhandel nach Gulden zu 15 Batzen à 4 Kreuzer oder zu 35 Schillingen à 6 Pfennig. Die Elberfelder Baumwollengarnhändler rechneten gern nach Kronenthalern (zu 114 Stübern). In Würzburg rechnete man bei Güterverkäufen noch nach fränkischen Gulden zu $5^3/_8$ Pfund oder 28 Schillingen à 3 Dreier oder 6 Pfennig (4 fränkische Gulden = 5 Gulden im 24-Guldenfuß). Die Kaufleute in den bayerischen Städten Ansbach, Bayreuth, Erlangen und Hof rechneten gern nach Reichsthalern (zu 24 Groschen à 12 Pfennig). Die Altenburger Bauern zahlten den Werth von Grundstücken oder den Gesindelohn nach meißnischen Gulden (zu 21 Groschen) aus; in demselben Lande rechneten die Steuereinnehmer entweder auch so oder nach alten Schocken (zu 20 Groschen) oder nach neuen Schocken (zu 60 Groschen). Die Großhändler der hannöverischen Stadt Emden, überhaupt ganz Ostfriesland, rechneten nach Gulden zu 100 Cent holländisch Courant oder nach Thalern zu 54 Stübern oder nach Gulden zu 20 Stübern à 10 Witt ostfriesisch Courant. In Sachsen und den sächsischen Herzogthümern kam bei Kauf von Häusern und Grundstücken zuweilen noch der meißnische Gulden (= $^7/_8$ Thaler) vor. In Frankfurt a. M. war der gebräuchlichste Zahlwerth der 24-Guldenfuß, selten bediente man sich des 20-Guldenfußes und nur bei einigen städtischen Abgaben des 22-Guldenfußes. In Reuß j. L. sollte gesetzmäßig der Speziesthaler 35 Groschen gelten und bei herrschaftlichen Gefällen nur zu 32 Groschen gerechnet werden. Bei einigen Kassen Meiningens rechnete man nach Reichsthalern zu 24 guten Groschen à 12 gute Pfennig oder nach Gulden fränkisch zu 20 guten Groschen à 12 gute Pfennig und bei Steuer- und Zinseserhebungen nach Gulden fränkisch zu 21 leichte Groschen à 12 leichte Pfennig. —

Digitized by Google

Und diese Unmasse von verschiedenen Landesmünzen! Da gab es badensische Rheingolddukaten (= 2 Thaler 23 Silbergroschen preußisch) und Ludwigsd'or (= 500 Kreuzer), bayerische Maxd'or (zu 7½ Gulden), hessen-darmstädtische, koburger, waldecker, nassauer, württembergische, badische Kronenthaler (zu 2 Gulden 42 Kreuzer), braunschweigische Pistolen oder Carlsd'or (zu 5 Thaler Gold), Speziesthaler (zu 48 Mariengroschen), dessauer Alexiusd'or (zu 5 Thaler), mecklenburg-schweriner Friedrich-Franzd'or (ebenso), hessische Wilhelmsd'or, oldenburgische noch unter dänischer Herrschaft ausgeprägte 12- und 6-Grotenstücke, Düsseldorfer Blafferts und Fettmännchen, mecklenburg-schweriner Sechslinge und Dreilinge, bayerische, fuldaische und württembergische Karolins, preußische Friedrichsd'or, französische Laubthaler (= 2 Gulden 43 Kreuzer), bayerische, mecklenburgische, braunschweigische und nassauer Dukaten, preußische, braunschweigische, holsteinische Albertsthaler (= 1 Thaler 8 Groschen Cour. M.), hannöver'sche Andreasgroschen und -thaler!

Unsere Schuljugend von heute weiß es gar nicht, wie gut sie es hat, daß sie alles dies nicht mehr zu lernen braucht. D.

Joseph II. und Mozart. — Kaiser Joseph besaß eine schöne Baßstimme, für die er sich selbst zuweilen ein Lied oder eine Arie komponirte und dieselbe dann im Kreise seiner Vertrauten vortrug. Einst hatte er eine große und schwierige Arie geschrieben, die als Einlage in einer italienischen Oper gesungen werden sollte, welche in seinem Privattheater zu Schönbrunn zur Aufführung gelangte. Sorgfältig hatte er verschwiegen, daß er der Komponist sei, aber durch einen Mitwisser war das Geheimniß doch verrathen worden. Kein Wunder, daß Komponist und Sänger stürmisch applaudirt wurden.

Als die Oper zu Ende war, fragte der Kaiser Mozart um sein Urtheil.

„Majestät," versetzte dieser treuherzig, „die Arie ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, ist doch noch tausendmal besser." M. L.

Amerikanische Wahlwetten. — Im Wetten leistet der Amerikaner bekanntlich Großes, und jede Gelegenheit wird benutzt, um dieser seiner Passion zu fröhnen. Was eignet sich aber wohl besser für eine Wette, wie die Wahl eines Präsidenten der Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten! Sicherlich wurden bei der letzten Wahl enorme Summen verspielt und gewonnen, doch notirte man außer diesen Geldwetten noch vielfach andere, bei denen sich der verlierende Theil zu irgend etwas verpflichtete; nur wenn dieser Verbindlichkeit nicht nachgekommen wurde, trat eine empfindliche Geldstrafe an Stelle derselben.

Es mögen hier einige dieser letzteren Wetten verzeichnet werden, welche im Staate Missouri zum Austrag gekommen sind.

Zwei Herren gingen die Wette ein, daß der Verlierende sich den halben Schnurrbart abzurasiren und so verunstaltet einen vollen Tag in der belebtesten Straße spazieren zu gehen habe. Zwei Andere waren überein gekommen, daß der Hineingefallene drei Stunden lang ein großes Schild durch die Straßen der Stadt zu tragen hatte, an welchem ein Plakat befestigt war, mit den Worten: „O, was war ich für ein Esel."

Zwei an große Bequemlichkeit gewöhnte Herren machten sich verbindlich, im Fall des Verlierens drei volle Monate nicht im Bett, sondern auf dem Fußboden schlafen zu wollen. Bei zwei Anderen mußte der Verlierer die schmutzige Wäsche der Familie des Gewinners in einem Schaufenster vor den Augen des Publikums waschen. Der Verlierer einer anderen Parthie durfte während eines ganzen Jahres auf der Straße Niemand Rede stehen, sondern mußte jede an ihn gerichtete Frage durch ein dem Hahn nachgeahmtes Krähen beantworten.

So weit bekannt geworden, ist jede dieser aufgezählten Wetten wirklich ausgetragen worden. O. v. B.

„Gewaltsam" verloren gegangen. — Die Kosaken, welche 1813 nach Deutschland kamen, haben im Allgemeinen einen guten Ruf von sich hinterlassen. Sie waren gutmüthig, hatten außer Brod und Branntwein wenig Bedürfnisse, zeigten auch Liebe zu Kindern, aber es fehlte ihnen leider, gerade wie den Kindern, die richtige Unterscheidungsgabe zwischen Mein und Dein. So kam es, daß sie oft Gegenstände der verschiedensten Art für ihr Eigenthum hielten und mitnahmen. Sie behielten dieselben jedoch nicht für sich, sondern boten sie dem ersten Besten um ein Geringes zum Kaufe an. War nun ein Einwohner der Käufer, so ermittelte er meist mit Hilfe der öffentlichen Blätter den Verlustträger und

Digitized by Google

stellte ihm gegen Erstattung der Auslagen seinen Kauf wieder zu. Freilich mußten diese Bekanntmachungen, um die „lieben Freundchen" nicht zu kränken und böse zu machen, vorsichtig abgefaßt werden. So heißt es in der einen: „Eben habe ich von einem Kosaken ein weißmoußlin Damenkleid für vierzig Kreuzer gekauft, welches, wenn es die vorige Besitzerin ungern verloren haben sollte, derselben bereitwilligst zur Verfügung gestellt wird." Die Geschädigten wählten diese Form: „Am 5. September ist hier ein Spitzentuch mit Tresse „gewaltsam" verloren worden. Sollte es vielleicht gekauft worden sein, so bittet man es gegen Erstattung der Auslagen zurückzugeben." D.

Langsame Wirkung. — Im Jahre 1798 verlobte sich die damals siebzehnjährige Miß Mathilde Johnson, eine Nichte des berühmten englischen Lexikographen Johnson. Kurz vor der Hochzeit starb der Bräutigam. Die Braut zog sich auf ihr Gut Baltinglaß zurück, lebte in größter Einsamkeit und setzte noch in demselben Jahre ein Testament auf, in dem sie ihr 15,000 Pfund Sterling betragendes Vermögen einem Spital vermachte und den Wunsch aussprach, man möge auf ihr Grab einen Marmorstein setzen, der ihren Namen und ihr Alter zeige nebst der Inschrift: „Aus Sehnsucht nach dem Geliebten dahingegangen."

Miß Mathilde Johnson ist am 18. Dezember 1887 im — hundertundsechsten Jahre ihres Lebens gestorben! Schl.

Kurze Kritik. — Als einst in einem Wiener Theater ein schlechter Schauspieler Namens Harder in „Wallenstein's Tod" auftrat und den Helden der Tragödie auf eine wahrhaft Grausen erregende Art heruntergespielt hatte, schickte ihm ein Satiriker sein (des Schauspielers) eigenes Bild in der betreffenden Rolle zu mit der lakonischen Unterschrift: „Herr Wilhelm Harder — Wallenstein's Tod." Kl.

UNIV. OF [illegible]

JUL 13 1912

Digitized by Google

Filmed by Preservation 1992

Digitized by Google